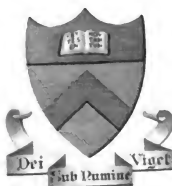
MONATSHEFTE FÜR POLITIK UND WEHRMACHT [AUCH ORGAN DER...




Dei
Sub Numine
Viget

Jahrbücher

für die

Deutsche Armee und Marine.

Verantwortlich redigirt

von

G. von MARÉES

Major.

Achtzehnter Band.

Januar bis März 1876.

BERLIN, 1876.

F. SCHNEIDER & Co.

(Goldschmidt & Wilhelmi.)

Unter den Linden No. 21.

Inhalts-Verzeichniss.

Beilagen.

I.

Das Friedrich's-Denkmal in Stettin und die Preuszisch-Pommersche Wehrkraft zur See während des siebenjährigen Krieges.

Das einzige Monument, welches König Friedrich dem Groszen bei Lebzeiten errichtet wurde, entstand im Auslande, und zwar zu Rosswald in Mähren, dem „Feensitz" des am 18. März 1778 in Potsdam gestorbenen Grafen v. Hoditz. Dieser, ein Mann „von viel Geschmack und einer glücklichen Neigung für die Künste"*), verehrte den Preuszenkönig schwärmerisch, er bezeichnete Ihn als *l'ornement du siècle* und als *maître de mon coeur*. Friedrich Seinerseits schätzte den Grafen als *aimable staroste de Rosswald* und sah ihn nicht nur gern in Neisze während der Revuen, sondern besuchte ihn auch in seinem Zauberschlosse. Im Jahre 1767 beschenkte Friedrich den Grafen mit Seinem Bildnisse. Hoditz liesz nach Letzterem zwei Büsten anfertigen, als Schmuck seiner Festsäle; und auszerdem erbaute er ein Denkmal „zum öffentlichen Andenken an die ihm durch des Königs Besuch erwiesene Ehre".

Dieses nicht mehr vorhandene, sehr wahrscheinlich in Sandstein ausgeführte Monument stellte Friedrich zu Fusz dar, in grader Haltung, unbedeckten Hauptes und mit voller Uniform, den Commandostab in der Rechten. Auf einem Postamente seitwärts lag die Krone. Zu Füszen des Königs stand rechts und links eine allegorische Figur, in der Mitte ein lorbeerbekränzter Genius**). —

Im Jahre 1781 ertheilte der grosze König Seinen Offizieren eine abschlägliche Antwort auf die Bitte, Ihm ein Kolossal-Standbild

---

*) So schildert König Friedrich ihn in einem Briefe (1768) an die verwittwete Kurfürstin von Sachsen.

**) Ich habe in Rosswald nur eine Beschreibung dieses Monuments ermitteln können.

widmen zu dürfen, dem des groszen Kurfürsten auf der „langen“ Brücke zu Berlin ähnlich. König Friedrich Wilhelm II. machte dieses Project zu dem Seinigen. Einer in dieser Angelegenheit am 31. Januar 1791 an den Minister v. Heinitz gerichteten Cabinetsordre gemäsz, erging durch die Vossische Zeitung den 10. Februar d. J. „im Namen des Königs“ an die inländischen Künstler die Aufforderung zur Einsendung eines Modells oder einer Zeichnung. Den Concurrenten wurde, wegen der wünschenswerthen Portraitähnlichkeit, ein Bild des hochseligen Königs zur Ansicht in der Akademie der Künste verhieszen, welches, von Knobelsdorf gemalt, im Besitze Ihrer Majestät der Königin-Wittwe. Als Aufstellungsort des Monuments war bestimmt der in Berlin zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit und dem Opernplatze liegende freie Raum. Nach König Friedrich Wilhelm's Eigener Angabe sollte „der höchstselige König Friedrich II., glorwürdigsten Andenkens“ dargestellt werden „in einfacher Römischer Friedenstracht, wie die Statue des Marc Aurel und des groszen Kurfürsten, mit einem Lorbeerkranze auf dem Haupte, und die rechte Hand ausgestreckt, Sein Volk segnend und beschützend; auf einem schönen, ruhig fortschreitenden Pferde“.

Dieser Aufforderung und diesen Angaben entsprach die Einlieferung mehrerer Zeichnungen und Modelle für die am 22. Mai 1791 eröffnete „Kunstausstellung“ im Berliner Akademiegebäude. Jedoch, die endgültige Entscheidung und die Vorbereitung der Aufstellung eines Reitermonuments für den „alten Fritz“ Unter den Linden in Berlin erfolgten erst durch König Friedrich Wilhelm III., im 3. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Die obenerwähnte Willensäuszerung Friedrich Wilhelm's II. veranlasste anderweit die Entstehung der beiden ersten Denkmäler, welche innerhalb Preuszens errichtet wurden zum Gedächtnisse an Friedrich den Einzigen. Zunächst liesz der General der Cavallerie v. Prittwitz, bei Kunersdorf der Retter des Königlichen Herrn aus drohender Gefangenschaft, eine allegorische — aus carrarischem Marmor in Rom gefertigte — Figurengruppe aufstellen in einem Tannenhaine seines Dotationsgutes Quilitz in der Neumark, anno 1792. Die Genesis der Friedrichsstatue zu Stettin ist folgende:

Der Staats- und Cabinetsminister Graf v. Herzberg, ein geborener Pommer, 1791 im August nach seinen hinterpommerschen Gütern reisend, richtete mit Sr. Majestät Bewilligung an seine Landsleute die Aufforderung (in der Stettiner Zeitung): eine Marmorbildsäule auf gemeinschaftliche Kosten zu stiften, in Stettin auf einem

geeigneten Platze, „als öffentlichen Beweis der unauslöschlichen Dankbarkeit und Verehrung seitens des Herzogthums Pommern für seinen groszen König und Wohlthäter Friedrich II.“. Herzberg veröffentlichte gleichzeitig ein Königliches Cabinetsschreiben, in welchem Friedrich Wilhelm II. Seine Freude aussprach über den desfalls Ihm kundgewordenen Wunsch der Pommern, und Sein Lob für einen so ehrenwerthen Patriotismus.

Herzberg stellte sich an die Spitze der freiwilligen Subscription mit „einer gewissen Summe“ und dem Versprechen, nöthigenfalls noch mehr beizutragen. Mit Schadow (Hofbildhauer seit 1788) schloss er einen vorläufigen Contract.

Binnen kurzer Zeit wurde in groszer Willfährigkeit und freudigem Eifer der benöthigte Kostenaufwand sicher gestellt, und zwar lediglich innerhalb der Provinz Pommern. Es betheiligten sich aber auch manche Pommern, die ihren Wohnsitz nach auszerhalb verlegt hatten. Mehrere unter der Gesammtheit der Beisteuernden verzichteten auf Nennung ihres Namens; und dies erhöht ja stets den Werth einer Freigebigkeit für gute Zwecke.

Schadow beendete, contractgemäsz, seine Arbeit im Jahre 1792. Sie fand allgemeinen Beifall. Eingetretener Hindernisse halber konnte jedoch die Statue erst im folgenden Jahre zu Wasser nach Stettin befördert werden. Man wählte den Aufstellungsort (auf dem Exercir- und Paradeplatze) gegenüber dem „Landhause“; an einer Stelle also, wo man sich so oft versammelt hatte, um die der Provinz nach dem siebenjährigen Kriege überwiesenen Königlichen Unterstützungsgelder gleichmäszig und den Bedürfnissen angemessen zu vertheilen. Auszerdem war hier auch die Stätte, wo man dem Landesherrn den Huldigungseid zu leisten pflegte. Als Enthüllungstag wurde der 10. October bestimmt, während des Zusammenseins sämmtlicher Pommerscher Landräthe in Stettin.

An diesem Weihetage versammelten sich innerhalb eines durch Truppen abgegrenzten Kreises, bei dem Denkmal: die obengenannten Vertreter der Landstände, der Gouverneur und der Commandant von Stettin, sämmtliche Generale und Stabsoffiziere dieser Garnison, die Präsidenten und Räthe der dortigen Behörden, die Stettiner Geistlichkeit, der Magistrat, die Professoren des Gymnasii, die bedeutenderen Handels- und Schifffahrtsmänner und viele Bürger, nebst einer groszen Zahl von Bewohnern Stettin's und der Umgegend. Die übrigen Augen- und Ohrenzeugen bei dem festlichen Ereignisse, einige Tausend, postirten sich auf den benachbarten Wällen, in den Straszen und an den Fenstern der Umgebung. Unmittelbar

neben die Statue trat Graf Herzberg und hielt eine feierliche Ansprache.

Als die Hülle fiel, durchbrach der erwünschte Sonnenblick den bewölkten Himmel; und man begrüszte mit herzlichem „Vivat" die portraitähnliche Gestalt des groszen Königs, wie Er in Seinem mittleren Lebensalter ausgesehen. Das meisterhaft in schönem weiszen Carraramarmor ausgeführte, 7 1/2 Fusz hohe Standbild ruht auf einem gleich hohen Postamente aus schwarzem Schlesischen Marmor. Die Königliche Figur ist realistisch bekleidet, mit der schlichten Uniform und dem bekannten hohen Hute; als ideeller Schmuck war angefügt ein Königsmantel und in der Rechten ein Commandostab, welcher sich auf zwei Bücher stützt, denen zur Vervollständigung der lakonisch kurzen Monumentsinschrift „*Friderico Pomerania MDCCXCIII*" die Aufschriften gegeben sind: „*Artes pacis et belli*" und „*Corpus Juris Fridericiani*".

Der berühmte Kupferstecher Daniel Berger hat alsbald eine Abbildung des Friedrich's-Monuments angefertigt; 1 Fusz 7 1/2 Zoll hoch, 1 Fusz 3 Zoll breit. (Preis 1/2 Friedrichsd'or.)

Wir freuen uns, zu wissen, dass die für diese Königsstatue gewählte Tracht den Eigenen Wünschen Friedrich's des Groszen entspricht; denn Er protestirte in einem Briefe an d'Alembert den 22. Juni 1780 auf's Entschiedenste gegen eine antike Gewandung für eine Büste Voltaire's. „Beleidigen wir sein Vaterland nicht durch eine Bekleidung, welche misskennen lässt." — Es liegt die Vermuthung nahe, dass die Franzosen, wenn sie 1806 in Stettin den monumentalen „alten Fritz" vorgefunden hätten in der Ihn unkenntlich machenden Tracht einer Nation, welcher Er nicht angehörte, so hätten sie Ihm vielleicht diejenige rücksichtsvolle Aufmerksamkeit (courtoisie) nicht gezollt, welche 1813 bethätigt wurde, bei Befürchtung einer Beschieszung Stettin's. Die Franzosen überdeckten das Friedrich's-Standbild mit einer schützenden Wölbung. —

Graf Herzberg betonte in seiner Festrede: Friedrich habe Seine groszen Thaten ausgeführt „vornämlich mit und durch unsere Pommersche Völkerschaft, die nicht die gröszeste Seiner Nationen"; und deshalb habe Er auch dieselbe vorzüglich geschätzt und geliebt. Das besondere Vertrauen, welches Er ihr während Seiner ganzen Regierung geschenkt, hätte Er auch bezeugt in einem „politischen Testamente", welches dem Berliner Archiv übergeben worden. In dieser Urkunde sei den Thronnachfolgern der Rath ertheilt, sich vorzüglich auf die Pommersche Nation zu verlassen und dieselbe als die erste Stütze des Staates anzusehen.

Für die während des langen, harten Krieges von den biederen Pommern erwiesene Ergebenheit und Anhänglichkeit gewährte Friedrich, bekanntlich, ihnen schon bei Seinen Lebzeiten Königliche Belohnung und reichliche Anerkennung, als er seit 1763 Seines Staates schwere Wunden zu heilen bemüht war. Die groszen Geldsummen, welche Er dieser Provinz zutheilte, wurden geschenkt, und brauchten nur theilweis mit zwei Procent jährlich verzinst zu werden zur Aufbesserung von Schulmeistergehältern und zur Unterstützung von Wittwen und Waisen armer Offiziere. Friedrich äuszerte zu einer Deputation der Pommerschen Ritterschaft, die im Jahre 1779 vor Ihm erschien wegen Begründung einer Landschafts-Creditbank: „Ich liebe die Pommern wie meine Brüder."

Der Nährstand Pommerns verdankte Friedrich's unablässiger Fürsorge allerhand Beneficien, welche kräftig und nachhaltig den Wohlstand dieser Provinz förderten. So z. B. liesz der König schon 1740 die Swine canalisiren und 1746 die Hafenstadt Swinemünde anlegen. Im Jahre 1753 befahl Friedrich, trotz der vermuthlich dadurch entstehenden fiscalischen Mindereinnahme, eine Herabsetzung der Oderzölle. Der 1759 von den Schweden fast ganz unbrauchbar gemachte Hafen wurde wieder in guten Stand gesetzt. Der ehedem unbedeutende Stettiner Schiffsverkehr konnte somit nach und nach eine schöne Blüthe entfalten. Im Jahre 1790 liefen in Stettin ein: 1790 Schiffe; es liefen aus: 1363. Im Jahre 1785 beziffert sich der Werth der Stettiner Waareneinfuhr mit 3,114,686 Thlrn. und der Waarenausfuhr mit 1,254,965 Thlrn.; im Jahre 1739 betrug der Werth der Ein- und Ausfuhr zusammen nur 301,911 Thlr. — Für den Wehrstand väterlich sorgend durch umfassende Schulverbesserungseinrichtungen nach dem Hubertsburger Frieden, stiftete Friedrich ein neues Cadettencorps in Pommern, 1769 zu Stolpe. (Aufgelöst 1811.) Dasselbe erleichterte dem durch den Krieg pecuniair herabgekommenen Pommerschen Adel die wissenschaftliche Vorbereitung seiner Söhne zum Eintritt in's Heer.

Die Gesammtheit dieser Beziehungen erzeugte eine Gegenseitigkeit der Zuneigung und Hochschätzung zwischen Friedrich II. und den Pommern, die ihren würdigen und, trotz des kurzen Wortlauts, vielsagenden Ausdruck fand in der einfachen Denkmals-Widmungsinschrift: „*Friderico Pomerania*".

Die Annalen der Feldzüge des groszen Königs berichten uns von dem Hervorleuchten des kraftvollen und standhaften Pommernelements; denn manch classische Kriegsthat wurde verrichtet von Regimentern, deren Ergänzungsbezirk in Pommern. Wir erinnern uns der „Baireuther" bei Hohenfriedberg und gedenken des Xeno-

phontischen Rückzuges des Infanterie-Regiments Manteuffel im Frühjahre 1760. Das Infanterie-Regiment Jeetze erhielt, wegen seiner Auszeichnung in der Kesselsdorfer Schlacht, ein Regimentssiegel, ähnlich dem des Dragoner-Regiments Baireuth mit Trophäen geziert; und auszerdem wurde allen seinen Stabsoffizieren der Pour le mérite ertheilt. Beim Infanterie-Regimente Bevern empfingen nach der Schlacht bei Hohenfriedberg sämmtliche Stabsoffiziere und Capitains den hohen Orden des Verdienstes; für Lobositz erhielten die acht inzwischen neu ernannten Hauptleute dieses Regiments ebenfalls das blaue Tapferkeitskreuz. Elf Offiziere des Dragoner-Regiments Normann sind, nebst ihrem Brigadier Seydlitz (der Reiterfürst) die einzigen uns bekannten Offiziere in der ganzen Armee gewesen, welche den Pour le mérite als Andenken an Kolin besaszen.

Den trefflichen Leistungen dieser Pommerschen Kriegerschaaren ebenbürtig erwies sich die soldatische Dienstwilligkeit der Pommern daheim. Waren sie es doch nach der Koliner Niederlage zuerst, welche freiwillig der (1704 begründeten) Landmiliz-Institution eine den groszen Kriegsdimensionen angemessene Verstärkung gaben. Ohne die binnen weniger Wochen zusammengestellten 5000 Mann Landtruppen würde der Schwedische Feldmarschall Hamilton mit geringer Mühe in den Besitz von Stettin gelangt sein; ein für die damalige Vertheidigung des Preuszenstaates äuszerst wichtiger Platz. Sodann hätte Hamilton, wäre er behende gewesen, bis in's Preuszische Landescentrum vordringen können.

Die meisten der in Pommern lebenden vormaligen Offiziere eilten nach Stettin, um in jener „Landwehr" zu dienen. Sie thaten dies bei geringer Besoldung und unter Nichtachtung der Gefahr, dass ihre Landgüter vorzugsweis vom Feinde geschädigt würden.

Die Existenz der Pommerschen Provinzial-Bataillone ermöglichte einen dreijährig hartnäckigen Widerstand der Festung Colberg. Im Laufe des Krieges wurden ihnen Landhusaren- und Landjäger-Abtheilungen, Landmiliz-Grenadier-Bataillons und Freitruppen angereiht. Ihre Heimath als Localmiliz vertheidigend, machten sich diese Provinzialtruppen nicht nur dem Gesammtvaterlande nützlich, sondern sie leisteten auch der Armee einen guten Dienst, indem sie den Feldtruppen zur Recomplettirung der Mannschaftseinbusze Recruten abgeben konnten, welche während des Winters einexercirt worden. Schlieszlich müssen wir auch eingedenk sein des moralischen Eindrucks, den anno 1757 die freiwillige, opferfreudige Kriegsbereitschaft der Pommern hervorrief im Heere, wo nach dem Koliner Unglücke die Stimmung mehr oder minder gesunken war. In Summa kann

wohl mit Recht behauptet werden, dass diese Pommersche Landwehr sehr werthvoll gewesen ist zur Durchführung eines so schwierigen Krieges, wie der siebenjährige, und dass sie, gemäsz der Logik in der Geschichte eines Volkes, eine gute Grundlage und ein schönes Vorbild war für die Volksbewaffnung 1813.

Nicht minder wie zu Lande bewährte sich zur See in der Pommerschen Kraftentfaltung der Preuszensinn und die Friedrich's-Verehrung. Vergebens forderte der grosze König die Ihm verbündete Englische Regierung auf, zu Seinem Beistande ein Geschwader in die Ostsee zu senden. Sie betheuerte, ihrer gesammten Marine benöthigt zu sein für den Schutz der Britischen Inseln und zum Colonialkriege. Ueberdies nahm sie Anstand, ihren Handel mit Russland einer Unterbrechung auszusetzen*). Da mussten denn des alten Fritzes treue Pommern Ihm und sich selbst helfen. Was bei ihnen für diesen Zweck geschah, verdient bekannter zu werden, als es zu sein scheint.

Ebenso verdienstvoll wie bei der Mehrung der Pommerschen Landwehr, ebenso rührig war der Herzog von Braunschweig-Bevern, als Gouverneur von Stettin (1758—1781) bei der Einrichtung einer Seewehr. Er selbst berichtet — ohne der eigenen Leistung zu gedenken — über dieselbe in einem handschriftlichen Folianten, welcher Zeugniss giebt von des Erlauchten Verfassers reger Wissbegierde im Bereiche der Brandenburgisch-Preuszischen Heeresgeschichte**).

Der Herzog sagt uns: „Es wurde für nothwendig befunden, einiges Schiffsarmement in Stettin zu veranstalten, sowohl zur Communication auf den binnenländischen Gewässern, als auch zur Verhinderung der Schwedischen Caperei in der Odermündung.“ Demgemäsz wurden in den Jahren 1758 und 1759 einige Holz-Kauffahrteischiffe und sogenannte Kopenhagen-Fahrer, sowie auch einige Haff-Fischerfahrzeuge vertheidigungsfähig gemacht und dieser Flotille ein Paar von den Schweden eroberte Espinger angefügt. Man besetzte vier Galeoten — denen man die Namen „König von Preuszen, Prinz von Preuszen, Prinz Heinrich, Prinz Wilhelm“ gab — mit je 60 Matrosen und 10 resp. 14 Kanonen; vier Galeeren (Jupiter, Mars, Neptun, Mercur) mit je 40 Matrosen und 10 Kanonen; die beiden Espinger mit zusammen 22 Matrosen und 12 Kanonen.

---

*) Festrede des Prof. Schäfer in der Universität Bonn, am 22. März 1866.

**) Die Durchlesung dieses Buchs in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, im August v. J., gewährte mir einen hohen Genuss.

Diese improvisirte kleine Armada ging Anfang April 1759 unter Segel und wagte es, einem 28 Fahrzeuge — mit 2350 Mann an Bord — starken Schwedischen Geschwader die Einfahrt in das Haff streitig zu machen. Es gelang, während ein Paar Wochen die Schweden aufzuhalten. Schlieszlich aber, von einer Umfassung bedroht, mussten die Preuszischen Schiffe, die Vertheidigung des Kleinen Haffes aufgebend, an der Küste von Neuwarp eine Stellung nehmen. Hier war am 10. September der Wind den Schweden günstig. Sie besiegten ihre Gegner trotz deren Standhaftigkeit*). Für die Ausdauer und die Unbeugsamkeit der Preuszischen Kampfeslust sprechen einerseits das Lob des Feindes wegen „einer Gegenwehr bis aufs Aeuszerste", andererseits die Thatsache: Ein groszer Theil der Gefangenen befreite sich auf offener See, während des Transports nach Schweden. Sie brachten die Schwedische Galeote „Schildkröte" in ihre Gewalt und trafen mit derselben, sammt der aus 2 Offizieren und 36 Mann bestehenden Besatzung, im Colberger Hafen ein, am 22. October.

Aus des Herzogs von Bevern Aufzeichnungen entnehmen wir: „Nachdem die Schwedische Flotille sich der obengenannten Fahrzeuge mehrentheils bemeistert (nur drei kleine Fahrzeuge entkamen), wurden im folgenden Jahre (1760) theils ganz neue erbaut, theils andere aptirt."

In der Nacht zum 5. November 1761 (Rossbachsschlacht-Jahrestag) beglich man das Missgeschick im Jahre 1759. Zwei Preuszische Capitains, mit 70 Mann in fünf offenen Böten vorbrechend auf dem Papenwasser, enterten zwei Schwedische Fahrzeuge (eine Galeere, ein Espinger) und führten sie, mit deren 38 Köpfe starker Bemannung und 20 eroberten Geschützen, im Triumphe nach Stettin.

„Das Stettinische Schiffsarmement" bestand 1762, zur Zeit des mit Russland und der Krone Schweden geschlossenen Friedens, aus den Fregatten „Preuszen" und „Schlesien", jede besetzt mit 120 Mann und 24 Kanonen; drei Galeeren (Mars, Pallas, Juno) mit je 40 Matrosen und 10 Kanonen an Bord; zwei Bombardier-Galeeren (Proserpina und Pluto), jede bemannt mit 30 Matrosen und armirt mit sechs Geschützen, worunter zwei Mörser; fünf Espinger mit zusammen 60 Matrosen und 30 Geschützen; zwei Barkassen

*) Herr Generalmajor z. D. v. Sulicki schildert dieses Seetreffen in seinem verdienstvollen Buche: „Der siebenjährige Krieg in Pommern", Berlin 1867; S. 243.

mit 24 Matrosen und 10 Geschützen. Summa 14 Segel mit 504 Matrosen und 130 Geschützen*).

Der Herzog von Bevern schlieszt seine Notizen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges mit den Worten: „Der Himmel wolle den Ruhm der tapferen Preuszen, welchen Selbige mit so viel Mühe, Blut und mannhaftem Muthe bis auf den 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Frieden behauptet, bis an das Ende der Welt in vollem Flor beständig blühen lassen."

Unsererseits sei diesem wackeren Stettiner Seemachtsorganisator ein bleibend Andenken aufbehalten. Neben ihm verdient stets genannt zu werden, wenn man sich der Pommerschen „Landmiliz" erinnert: Herzberg, der patriotisch anregende, welcher so vollständig „das Zeug" zum Soldaten besasz, dass Friedrich der Grosze ihn mehrmals fragte, weshalb er nicht, wie seine Vorfahren und Verwandten, den Degen ergriffen hätte. Der Herzog von Bevern (geb. 1715), ein leidenschaftlich seinen Beruf liebender Offizier, bildete sich in König Friedrich Wilhelm's I. militairischer Schule. Friedrich II. übernahm ihn als Regiments-Commandeur. Herzberg (geb. 1725) wurde als Diplomat ein Zögling des groszen Königs, der ihn — nach Herzberg's eigenen Mittheilungen — „jederzeit nicht als Unterthan, sondern als Freund behandelte".

Wenn Graf Herzberg in einer Gedenkrede, die er, als Curator und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, am 25. Januar 1787, seinem entschlafenen Königlichen Herrn hielt, sagen konnte, dass „die innere Stärke der Preuszischen Monarchie" während des siebenjährigen Krieges in einer bisher unerwarteten Art hervorgetreten sei, so ist dies ein hohes Lob einer regen, opferwilligen Vaterlandsliebe. In Fährden und in Nöthen, da zeigt ein Volk sich echt.

Auf Ihn, den Riesen des Geistes, den unbesiegbaren Heldenkönig, dem die Pommerschen Treuen das erste Standbild weihten, auf Ihn, dessen Geburtstag (24. Januar) uns alljährlich ein Festtag ist, richteten sich während trüber, schwerer Zeiten, in unwandelbarem Vertrauen die Gedanken, die Hoffnungen; und nun harrte man aus und kämpfte weiter, bis Herzberg „den guten Frieden" machen konnte, fast ebenso wie Friedrich den Krieg: „Einer gegen Drei."

*) Ueber die Stärke der Preuszischen „Flotte" vor 100 Jahren haben wir einen satyrischen Negativbericht aus der Feder des groszen Königs. Er sagt in einem Briefe an d'Alembert vom 26. October 1776: „Meiner Flotte mangeln Schiffe, Steuerleute, Admiräle und Matrosen."

Ein Stettiner Braumeister liesz zur Enthüllungsfeier des Pommerschen Friedrich's-Denkmals ein treuherziges Gedicht vom Stapel laufen; seine Schlussverse gelten der Zukunft, in welcher Friedrich's Marmorbild zwar nicht mehr vorhanden sein werde; unveränderlich aber müsse Friedrich's Name fortdauern, als der eines Unsterblichen. „Ehrwürdig bleibt Dein Andenken, auch dem spätesten Geschlechte!" (Gr. L.)

II.

Kriegs-Scenen aus den Zeiten der Kaiserin Katherina II.

Von **Th. v. Bernhardi.**

I.

Die Kaiserin Katherina wurde, wenige Jahre, nachdem eine sehr eigenthümliche Revolution sie auf den Thron Russlands erhoben hatte, ihr selbst unerwartet und sehr gegen ihren Wunsch und Willen, in ihren ersten Krieg mit der Türkei verwickelt. Ihr Bestreben war während dieser Jahre dahin gegangen, sich der Herrschaft in Polen zu versichern, indem sie nach dem Tode König August's das Haus Chur-Sachsen, das sechs Jahrzehnte lang an der Spitze dieses Reichs oder dieser Republik gestanden hatte, durch ihren Anhang aus dieser Stellung verdrängen, und einen Einheimischen, Stanislaus August Poniatowski, zum Könige von Polen erwählen liesz. Bald aber hatten sich im Lande, in Folgen von Familien-Feindschaften und Intriguen, denen wir hier nicht näher treten können, — von Umtrieben der Polnischen Geistlichkeit, die den sogenannten „Dissidenten", den nicht römisch-katholischen Landesgenossen, weder politische noch selbstbürgerliche Rechte zugestehen wollten, — zahlreiche Adels-Conföderationen gegen diesen König, gegen die mit ihm verwandte Familie Czartoryski, und die schützende Macht Russland gebildet. In dem vollkommen planlosen Bürgerkriege, den dieses Treiben herbeiführte, und bei dem eine Entscheidung in irgend einem Sinne gar nicht abzusehen war, wenn Polen sich selbst überlassen blieb, riefen der König Poniatowski und die officielle Regierung des Landes,

gleich der Familie Czartoryski den Beistand der Russischen Waffen an, um dann den Kampf mit den Conföderirten den wenig zahlreichen Russischen Truppen allein zu überlassen, während die Polnische Kron-Armee die seltsamste aller Neutralitäten beobachtete. Es lag dabei eine Berechnung zum Grunde, die an einem Uebermaasze von Feinheit litt. Der König und sein Anhang glaubten nämlich, indem sie die Streitkräfte Russlands als Hülfsmacht herbeiriefen, und dann als Hauptmacht, ja als allein kriegführende Macht den Conföderirten gegenüber lieszen, der Kaiserin Katherina nun ihrerseits den Beistand des Polnischen Heeres für einen erwünschten Preis verkaufen zu können. Sie hofften sogenannte Concessionen dafür zu erhalten; namentlich sollte die Kaiserin die Forderungen fallen lassen, die sie zu Gunsten der Polnischen Dissidenten gestellt hatte, und sich von den Verträgen lossagen, vermöge deren sie die Bürgschaft für die Erhaltung der unveränderten Polnischen Verfassung übernommen hatte, durch die ihr also ein Recht der Oberaufsicht, der Einmischung, in der That eine Art von Oberherrschaft eingeräumt war. Der Polnische Reichstag, der Polnische Adel hatten diesen Verträgen freudig zugestimmt, um gegen die unbequemen Reform-Pläne des Königs und der Czartoryski's, gegen die Möglichkeit, dass dem Lande eine wirkliche Regierung gegeben werde, durchaus gesichert zu sein.

Frankreich und Oesterreich, denen die Russische Oberherrschaft in Polen nicht genehm war, suchten, damals eng verbündet, die Macht der Türkei zum Schutze Polnischer Unabhängigkeit gegen Russland in Bewegung zu bringen. Oesterreich gewährte den Conföderirten zu Eperies in Ungarn einen Zufluchtsort, und gestattete, dass sie von dort — von neutralem Boden aus — Kriegszüge nach Polen unternahmen. Frankreich sendete ihnen nicht nur Geld, sondern auch Offiziere, den bekannten Dumouriez und den Baron Viosmenil, die Sinn und Plan in die militairischen Operationen bringen sollten. Wenn das nun auch nicht gelingen wollte, so führten dagegen andere Schaaren der Conföderirten, die ihr Wesen in Podolien trieben, glücklich einen Krieg der Hohen Pforte mit Russland herbei, indem sie, fechtend, vor Russischen Truppen über die Grenze auf Türkisches Gebiet zurückwichen, die Verfolger mit oder ohne Absicht nach sich zogen, und sie auf diese Weise veranlassten, das neutrale Gebiet zu verletzen. Darauf wurde zu Constantinopel die Fahne des Propheten entfaltet, der Krieg erklärt, — und der Russische Gesandte Obreskow in das vielgenannte Gefängniss

der „sieben Thürme“ gesperrt, wie das damals im Reiche des Sultans herkömmlich war.

Dieser Krieg kam der Kaiserin Katherina in hohem Grade ungelegen, und beunruhigte sie, wenn sie sich auch wohl nicht in jeder Beziehung Rechenschaft davon zu geben wusste, wie die Dinge wirklich standen. Dass die Russische Armee, seitdem nicht mehr der Feldmarschall Münnich an ihrer Spitze stand, im Laufe der zwanzig Jahre einer sorglosen und unverständigen Regierung unter der Kaiserin Elisabeth gar sehr in Verfall gerathen und durchaus nicht in einem erwünschten Zustande war, wusste Katherina wohl eigentlich als Frau nicht zu beurtheilen, und um so weniger, da sie bis zu ihrem Regierungsantritte natürlich allem, was das Heerwesen betraf, fremd geblieben war. Auch hatte sie nichts davon gesehen, als die Garden, und hin und wieder ein Feld-Regiment, das zur Verstärkung der Besatzung in Petersburg herangezogen war. Solche Regimenter wurden dann aber, da das allgemeine Streben nur zu sehr dahin ging, durch den Schein zu täuschen, natürlich etwas besser in Ordnung gehalten als die Uebrigen. Die Truppen erschienen sauber gekleidet und sorgfältig gepudert auf dem Paradeplatze; die Mängel kamen bei dem Ablösen der Wachen und dergleichen Dienstverrichtungen nicht zum Vorschein — und am Ende kümmerte sich die Kaiserin selbst darum nicht, wie es dabei herging. Eine Gelegenheit, sich in ernsterer Weise und eingehender mit dem Zustande ihres Heeres zu beschäftigen, suchte sie nicht einmal. Sie scheint die Nothwendigkeit nicht eingesehen zu haben, und mochte sich vielleicht auch sagen, dass sie in solchen Dingen doch kein Urtheil habe.

Auch der Zustand der sehr zerrütteten Finanzen erregte nicht so ernste Bedenken wie er wohl sollte, denn schon glaubte man in dem Zauber der Banknotenpresse das Mittel gefunden zu haben, den verschwenderischen Aufwand des Hofes, die glänzende Ausstattung Kaiserlicher Günstlinge, die reichen Jahrgelder, welche Polnischen Magnaten, namentlich der Familie Czartoryski, gezahlt wurden, und alle wirklichen Bedürfnisse des Staatswesens bestreiten zu können.

Mochte man aber auch in Beziehung auf die eigene Macht im Groszen und Ganzen in mancherlei Täuschungen befangen sein, so trat doch im Besonderen der augenblicklichen Lage mehr als ein Umstand hervor, der dennoch im Cabinet der Kaiserin Unruhe und Sorge hervorrufen musste. Namentlich schien unheilvoll werden zu können, dass die Südgrenze, ja überhaupt die südliche Region des Reiches zur Zeit nur von so geringen Streitkräften bewacht war,

dass man kaum hoffen durfte, sie wirksam vertheidigt zu sehen, wenn die Heere der Türkei, kriegsbereit, wie man sie voraussetzen musste, entschlossen zum Angriffe übergingen. Abgesehen von den wenigen, in Polen verwendeten Truppen, lag die Russische Armee fast ganz in Grosz-Russland, zwischen Moskau und Petersburg, in weitläuftigen Quartieren vertheilt. An der Südgrenze stand für den Augenblick eigentlich nichts zur Verfügung als die dort, am Saume der weiten, damals durchaus öden und unbebauten Steppe angesiedelten leichten Reiter-Truppen; die Grenzhüter, bestimmt die Streifereien der Tataren abzuwehren, die jenseits der Steppe in der Krimm hausten: die Donischen Kosacken nämlich, ziemlich selbstständig in ihrer Heimath, und die einzigen Husaren-Regimenter, die Russland damals hatte, — Serben und Kroaten griechisch-katholischer Religion, die der Glaubenseifer Kaiser Karl VI. und seiner Beichtväter aus Ungarn vertrieben hatte, und die nun in militairischer Verfassung hier angesiedelt waren, in einem Lande, das der Ungarischen Pussta ähnlich sah. Die Namen, welche diese Regimenter ursprünglich führten — das Serbische, Slawäno-Serbische, Ungarische, Neu-Serbische — deuteten auf ihren Ursprung zurück. Da die Russische Regierung diese Ansiedelungen in jeder Weise zu fördern suchte und dafür werben liesz, hatten sich nach und nach auch andere Elemente dazu gefunden, verschiedener Nationalität, doch sämmtlich griechisch-katholischer Religion. Namentlich hatten sich aus der Moldau und aus Siebenbürgen Wlachen, wie man sie damals nannte — Bolgaren, wie sie in Russland genannt wurden — wie man heute zu Tage sagen würde, „Rumänen“ in ziemlicher Anzahl eingefunden, so dass sie eine Zeit lang ein eigenes „Moldauisches“ Husaren-Regiment bildeten. Doch vermehrten diese Ankömmlinge nur zum Theil die Bevölkerung der Ansiedelungen. Eine gewisse Anzahl derselben bildete stehende Husaren-Regimenter, die gleich der Linien-Reiterei in Sold und Verpflegung der Regierung standen. Ein solches Regiment war namentlich das Moldauische. Diese Schaaren waren aber sehr schwer vollständig zu erhalten. Zwischen den Husaren der Steppengrenze waren auch ein Paar Regimenter „Pikeniere“ angesiedelt, von denen Eines, das Tschuguyewsche, zumeist aus Kosacken bestand, die aus der Polnischen Ukraine herübergewandert oder geflüchtet waren.

Auch in den Bezirken der angesiedelten Husaren-Regimenter, deren Zahl, Eintheilung und Benennung mehrfach verändert wurden, waren übrigens durch freie Werbung mobile Regimenter gebildet worden, über die man, wie über das Aufgebot der Kosacken, frei

verfügen konnte — aber es fragte sich, ob man auch nur diese jedenfalls ungenügenden Schaaren gegen die eigentliche Heeresmacht des Türkischen Reiches werde verwenden können. Sie wurden wahrscheinlich durch Angriffe der Tataren an Ort und Stelle festgehalten, während die Hauptmacht der Türken durch die Moldau, am Dniestr und Pruth aufwärts, nach Podolien vordrang, wo sie durch die Schwärme der Polnischen Conföderirten verstärkt werden konnte, die dann auch in dieser Verbindung eine gesteigerte Bedeutung gewannen. Auf einen irgend nennenswerthen Widerstand, den die wenigen, im weiten Polenlande zerstreuten Russischen Truppen einem solchen Angriffe hätten entgegen setzen können, war gar nicht zu rechnen. Das wichtige Kiow konnte gefährdet sein.

Was geschehen musste, war freilich so einfach und selbstverständlich, dass es darüber verschiedene Meinungen gar nicht geben konnte. Die Aufgabe war, Truppen aus dem nördlichen Russland so schnell als möglich nach Podolien, an den oberen Dniestr zu senden, um sie dort zu einer hinreichenden Heeresmacht zu vereinigen; ob das aber rechtzeitig gelingen werde, um dem gefürchteten Unheile vorzubeugen, musste sehr zweifelhaft scheinen, denn die Entfernungen waren sehr grosz, und der weite Marsch musste unter den ungünstigsten Bedingungen angetreten werden.

Selbst ein Heer aufzubringen, das der Zahl nach genügend scheinen konnte, war wenigstens nicht so leicht, als die Kaiserin gedacht haben mochte, oder als im westlichen Europa, in Folge der hohen Vorstellung, die man sich schon damals von der Macht Russlands gebildet hatte, im Allgemeinen angenommen wurde.

Die Russische Armee war unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege nicht unerheblich vermindert, namentlich war das sogenannte „neue Corps“, das die zur Zeit der Kaiserin Elisabeth einflussreichen Gebrüder Schuwalow nach ihren besonderen Ideen von militairischer Zweckmäszigkeit gebildet hatten, wieder aufgelöst worden.

Abgesehen von zehn Regimentern „Panduren“, d. h. Kosacken zu Fusz, die nur zur örtlichen Vertheidigung der Grenze brauchbar erachtet werden konnten, bestand die gesammte Infanterie aus zehn Garde-Bataillonen in drei Regimentern (dem Preobrashenskischen zu vier, dem Semenowschen und Ismailowschen zu je drei Bataillonen), vier Grenadier- und 46 Musketier-Regimentern (zu zwei Bataillonen); die Reiterei, auszer der „Garde zu Pferde“, aus sechs Kürassier- und zwanzig Carabinier-Regimentern, zu denen die Husaren und Pikeniere aus den Ansiedelungen kamen, die auf 8000 Reiter angeschlagen

wurden, und dann weiter das Aufgebot der verschiedenen Kosacken-Stämme, in der Ukraine und am Don.

Die ungefähr 10,000 Mann starke Artillerie wurde als eine Elite-Truppe angesehen und bevorzugt. Dazu kamen 80 Garnison-Bataillone und 17 Dragoner-Regimenter, die für den Dienst im Innern und an den Grenzen bestimmt waren.

Da seit längerer Zeit keine Recruten-Aushebungen stattgefunden hatten, waren die Regimenter bei Weitem nicht vollzählig, sie waren es sogar noch viel weniger, als die Regierung ermessen konnte — denn bei einer sehr dürftigen Besoldung waren, wie das bis auf die neueste Zeit herab üblich geblieben ist, die Regimenter für die Obersten, die Compagnien für die Hauptleute, Quellen einer keineswegs streng redlichen Einnahme geworden. — Damals suchten die commandirenden Offiziere den Gewinn, um den es ihnen zu thun war, auch dadurch zu steigern, dass sie nicht unerheblich mehr Leute in den Listen führten, als die Regimenter wirklich zählten, — ein Unfug, dem zu steuern, selbst dem Kaiser Alexander erst spät gelang. Auszerdem aber ging auch noch ein ganz unverhältnissmäszig groszer Theil der wirklich bei der Fahne befindlichen Mannschaft dem wirklichen Dienste auf mehr als eine Weise verloren und konnte nicht als „Combattanten“ gezählt werden. Schon dadurch, dass den Offizieren gestattet war, eine gröszere Anzahl von Leuten als in irgend einer anderen Armee als „Dentschiks“ zu ihrer persönlichen Bedienung zu verwenden, wurde die Mannschaft in Reihe und Glied sehr beträchtlich vermindert. Nicht weniger dann auch dadurch, dass alles, was das Regiment an Kleidungsstücken und Fuszbekleidung bedurfte, im Regimente selbst angefertigt werden musste. Theils die Culturzustände in den entfernteren Provinzen, wo brauchbare Handwerker nicht immer zu haben waren, theils die finanziellen Zustände des Reiches machten dies nothwendig — und selbst, wo es sonst nicht gerade unerlässlich gewesen wäre, entsprach es dem Vortheile des Obersten. Nur die Waffen, die Hüte und das Riemenzeug wurden den Regimentern fertig geliefert, im Uebrigen erhielten sie nur das Material, Tuch, Leinwand und Leder — und wenn dann auch die Regierung gewisse Summen für Arbeitslohn auszahlte, lieszen die Obersten doch alles unentgeltlich im Regimente selbst verarbeiten. Selbst die Heiligen-Bilder für die Regiments-Capellen wurden von Soldaten gemalt, die dazu „commandirt“ waren, und sich, so gut sie konnten, darauf einüben mussten. So bestand denn ein jedes Bataillon zum Theil aus Schuhmachern und Schneidern. Natürlich standen sie, wie ein groszer Theil der Dentschiks, mit in

Reihe und Glied, wenn das Regiment sich vor einem inspicirenden Generale, wenn nicht vollzählig, doch recht stattlich ausnehmen sollte, aber sie waren zum wirklichen Dienste ohne Ausnahme nicht brauchbar, sie mussten zum Theil, gleich den Dentschiks, schon wenn es zu Evolutionen auf dem Exercirplatze kommen sollte, wieder austreten. Besonders aber war dem Obersten aus ökonomischen Gründen daran gelegen, diese Leute im Felde nicht zu verlieren. Er nahm sie herkömmlicher Weise nicht mit in das Gefecht. Sofern sie nicht im Depot zurückblieben, wurden sie zu der überaus zahlreichen Bagage commandirt, bei der immer eine ganz unverhältnissmäszige Wache eingetheilt war. Die Folge aller dieser zusammen wirkenden Umstände war, dass die Bataillone stets sehr unvollzählig in das Gefecht gingen.

Die Reiterei war schlecht beritten und ritt auch schlecht. Man glaubte damals in Russland keine für die schwere Reiterei brauchbaren Pferde zu haben, und suchte dergleichen zum Theil durch Lieferanten aus der Fremde zu erhalten. Die Kürassier-Regimenter namentlich hatten schwerfällige Thiere, von der Art, die Pferdehändler und Lieferanten zu jener Zeit als „Holsteiner“ zu verkaufen pflegten. — Die Carabinier-Regimenter — zum Theil mit nicht sehr sorgfältig gewählten kleinrussischen Pferden beritten gemacht — hatten eine eigenthümliche Geschichte; man war zuerst darauf verfallen, dergleichen in geringer Anzahl als Eliten-Dragoner-Regimenter zu errichten, was aber der Armee nicht zum Heile gereichen wollte. Denn bald kümmerten sich die höheren Befehlshaber eben nur um diese Eliten; die übrigen Dragoner-Regimenter, vernachlässigt und gering geachtet, sanken immer tiefer, so dass am Ende eben nur die Carabinier-Regimenter als tüchtig für den Felddienst angesehen wurden. Noch viel später war, in Erinnerung an die Zeiten, von denen hier die Rede ist, „schlechter als Dragoner“, eine herkömmliche Redensart, durch die ein höherer Offizier gelegentlich seine Unzufriedenheit mit dem Zustande, mit dem Exerciren eines Reiter-Regimentes zu erkennen gab. — Die Pferde auch der Carabinier-Regimenter waren übrigens zum groszen Theil noch schlechter als sie schienen, nämlich zu alt, um den Beschwerden eines Feldzuges widerstehen zu können. Die Remonte-Gelder waren den Obersten anvertraut, und diese fanden es meist zweckmäszig, ihre alten Pferde in Reihe und Glied zu behalten, so lange sie nicht fielen, die Gelder aber zu eigenem Vortheile zu verwenden.

Die Cavallerie ritt schlecht, das hatte seinen Grund zum Theil in Dingen, denen nicht ganz leicht abzuhelfen war. Die Kleinrussen

stellten damals zu der stehenden Armee keine Recruten; sie dienten vorkommenden Falls in ihrem eigenen Kosacken-Aufgebote. Die Groszrussen aber sind kein Reitervolk. Sie reiten nie, wenn man sie gewähren lässt; sie spannen ihre Pferde ein und fahren. Selbst ihre nationalen Wettrennen sind Trabrennen, bei denen die Pferde im Winter — am liebsten auf dem Eise — vor Schlitten, im Sommer vor federleichte Droschken gespannt werden. Zum Theil werden sie durch das Klima ihres Heimathlandes dazu veranlasst, da man dort während der langen Wintermonate bei groszer Kälte und tiefem Schnee in der That so gut wie gar nicht reiten kann — dann aber auch ist der Groszrusse wirklich schon von der Natur zum Reiter nicht geschaffen. Er hat, bei einem sehr kräftig entwickelten Oberkörper, häufig ein schwaches Bein, namentlich schwache Kniee. Es ist das eine Racen-Eigenthümlichkeit.

Die Russische Artillerie führte schon seit 1744 neben den anderen, zur Zeit allgemein üblichen Geschützarten, auch noch, als etwas ihr Eigenthümliches, sogenannte „Einhörner“ — Kammergeschütze von verschiedenen Calibern — Granatkanonen, wie man sie wohl mit einem damals nicht gebräuchlichen Namen benennen könnte, deren Kammern die Form eines abgestumpften Kegels hatten, und die vorzugsweise Granaten warfen. Obgleich keine andere Artillerie sich bewogen fand, diese Geschützart anzunehmen, war und blieb sie doch in der Russischen sehr beliebt; man versprach sich viel von der Wirkung des mit schwacher Ladung, unter einem geringen Erhöhungswinkel geworfenen, ricochetirenden Geschosses. Die „Einhörner“, später theils in Batterien zusammengestellt, theils zu je zweien, wie anderswo Haubitzen, den Zwölf- und Sechs-Pfünder-Batterien zugesellt, wurden beibehalten, bis in neuester Zeit die gezogenen Geschütze die gesammte frühere Artillerie verdrängten.

Das gesammte Material der Russischen Artillerie war das schwerfälligste in Europa, und es blieb auch dabei, trotz aller Bemerkungen und Klagen einsichtsvoller Offiziere. Die Verwaltung der Arsenale liesz nichts an den herkömmlichen Maaszen ändern und lieferte fortwährend schwerwiegende Geschützrohre, schon weil der Gewinn, den die Vorgesetzten darauf machten, und der sich zum Theil aus dem der Regierung angerechneten Preis des Metalls ergab, mit der Masse des verwendeten Metalls zunahm. Ueberhaupt machte sich die allgemeine Unredlichkeit auch hier in allen Dingen geltend. Wie fehlerhaft die Geschützrohre, welche die Arsenale lieferten, auch im Gusse gerathen sein mochten, sie wurden immer gut befunden, wenn die Verwaltung der Arsenale dem betreffenden Artillerie-

Commando etwas von ihrem Gewinne zukommen liesz. Selbst das Pulver war verfälscht, mit allerhand wohlfeilen Substanzen gemischt, die nur schwarz auszusehen brauchten, um zu genügen. Die Treff-fähigkeit der Geschütze wurde natürlich in Folge aller dieser zusammentreffenden Ursachen eine sehr geringe; selbst die Schussweiten fielen, je nach der zufälligen Beschaffenheit des Pulvers, so ungleich aus, dass man dahin kam, sie für unberechenbar zu halten — und da der Feldzeugmeister Gregor Orlow erklärte, treffen mit grobem Geschütze sei etwas ganz Zufälliges, alle Berechnungen trügerisch und selbst Uebung in diesem unsicheren Elemente vergeblich, liesz sich die Russische Artillerie auf Schieszen nach dem Ziele gar nicht mehr ein.

Zur Zeit, als Katherina's erster Türkenkrieg ausbrach, war dann vollends das gesammte Material dieser schon an sich sehr unvollkommenen Artillerie, in Folge mehrjähriger Vernachlässigung, in einen bedenklichen Zustand kaum übersehbaren Verfalls gerathen. Gregor Orlow war General-Feldzeugmeister, Chef der gesammten Artillerie, und verwendete den gröszten Theil der bedeutenden Summen, die jährlich für Erhaltung und Erneuerung dieses Materials ausgeworfen waren, auf Dinge, die ihm näher lagen. Wer hätte ihn controliren dürfen? — Wer hätte es wagen dürfen, Mängel einer Verwaltung nachzuweisen, an deren Spitze Gregor Orlow stand? — So waren denn Lafetten der vorhandenen Geschütze und die dazu gehörigen Munitionswagen grösztentheils verfault, die vorräthigen Pferdegeschirre ungefähr in demselben Verhältnisse unbrauchbar.

Der schlimmste aller der Mängel aber, die in ihrer Gesammtheit die Kriegstüchtigkeit der Russischen Armee beeinträchtigen konnten, traf alle Waffen in ungefähr gleichem Grade. Er bestand darin, dass diese Armee im Groszen und Ganzen ein zwar, gleich den gemeinen Soldaten, sehr tapferes und in seiner Weise auch sehr patriotisches, dabei aber auch sehr unwissendes und ungebildetes Offiziercorps hatte. Es fehlten den Leuten nicht nur die nothwendigsten militairischen Kenntnisse, sondern auch jene allgemeine Bildung, die Entwickelung der Intelligenz, die den Menschen befähigt, sich mit einer gewissen Leichtigkeit in die Aufgaben zu finden, die ihm durch den Gang der Ereignisse gestellt werden. Und in Folge der früheren unglücklichen Verhältnisse Russlands, des Druckes, den die Tataren geübt hatten, deren Joch nur zu sehr geeignet war, so manche edlere Regung des Gemüthes zu ersticken; in Folge aller der Verhältnisse, die Russland der Europäischen Civilisation entfremdet, und ihm jeden Einfluss ritterlicher Vorstellungen und Ideen fern gehalten hatten,

waren auch die Ideen von Pflicht und Ehre in diesem Offiziercorps, wenigstens nicht in jeder Beziehung, im Sinne Europäischer Cultur entwickelt.

Die jungen Leute aus Häusern, die am Hofe Verbindungen hatten, wurden schon als Kinder bei einem der Garde-Regimenter als Soldaten eingeschrieben, und durften dann sechzehn Jahre vergehen lassen, ehe sie sich in Person bei dem Regimente meldeten, wurden aber inzwischen etwas früher oder später zu Sergeanten befördert, wodurch sie den Rang eines Hauptmannes in der Armee gewannen. Es gehörte dazu nichts weiter, als die Gunst des Commandeurs eines Garde Regiments, da diese Commandeure das Recht hatten, solche Freiwillige anzunehmen, und aus eigener Machtvollkommenheit — jedoch nach der Anciennetät — bis zum Sergeanten zu befördern. Diejenigen jungen Leute, deren Vermögensverhältnisse nicht gestatteten, als Offiziere in der Garde zu dienen, traten dann, bei ihrem wirklichen Eintritte in den Dienst, sofort als Hauptleute — Rittmeister — oder, wenn sie dem Dienstalter nach zu den ältesten Garde-Sergeanten zählten, auch wohl als Majore zu Feld-Regimentern über. — Die reichen jungen Leute vornehmer Häuser erhielten während ihres sechzehnjährigen Urlaubes eine weltmännisch-oberflächliche Erziehung, die sie hauptsächlich zu einem taktvollen Benehmen bei Hofe befähigte, keineswegs aber immer genügte, die innere Rohheit zu besiegen, die aus den damaligen Russischen Lebensverhältnissen, der Leibeigenschaft und allem, was sie mit sich brachte, nur zu leicht hervorgehen konnte. Sie dienten ein paar Jahre bequem und läszig in der Garde, und erhielten dann als sehr junge Obersten den Befehl über Feld-Regimenter, ohne viel militairischen Schulstaub auf sich, oder viel, oder selbst irgend welche Erfahrung zu haben. Sie waren durch alle Verhältnisse darauf angewiesen, ihre Stellung in der Welt von Hofgunst und selbst von Hofintriguen zu erwarten. Jung auch zu Generalen befördert, führten sie, mit sehr wenigen Ausnahmen, ihr Commando in der Weise groszer Herren, die, wie Figaro sagt, Alles wissen, ohne je etwas gelernt zu haben, die es als ihr Recht ansahen, dass ihnen Alles bequem gemacht werde, die alle Dinge nur im Groszen sahen und nicht auf sogenannte „Details“ eingingen. Diese „Details“, d. h. die wirklichen Pflichten und Geschäfte des Heerbefehls zu bewältigen, das war die Sache der sogenannten Faiseurs, mit denen die Herren sich umgaben.

In der Masse der Offiziere waren die Deutschen aus den Ostsee-Provinzen anerkannter Weise die besten, namentlich ohne allen Ver-

gleich die zuverlässigsten. Zu den besseren wurden dann auch die Zöglinge der Cadetten-Corps gerechnet, so mangelhaft auch der Unterricht sein mochte, den die jungen Leute in diesen Anstalten erhielten. Sie wurden sehr bevorzugt. Diejenigen Cadetten, die bei der Entlassung aus dem Corps, je nach Gunst und Umständen, mit mehr oder weniger Recht, für die best unterrichteten erklärt wurden, traten als Hauptleute und Rittmeister in die Regimenter ein. Die überwiegende Mehrzahl der Offiziere aber ging aus der Menge wenig begüterter junger Edelleute hervor, die aus den Provinzen des Innern, unmittelbar aus dem elterlichen Hause als freiwillige Junker zu den Regimentern kamen. Diese standen mit sehr wenigen, ja mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. In den gesellschaftlichen Verhältnissen, in der geistigen Oede, in der sie aufgewachsen waren, lag nichts, das eine Ahnung von dem Wesen geistiger Thätigkeit und ein Verlangen danach einen strebenden Sinn erwecken konnte. Sie hatten groszentheils daheim kaum nothdürftig lesen und schreiben gelernt, und lernten dann im Regimente auch nichts weiter als den sogenannten praktischen Dienst. Unter diesen Umständen war es natürlich, dass die Bevorzugung der Garden, der vornehmen, besser erzogenen jungen Leute, selbst der Zöglinge des Cadetten-Corps keine Unzufriedenheit in der Armee erregte. Es erschien dies ganz selbstverständlich; die Menge fand ihre Bestimmung in den unteren Graden, war schon mit dem Commando einer Compagnie und den Vortheilen, die es mit sich brachte, zufrieden, und träumte kaum an den Obersten-Rang. — Dass sie gelegentlich von ihren Vorgesetzten in der schnödesten Weise misshandelt wurden, das wussten sie zu ertragen.

Es war daher vielleicht doppelt ungünstig zu erachten, dass den Offizieren auch so gut wie gar keine Gelegenheit geboten war, durch Uebung etwas zu lernen. Die Regimenter lagen zum bei Weitem gröszten Theil auf dem flachen Lande zerstreut, in den Dörfern und auf den Edelhöfen einquartiert. Selbst das Regiment wurde nur selten zu Uebungen vereint. Zusammenziehungen gröszerer Truppenmassen und Manövers, wie sie in Nachahmung Preuszischer Einrichtungen zur Zeit bereits so ziemlich überall in Europa üblich geworden waren, fanden in Russland niemals statt — und die Manövrir-Fähigkeit der Truppen war natürlich eine sehr geringe.

Wusste man aber auch, wie schon gesagt, Natur und Tragweite aller dieser Mängel am Hofe nicht in ihrem ganzen Umfange zu ermessen, zahlreicher hätte man die Armee gern gehabt; man suchte sofort durch Recrutirungen nachzuhelfen — und Eines wurde in dem

Augenblicke, wo es darauf ankam, in möglichst kurzer Zeit eine Heeresmacht am Dniestr zu sammeln, beängstigend empfunden —: der Umstand nämlich, dass diese Armee sehr schwer mobil zu machen war. Sie bedurfte, nach ihrer ganzen Organisation, eines beinahe unermesslichen Trosses und war daran gewöhnt. Die Reiterei z. B. führte gar keine Mantelsäcke; das sämmtliche Gepäck wurde ihr auf Wagen nachgefahren. Bei der Infanterie war es nicht viel anders. Die Infanteristen waren gewöhnt an heiszen Sommertagen selbst Rock und Mantel auf die Wagen zu werfen, die dem Regimente folgten, und in ihren Aermel-Westen zu marschiren.

Die zahlreichen oder zahllosen Wagen und Pferde, deren man bedurfte, besasz aber die Armee zur Zeit natürlich nicht; es fehlte auch sonst noch gar manches, das im Felde nöthig war, das aber die commandirenden Obersten der Regimenter, eines Krieges nicht gewärtig, sich erspart hatten. So fehlten namentlich die Zelte. Sie waren längst verfault, da man ihrer im Frieden nicht bedurfte, und die Obersten hatten keinen Beruf gefühlt, Geld auf neue zu verwenden. Doch es war keine Zeit zu verlieren; die Regimenter erhielten den Befehl aufzubrechen, ohne ihre Mobilmachung vollendet, ihre Feldausrüstung vervollständigt zu haben. Sie sollten unterwegs anschaffen, was noch fehlte — und nebenher wurden sie fortwährend zur Eile aufgefordert. Vor mir liegen Briefe, die ein junger Offizier während dieses Marsches an sein elterliches Haus richtete.

Ein Esthländer, Karl v. Knorring mit Namen; derselbe, der später, als General, vom Kaiser Paul bestimmt wurde, ein Russisches Heer von Orenburg aus quer durch das innere Asien nach dem Brittischen Indien zu führen. Er war damals Cornet in einem Carabinier-Regimente, das in der Weihnachtszeit von Petersburg aufbrechen musste, zum weiten Marsche nach dem Dniestr. Ich ersehe aus den Briefen, dass das Regiment, als es bereits einen bedeutenden Theil des weiten Weges zurückgelegt hatte, Befehl erhielt, sich unterwegs unter Anderem auch Mühlsteine anzuschaffen, zu Handmühlen, die auf Wagen fortgeschafft werden sollten, und deren man in den Steppen der Moldau bedürfen werde. Wo man Mühlsteine hernehmen sollte, in einem Lande, wo dergleichen nirgends als Gegenstand des Handels in gröszerer Anzahl und im Vorrathe angefertigt werden, ist nicht wohl zu begreifen. Solcher Befehle mögen wohl mehrere unausgeführt geblieben sein. Auch Salz sollte im Vorrathe angeschafft werden; das sei in den Steppen nicht zu haben.

Unter diesen Bedingungen in der bösesten Jahreszeit, theils im Spätherbste, theils mitten in einem nordischen strengen Winter an-

getreten, musste der lange Marsch ein überaus beschwerlicher werden. Um so mehr, da die allgemein herrschende Unredlichkeit unter Anderem auch bewirkt hatte, dass die Truppen im Allgemeinen sehr schlecht bekleidet waren.

Das Carabinier-Regiment, in welchem Karl v. Knorring diente, verlor unterwegs sieben Mann, die erfroren, und am Ende war kaum ein Mann in der gesammten Schaar zu finden, dem der Frost nicht etwas angehabt hätte. Als dann die strenge Kälte nachliesz, wurden die Beschwerden in anderer Weise fast noch gröszer. Das Regiment war angewiesen, die sogenannten Winterwege zu marschiren, das heiszt die Schlittenbahnen entlang, die im Winter über zugefrorene Flüsse und Sümpfe in möglichst gerader Richtung von einem Orte zum anderen eingefahren werden. Im März 1769 aber fanden die Truppen in Kleinrussland bereits anhaltendes Thauwetter und gelangten auf grundlosen Wegen an offene Flüsse, die sie auf improvisirten Brücken überschreiten mussten.

Doch klagt der genannte junge Offizier beinahe weniger über alle diese Beschwerden als über einiges Andere, namentlich die drückende Einsamkeit, in der er die Rasttage zubringen müsse. Die Truppen cantonnirten natürlich unterwegs, und zwar, wie das die Verhältnisse mit sich brachten, stets weit zerstreut in dem dünn bevölkerten Lande, nicht selten ein Offizier vereinzelt mit seinem Zuge in einem kleinen Dörfchen, auf Meilen getrennt von seinen Cameraden. Die Landleute aber gingen, wenn sie irgend konnten, den Soldaten und Offizieren mit banger Scheu aus dem Wege. Der junge Mann klagt, dass er auch keine anderen Bücher bei sich habe als Benjamin Schmolke's Morgen- und Abend-Andachten; die wisse er aber bereits alle auswendig.

Für die Gegenden, durch die der Marsch ging, gestaltete sich der Heereszug zu einer wahren Calamität. Da den Regimentern der Tross meistentheils fehlte, musste das Gepäck durch Vorspann von Ort zu Ort geschafft werden, und das war unter allen Bedingungen eine drückende Last für den Landmann, der oft aus groszer Entfernung zu dieser Frohn herankommen musste, und unterwegs selbst für sich und seine Pferde zu sorgen hatte. Gar mancher Regiments-Commandeur wollte dann aber — besonders in der Nähe des Kriegs-Schauplatzes — den Vorspann gar nicht wieder entlassen, und nahm ihn mit Gewalt weiter und weiter mit.

Sehr drückend waren dann auch die Einquartierungen und in entsprechender Weise gefürchtet. Zwölf oder selbst fünfzehn Mann kamen in eine arme kleine Bauernhütte, und mussten von den Bauern

verpflegt werden; anders war für die Leute nicht gesorgt. Durch Ausschreibungen in einem weiteren Umkreise, durch zum Voraus berechnete Lieferungen, so für die Verpflegung zu sorgen, dass die Last sich gleichmäsziger vertheilte, daran hatte Niemand gedacht. Die Truppen lebten von dem, was sie an Ort und Stelle fanden, und hausten da nicht viel besser als in Feindes Land. Der Soldat that sich gütlich auf Kosten seines Wirthes; er wollte auf seine Weise schwelgen, gleichsam als Ersatz für die Beschwerden des Marsches. Fleisch und Gemüse musste im Ueberflusse herbeigeschafft werden, wenn er zufrieden sein sollte, und wenn nicht alle seine Forderungen befriedigt werden konnten, erfuhren die Landleute auch noch vielerlei Misshandlungen. Die Disciplin war, scheint es, nicht von der Art, dass die Offiziere solchem Unfug hätten steuern können, selbst wenn sie gewollt hätten, was auch keineswegs immer der Fall war. Allgemein herrschte daher im Lande grosze Furcht vor den Soldaten; der Bauer schätzte sich glücklich, wenn ein Offizier zu ihm in das Quartier kam, besonders wenn dieser Offizier ein Deutscher war.

„Wenn ich in meinem Quartiere ankomme," schreibt unser Cornet, „so steht der Wirth (der Bauer) mit seiner Hauswirthin und wartet auf mich; sie giebt mir Butter, Eier und ein Volksbrod (d. h. ein Laib Schwarzbrod) und sagt: Salz und Brod! — und wirft sich mir zu Füszen und sagt: groszer Herr, behüte uns vor die Dragoners! — und der Wirth sagt: Herr, hier hast Du so viel Heu, als Deine Pferde fressen wollen, und ein Tschetwerik Haber, erbarme Dich unser!"

Das Carabinier-Regiment, bei welchem Karl v. Knorring diente, hatte, beiläufig bemerkt, längere Zeit in Liefland in Quartieren gestanden, es waren in Folge dessen verhältnissmäszig viele junge Edelleute aus den Ostsee-Provinzen bei demselben eingetreten, und so herrschte im Ganzen ein etwas anderer Geist als wohl in manchem anderen Regimente, das aus einer entfernteren Provinz im Inneren des Reiches herankam. Was die Mannschaft verzehrte und verwüstete, bezahlte natürlich auch hier Niemand, aber die „Deutschen Offiziere" bezahlten wenigstens, zur groszen und freudigen Verwunderung der Leute, was sie für ihre Person brauchten. Auch ging dem Regimente durch das ganze Land der Ruf voran, dass es — in leicht verständlichem Sinne — „gut marschire".

Karl v. Knorring bezahlte natürlich gleich den Anderen und berichtet: „Die Leute haben mir gedankt und Wunder erzählt, wie die Russischen Offiziers mit ihnen verfahren sollen, und jetzt thun

sie es nicht besser. Die Bestien“ — so bezeichnet der Liefländische Cornet in seiner naiven Entrüstung diese Art von „Offiziers“ — „die Bestien seind damit nicht zufrieden, dass sie so viel nehmen, als wie sie nöthig haben; wenn sie weg gehen, so prügeln sie dem Wirthe die Haut voll, das ist die Bezahlung. — Unser Regiment hat erstaunenden Ruhm. Sie (die Landleute) beten für das Regiment; nicht so viel für das Regiment als für die Deutschen Offiziers. Sie hören schon zum Voraus, dass das Regiment gut marschirt. Dieses sagen sie alle.“

Wie man aber auch das Land in Anspruch nehmen mochte, da die Armee den Marsch unzulänglich ausgerüstet angetreten und im Winter zurückgelegt hatte, konnte sie natürlich nicht im besten Zustande sein, als sie endlich den Dniestr erreichte. Die Anstalten, die hier zunächst getroffen wurden, lassen erkennen, dass man von den ungestümen Angriffen der Türkischen Reiterei von alten Zeiten her eine sehr hohe Vorstellung hatte. Es wurden vor allen Dingen tragbare Spanische Reiter angefertigt, durch welche die Infanterie sich gegen diese Angriffe schützen sollte. Selbst die Reiterei musste sich mit dergleichen versehen, um ihre Lagerstätten in den Ebenen der Moldau sicher zu stellen.

Glücklicherweise hatte der Feind die Zeit, während welcher Russland am Dniestr wehrlos war, nicht benutzt — nicht benutzen können. Die Pforte hatte den Krieg thörichter Weise in einem Augenblicke, — das heiszt zu einer Jahreszeit — erklärt, in der sie ihn eigentlich gar nicht thatsächlich beginnen, gar keine ernstliche Operation unternehmen konnte, nämlich spät im Herbste, während die Hauptmasse ihrer damaligen Heeresmacht, das Lehens-Aufgebot der Asiatischen Provinzen, ihr nur den Sommer über zu Gebote stand. Die Leute gingen jedesmal im Herbste unaufhaltsam nach Hause, überzeugt, dass sie ihrer Dienstpflicht vollständig genügt hätten. Einem Rufe zu den Waffen, der etwa im Herbste erging, folgten sie erst im darauf folgenden Frühjahre.

So hatte die Pforte durch ihre übereilte Kriegserklärung Russland herausgefordert und gewarnt, und ihm dann fünf Monate Zeit und Ruhe gelassen, sich zum Kampfe zu bereiten. — Auch in dem Feldzuge, der im Frühjahre 1769 eröffnet wurde, wussten die Türken der nichts weniger als imposanten Russischen Heeresmacht gegenüber nichts irgend Zweckmäszigges zu beginnen. In welcher rathlosen Weise der Krieg auch von Seiten der Russen geführt wurde, ist besonders aus dem Berichte eines Preuszischen Offiziers bekannt; des Grafen Henckel, der diesen Feldzug, von Friedrich dem Groszen

gesendet, mitmachte. — Dieser Feldzug, der sich auf einem sehr beschränkten Schauplatze am oberen Dniestr bewegte, endete nach rathlosem Hin- und Herziehen und Gefechten, die meist gar keinen bestimmten Zweck hatten, damit, dass die Russen die wichtige Festung Chocim nicht sowohl eroberten als in Besitz nahmen, nachdem die Türken, — und zwar die Bevölkerung so gut wie die Besatzung — sie vollständig verlassen hatten. Russische Soldaten mussten über die Wälle in die menschenleere Stadt klettern, um die Thore von Innen zu öffnen.

Wie wenig aber auch die Kaiserin Katherina von dem wirklichen Zustande der Russischen Armee wissen, wie wenig sie überhaupt über das eigentlich Technische in militairischen Dingen ein Urtheil haben mochte, über Eines täuschte sie sich nicht: sie wusste, als eine in hohem Grade geistreiche und in der Welt und im Leben erfahrene Frau, sehr wohl zu beurtheilen, dass mit den Generalen, die aus den Zeiten der Kaiserin Elisabeth her an ihrem Hofe glänzten, wenig anzufangen war; dass das nicht Leute waren, von denen man grosze Thaten erwarten durfte.

Einer war freilich darunter, dem man zutrauen konnte, dass er fähig sei, ein Heer mit Erfolg zu führen. Das war der General — später Graf — Peter Iwanowitsch Panin. Er war zwar nicht minder unwissend als die anderen Herren, aber nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen, der Leute von Einsicht, hatte er viel natürlichen Verstand, einen entschlossenen Charakter und festen Willen. Aber gerade diesem Einen glaubte Katherina nicht trauen zu dürfen. Sie hatte ihn sammt seiner Nichte, der Fürstin Daschkow, im Verdachte bei dem Versuche, den beklagenswerthen, vom Throne in den Kerker gestoszenen Kaiser Iwan Antonowitsch zu befreien, die Hand im Spiele gehabt zu haben. Panin selbst steigerte die Unruhe, das Misstrauen der Kaiserin fortwährend durch die freien, oft bis zum Cynismus freien Aeuszerungen, die er sich, als Feind der Gebrüder Orlow, auch darüber erlaubte, dass Katherina ohne alles Recht die Krone trage, die ihrem Sohne gebühre. Die Kaiserin konnte ihn nicht wohl in entschiedener Ungnade entfernen, da sein Bruder, Nikita Iwanowitsch, ihr Kanzler war, ihr Vertrauensmann, mit dessen Hülfe sie sich in manchem Falle der etwas brutalen Tyrannei Gregor Orlow's und seiner nicht selten unverschämten Forderungen zu erwehren suchte. Aber sie verwendete den General Panin nicht gern, immer nur in zweiter Linie — und der General war auf jedem

Schritte von Spähern umgeben, die alle seine Worte belauschten und geheime Berichte über ihn einsendeten.

Der Fürst Galitzyn, der, begünstigt als Freund und Anhänger Orlow's, die Hauptarmee während des ersten Feldzuges commandirte, war ein liebenswürdiger vornehmer Mann, aber eine vollständige Null, darüber sind alle Stimmen einig. Der General — bald Feldmarschall — Graf Rumäntzow, der im zweiten Jahre des Krieges an seine Stelle trat, konnte vielleicht am Hofe und in den Sälen der Hauptstadt für einen geistreich witzigen Mann gelten, zum Feldherrn aber fehlten ihm die wesentlichsten Eigenschaften. Wir dürfen uns nur des Bildes erinnern, das Graf Falckenskiöld von ihm entwirft, der den Feldzug, in nicht unbedeutender Stellung, in der unmittelbaren Umgebung des Feldmarschalls mitgemacht hatte.

„Rumäntzow,“ sagt Falckenskiöld, „hatte als Capitain in dem Kriege in Finnland (1741) gedient, und als General im siebenjährigen Kriege gegen Preuszen, wo er Colberg belagerte. Im Jahre 1769 commandirte er die zweite Armee, 1770 die erste. Er war ein Mann von viel natürlichem Geiste, aber wenig unterrichtet; eigensinnig in seinen Meinungen, sehr geneigt zur Eifersucht, aus Besorgniss sich blosz zu stellen, unsicher und unbestimmt in allen Befehlen, die er gab. Sein Secretair erklärte in naivster Weise: „„Er hat mich so sehr daran gewöhnt, in unbestimmten und mehrdeutigen Ausdrücken zu schreiben, dass meine Eltern aus den Briefen, die ich ihnen schreibe, niemals zu entnehmen wissen, ob ich gesund bin oder krank.““ — Mir schien der Graf Rumäntzow eher geeignet in der Conversation zu glänzen, als an der Spitze eines Heeres. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen, wie er in seinem Zelte, von einem zahlreichen Kreise umgeben, im Schlafrocke, die Tabackspfeife in der Hand, herum spazierte, und entweder alle Einzelnheiten der Belagerung von Colberg erzählte, oder auch sich in beiszenden Scherzreden über diesen oder jenen Offizier erging. Uebrigens hatte dieser General einen redlichen, der Verführung und dem Geize unzugänglichen Charakter (un fond de caractère intégre).“ —

Das Bild ist im Ganzen wahr; indessen — obgleich Rumäntzow, der weder Veranlassung noch Gelegenheit hatte, sich käuflich zu erweisen, allerdings der Käuflichkeit nicht angeklagt wird — dürfen wir doch den „redlichen Charakter“ nicht ganz ohne alle Einschränkung all' zu buchstäblich nehmen.

Auch lieszen sich diesem Bilde wohl noch einige Züge hinzufügen, oder dasselbe etwas bestimmter zeichnen. Ich habe selbst in früher Jugend noch einige bejahrte Offiziere gekannt, die den

Türkenkrieg unter Rumäntzow mitgemacht hatten, darunter auch solche, die, aus dem Stande der Leibeigenen, aus der Zahl der vom Lande gelieferten Recruten hervorgegangen, sich, wie man das zu nennen pflegt, von der Pike an mühsam empor gedient hatten. Es ist mir immer merkwürdig geblieben, dass Rumäntzow namentlich auch bei diesen in schlechtem Andenken und geringem Ansehen stand. Sie sprachen mit Geringschätzung von ihm: ein Beweis, dass Rumäntzow auch der Masse des Heeres, dem gemeinen Soldaten, wenig imponirt hatte. Was diese Offiziere besonders hervorhoben, war die Asiatische Trägheit des Feldmarschalls. Besonders während der späteren, weniger thatenreichen Feldzüge, vergingen mitunter Monate, in deren Lauf sich der Feldherr der Armee nicht ein einziges Mal zeigte. Er führte in seinem Hauptquartiere sein bequemes Satrapen-Leben für sich, und konnte kaum in besonders wichtigen Augenblicken bewogen werden hervor zu treten. Zu dieser Trägheit gesellte sich eine grosze Unentschlossenheit. Beides tritt auch schon in Falckenskiöld's schonendem Berichte hervor. Die Unentschlossenheit scheint ihren Grund zum Theil in Rücksichten auf das eigene, persönliche Interesse gehabt zu haben, in der Besorgniss, sich eine Blösze zu geben, sich selbst zu schaden.

Das störendste war vielleicht, dass Rumäntzow bei alledem nicht eine Null sein wollte, wie Galitzyn. Er war — wie eben auch Falckenskiöld andeutet — zu misstrauisch, um sich arglos leiten zu lassen, wie sein Vorgänger im Heerbefehle, und legte dem Mentor, den ihm seine Kaiserin zugesellt hatte, gelegentlich Schwierigkeiten in den Weg. Auch war Rumäntzow, am Hofe der Kaiserin Elisabeth gebildet, nicht all' zu gewissenhaft und keineswegs abgeneigt den eigenen Vortheil je nach den Umständen, auch auf den Wegen der Intrigue zu suchen. Er betrachtete jeden höheren Offizier, der sich einen Namen machte, argwöhnisch als einen möglichen Nebenbuhler, und war geneigt Demjenigen, der ihm nach seiner Meinung in solcher Weise gefährlich werden konnte, bei Gelegenheit ein Bein zu stellen, wie man das mit einem etwas trivialen Ausdrucke nennt —: ihn in schlimme Händel zu verwickeln, wo ihm dann ein ungünstiger Erfolg die Kaiserliche Ungnade zuziehen konnte. Rumäntzow versäumte dergleichen nicht, und wenn ein Russischer Heertheil darüber zu Schaden kommen sollte.

Katherina wusste, wie gesagt, offenbar sehr gut, was sie an diesen Generalen hatte, aber sie wusste auch, dass sie dennoch ihre Feldherrn nur unter ihnen wählen durfte; dass sie, in ihrer unsicheren Stellung auf dem Throne, nicht, wie die Kaiserin Anna,

Fremde, Ausländer, an die Spitze ihrer Heere stellen konnte. Das Russische Nationalbewusstsein musste um jeden Preis befriedigt werden. Suchte die Kaiserin doch ihren eigenen Deutschen Ursprung in Vergessenheit zu bringen und sich, sogar mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung, durchaus als Russin zu geberden. Es ist ja bekannt, dass sie einst, als sie sich zur Ader lassen musste, den Arzt dringend aufforderte, ihr das Deutsche Blut bis auf den letzten Tropfen abzuzapfen; nur Russisches Blut wollte sie in ihren Adern dulden.

Galitzyn, Rumäntzow, Panin, Dolgoruky, Alexey Orlow mussten demnach an der Spitze der Heere und Flotten stehen — oder den Namen hergeben; zugleich aber suchte die Kaiserin auch — zum groszen Theil aus der Fremde — tüchtige Leute herbei zu ziehen, die ergänzen konnten, was den genannten Herren an Talent und Kenntnissen fehlte; die von zweiter Stelle aus heilsamen Einfluss üben sollten. Selbst über Alexey Orlow war die Kaiserin allem Anscheine nach nicht verblendet; sie wusste recht gut, dass er nicht der Mann dazu war, als Seeheld zu glänzen, wenn sie auch glauben mochte, dass er, wie kein Anderer, geeignet sei, ihre — oder vielleicht seine eigenen — politischen Pläne unter den Griechen in Morea zu fördern. Zwei ausgezeichnete See-Offiziere, Greigh und Elphinstone, wurden aus England herbeigerufen, um unter Orlow's Namen den Befehl über die Russische Flotte im Mittelmeere zu führen und die berühmte Schlacht bei Tschesme zu gewinnen.

Mit kluger Berechnung wurde aller Ruhm jenen hochgestellten Russen zugewendet; sie wurden maaszlos verherrlicht, mit Ehren und Belohnungen jeder Art überhäuft. Alexey Orlow war es, der, sehr unschuldig an dem Siege, den Beinamen Tschesmensky erhielt, dem ein Triumphbogen in den Gärten des Lustschlosses Zarskoe Selo gewidmet wurde. Rumäntzow war es, dem ein Ehren-Obelisk auf dem Rumäntzow'schen Platze zu Petersburg errichtet, der „Sadunaysky" (transdanubianus) genannt wurde. Die unentbehrlichen Gehülfen dagegen wurden so viel als möglich im Hintergrunde gehalten und maaszvoll belohnt, so dass die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf sie gelenkt, nicht ein feindseliger Neid gegen sie gewendet werden konnte.

Zu diesen Gehülfen gehörte unter Anderen auch der Generallieutenant Johann Dietrich v. Rennenkampff, ein Esthländischer Edelmann, der eigenthümliche Schicksale erlebt hatte. Er hatte in früher Jugend unter Münnich's Befehlen dessen Feldzüge gegen die Türken mitgemacht. Als dann eine Palast- und Soldaten-Revolution die

Kaiserin Elisabeth auf den Thron erhob, die altrussische Partei eine Schreckens-Herrschaft übte, und den Hass, dessen Gegenstand für sie die Fremden in Russischen Diensten waren, in brutalster Weise befriedigte, als Ostermann, Münnich, die Brüder Löwenwolde als Verbrecher zum Tode verurtheilt und dann zu einem unsäglich elenden Dasein in Sibirien begnadigt wurden, suchten diejenigen Fremden, die zunächst nicht berührt waren, und selbst mehrere Deutsche aus den Ostsee-Provinzen, sich erschreckt in Sicherheit zu bringen. Der Feldmarschall Keith und General Manstein gingen nach Preuszen; Lacy und Laudon nach Oesterreich, wo beide später Feldmarschälle wurden; Rennenkampff folgte dem Marschalle Löwendahl, dem er sich angeschlossen hatte, und trat mit ihm in Französische Dienste. Unter Frankreichs Fahnen focht er unter Löwendahl in den Niederlanden, unter diesen Fahnen stieg er im Laufe des siebenjährigen Krieges zum Generale empor. Später, als Russland aus der Zahl der gegen Preuszen verbündeten Mächte geschieden, seinen Frieden mit Friedrich II. geschlossen hatte, als dann die Angelegenheiten Polens, die Wahl eines Königs, um die es sich da handelte, eine gewisse Spannung zwischen den Höfen von Petersburg und Versailles hervorgerufen hatte, wurde Rennenkampff in solcher Weise nach Russland zurück berufen, dass ihm keine Wahl blieb. Warum man eigentlich besonders gegen ihn eingenommen war, ist nicht ersichtlich, denn dass er in fremde Dienste getreten war, konnte ihm nicht als ein Vergehen angerechnet werden; der Adel der Russischen Ostsee-Provinzen hatte anerkannter Weise das Recht dazu. Auch ist er nicht zur Verantwortung gezogen worden, wohl aber wurde er ohne Urtheil und Recht in formloser Weise dadurch bestraft, dass er ein Strafcommando, — ein Commando in Sibirien erhielt. Wie er selbst diese Art von Anstellung, seine Lage und seine Zukunft beurtheilte, geht wohl zur Genüge aus dem Umstande hervor, dass er zu dieser Zeit ein Gelübde that, wenn er je wieder aus Sibirien befreit würde, sein ganzes Vermögen einem wohlthätigen Zwecke zu widmen. Als der Türkenkrieg ausbrach, erinnerte man sich seiner; er wurde herbeigerufen und dem Fürsten Galitzyn beigegeben. Alle Zeugen stimmen darin überein, dass er ein Offizier von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten war, aber er wusste nicht einen durchgreifenden Einfluss zu behaupten, und konnte während des Feldzuges 1769 wenig mehr thun, als die allerschlimmsten Fehler, die begangen wurden, einigermaaszen wieder gut zu machen. Wie es scheint, hatte er besondere Gründe, nicht unter Rumäntzow dienen zu wollen; als dieser an die Spitze der ersten Armee trat, erhielt er eine An-

stellung bei der zweiten, die unter Panin (1770) Bender belagerte. Als sich dann Panin am Schlusse des Jahres in geräuschvoller Unzufriedenheit vom Heere zurückzog, erhielt endlich auch Rennenkampff den lange ersehnten Abschied. In die Heimath nach Esthland zurückgekehrt, konnte er sich nun auch mit einer Dame vermählen, die seit Jahren der Gegenstand seiner Neigung war. Das alternde Paar blieb kinderlos, und Rennenkampff's Güter wurden, seinem Gelübde entsprechend, das Vermögen eines Damenstifts, das noch besteht.

Rumäntzow aber hatte inzwischen an dem rühmlich bekannten Bauer einen anderen „Gehülfen" gefunden, und zwar einen sehr energischen. Dieser Bauer war der Sohn eines Försters im Hanau'schen, und bei dem Beginne des siebenjährigen Krieges als Freiwilliger bei den Hessischen Truppen eingetreten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der das Commando der Englisch-Hannöverschen Armee übernahm, bestimmt die Hannöverschen Lande und Friedrich's Staaten und Heer gegen die Angriffe der Franzosen zu decken, lernte ihn kennen und wusste ihn, wie den Secretair Westphal, zu würdigen und an die rechte Stelle zu bringen. Der junge Freiwillige, bereits Offizier, wurde im Laufe des siebenjährigen Krieges vielfach als vertrauter Generalstabsoffizier verwendet. Nach dem Hubertsburger Frieden lebte er als verabschiedeter Preuszischer General zu Frankfurt a. M. Von dort her berief ihn Katherina in Rumäntzow's Hauptquartier. Er konnte dem Feldmarschalle kaum willkommen sein, um so weniger, da er kein Weltmann war, und wo sich eine Gelegenheit dazu bot, sehr rücksichtslos auftrat, wie er es kaum wagen konnte, wenn er nicht etwa besondere Instructionen von Seiten der Kaiserin hatte. Doch ist darüber natürlich nie etwas bekannt geworden. Jedenfalls war Bauer nicht zu beseitigen; man musste ihn sich gefallen lassen, bis sich vielleicht eine günstige Gelegenheit fand. —

Ein älterer Bruder jenes Esthländischen Cornets, aus dessen Briefen wir oben einiges angeführt haben, Gotthart Johann v. Knorring — geboren 1744, im Cadettencorps zu Petersburg erzogen, später als General besonders bei Eylau mit Ruhm genannt — war zur Zeit Bauer's (im Dienstrange) ältester Adjutant, und wurde als ein vielversprechender junger Offizier vielfach in wichtigen Aufträgen verwendet. Wir verdanken ihm Mittheilungen, die das eigentliche Wesen dieser und jener Ereignisse etwas deutlicher erkennen lassen, als die bisher bekannt gewordenen, in der That ungenügenden Darstellungen dieser Feldzüge. Einiges davon mag hier seine Stelle

finden. Wir führen gelegentlich Knorring selbstredend ein — erlauben uns jedoch dabei die Sprachfehler zu verbessern, die der würdige alte Herr sich gleich so vielen seiner Zeitgenossen zu Schulden kommen liesz.

Nachdem die Türkische Armee sich, wie gewöhnlich im Herbste, aufgelöst und zerstreut, die Russische gar keinen Feind mehr vor sich hatte, waren die Donau-Fürstenthümer, Moldau und Walachei, mit Ausnahme der von Türken besetzten festen Plätze an der Donau, Russischer Botmäszigkeit verfallen. Während die Russische Armee ihre Winterquartiere in Podolien und am oberen Dniestr bezog, hatten einzelne Abtheilungen, die Rumäntzow unmittelbar, nachdem er den Befehl übernommen, südwärts entsendete, genügt, das wehrlose flache Land bis an die Donau und die beiden Hauptstädte, Jassy und Bucharest, in Besitz zu nehmen. — Ein Oberst Fabrician hatte dabei ein siegreiches Gefecht bei Galacz an der Donau, wo er eine Abtheilung Türken auseinander trieb und sich der Stadt bemächtigte. Bucharest wurde zuerst von einer Streifschaar in Besitz genommen, die nur 400 Mann zählte. Der Hospodar, Fürst Ghika, im Lande auf das äuszerste verhasst, wurde als Gefangener nach dem Innern Russlands abgeführt. — Im Januar 1770 entsendete dann Rumäntzow einen gröszeren Heertheil unter dem Generallieutenant Stoffeln nach der Walachei. Dieser General schlug in der Nähe von Giurgewo einen Türkischen Heerhaufen, der eben von dieser Festung aus einen Ausfall in die Walachei zu machen suchte. Der eigentlichen Festung, der Citadelle von Giurgewo, wenn man sie so nennen will, konnte er sich ohne schwere Artillerie nicht bemächtigen; nur die Stadt wurde niedergebrannt. Dagegen fiel Slatina an der Aluta durch Verrath, den die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit des Landes anzettelte, in die Hände der Russen. — Die Bojaren der Moldau und Walachei, erfreut, sich der drückenden Tyrannei Türkischer Herrschaft zu entziehen, huldigten willig der Russischen Kaiserin, wie es verlangt wurde.

Diese Erfolge, die leicht für glänzende ausgegeben werden und täuschen konnten, waren aber in der That nur Schein ohne Wesen, so lange die festen Plätze an der Donau im Besitze der Türken blieben.

Mit dem beginnenden Sommer (1770) sollte nun die zweite, schwächere Russische Armee, die unter dem Grafen Panin stand, von Neu-Serbien — d. h. von den Militair-Colonien aus, die auf Russischer Seite den Saum der Steppe bildeten — am Dniestr hinab

vorrücken und Bender erobern, womöglich auch Otschakow an der Mündung des Dnieprs. Die Absicht mag gewesen sein, die Verbindung zwischen dem Gebiete der Krimmischen Tataren und den der Pforte unmittelbar unterworfenen Provinzen zu unterbrechen; die Moldau, und die Russische Armee in ihr, gegen Seitenangriffe von der Krimm her zu sichern. Es scheint sogar, dass die Eroberung von Bender und Otschakow zu Petersburg als der eigentliche Gewinn angesehen wurde, den man von diesem Feldzuge erwartete. Es scheint sogar, dass diese, der zweiten, schwächeren Armee aufgetragenen Belagerungen, die Hauptoperation des Feldzuges sein, gleichsam dessen eigentlicher Inhalt werden sollten. Die Hauptarmee unter Rumäntzow war bestimmt von Chocim aus am Pruth hinab gegen die Donau vorzurücken und die Belagerungen am Dniestr und am Dniepr-Liman gegen die Angriffe der Türkischen Heeresmacht zu decken, die man auf diesen Wegen erwarten musste. Um wie viel weiter der Operationsplan und die Hoffnungen etwa nach dieser Seite noch gingen, ob man hoffte, sich der festen Plätze an der Donau bemächtigen zu können, oder doch einiger derselben, das ist nicht bekannt geworden.

Rumäntzow's Heer sammelte sich am $\frac{12.}{23.}$ Mai auf dem linken Ufer des Dniestrs, Chocim gegenüber; am $\frac{15.}{26.}$ Mai ging es über den Strom „nach Bauer's Disposition", wie Falckenskiöld ausdrücklich bemerkt. Bei dem weiteren Marsche durch die Moldau ging Bauer jeden Tag mit der Vorhut voraus, und bestimmte in dem wenig bekannten Lande, von dem man nur sehr ungenügende Karten hatte, die Stellung, welche die Armee für die folgende Nacht einnehmen sollte. Die Armee folgte der Vorhut in sieben Colonnen, von denen das Gepäck mit seiner Bedeckung von zwei Bataillonen die mittlere bildete, die Infanterie viere — zwei zu jeder Seite des Gepäcks — und die Reiterei die beiden äuszersten. Die Armee und ihr Feldherr Rumäntzow konnten, wie sich ergiebt, erst während des Marsches genau und bestimmt erfahren, bis wohin die jedesmalige Tagesreise gehen, wo und wie Stellung genommen werden sollte. Da der Tagesmarsch nie sehr weit ging, so dass die Truppen das Ziel schon um 10 Uhr Vormittags erreicht hatten, da Alles bereits angeordnet war, wenn das Heer an Ort und Stelle gelangte, wurde die Stellung für die Nacht jedesmal ohne Schwierigkeiten eingenommen. Die Infanterie lagerte in einem groszen Quarré, durch Spanische Reiter geschützt, die Reiterei in einer Linie dahinter. Zum Gefechte sollte sich die Infanterie in drei Quarré's formiren, die Reiterei, die der Türkischen nicht ebenbürtig erachtet wurde, sollte zwischen den

Quarré's eine geschützte Aufstellung finden. — Einmal wurde während des Marsches der Versuch gemacht, das Heer unmittelbar aus der Marschordnung in die Stellung zum Gefechte übergehen zu lassen, nach Falckenskiöld's Bericht wäre es aber dabei sehr verwirrt zugegangen; es sei kaum möglich, sagt er uns, sich ein Manöver schlechter ausgeführt zu denken. Demnach hätte sich im Wesentlichen ergeben, dass die Russische Armee durch ihre damalige taktische Ausbildung eben nur befähigt war, aus einer vorher eingenommenen Stellung in Linie, in die verlangte Stellung zum Gefechte überzugehen, nicht, was allerdings etwas schwieriger ist, aus der Colonne. Nach Falckenskiöld's Meinung hätten die Mängel, die sich bei diesem ersten Versuche offenbarten, ein Grund sein müssen, solche Versuche auf den Märschen zu wiederholen, namentlich so lange man, fern vom Feinde, keinen Angriff zu besorgen hatte. Aber man liesz es dabei bewenden.

In dem Heertheile, der unter dem Generale Stoffeln in der Walachei überwintert hatte, war früh im Jahre die Pest ausgebrochen. Stoffeln selbst wurde von der Seuche ergriffen und starb, der Fürst Repnin übernahm an seiner Stelle den Befehl. Man zögerte, aus Besorgniss vor der Pest, diesen Heertheil zur Hauptarmee heranzuziehen, und sah sich dazu auch in der That nicht veranlasst, so lange Rumäntzow eigentlich gar keinen Feind vor sich hatte. Der Pest erwehrte man sich allerdings eine Zeit lang auf diese Weise, leider aber zeigten sich bald anderweitige Krankheiten in bedenklichem Umfange.

Falckenskiöld macht dabei die Bemerkung, es sei ein Irrthum — den freilich die höheren Russischen Offiziere auch absichtlich zu verbreiten suchten — wenn man sich den Russischen Soldaten als einen riesenstarken, eisenfesten Menschen denke, der alle Beschwerden des Krieges, alle Unbilden der Witterung mit beneidenswerther Leichtigkeit ertrage. Ihm sei der Russische Soldat — dessen gute Eigenschaften, dessen Tapferkeit namentlich er sehr wohl anzuerkennen weisz — keineswegs sehr „robust“ vorgekommen. Dieser Soldat habe vielmehr im Allgemeinen ein schwächliches Aussehen (une mine chétive) und sei der Erkältung, Erschöpfung der Kräfte und Dissenterie gar sehr ausgesetzt. Wie könne dem auch anders sein bei der unzureichenden Ernährung des Soldaten, der unzweckmäszigen Bekleidung, so ganz verschieden von der gewohnten, im Lande üblichen Tracht; bei der ganzen, allen Nationalgewohnheiten widersprechenden Lebensweise, der er sich fügen müsse.

Falckenskiöld hat Recht; der Russische Soldat lebte damals und

bis auf die neuesten Zeiten, auch unter den Regierungen der Kaiser Alexander I. und Nicolaus, ungenügend verpflegt, immerdar in einem Zustande sehr sichtbarer und bedenklicher körperlicher Schwäche. Selbst im Frieden war die Sterblichkeit in der Russischen Armee eine ganz abnorme, und im Felde waren die Lazarethe stets überraschend schnell überfüllt. Unter den Ursachen aber, durch die Falckenskiöld die Thatsache erklärt, übersieht er, unbekannt mit dem Gemüthsleben des Russischen Soldaten, das Heimweh, an dem er gar häufig krankte, und das besonders unter der jungen Mannschaft gewaltig aufräumte; die Sehnsucht nach seinem verhältnissmäszig ungebundenen Bauernleben.

Als endlich, zu Anfang des Monats Juli, ein Feind im Felde erschien, war man bereits in der Lage einer Verstärkung dringend zu bedürfen; man liesz die Besorgnisse vor der Pest fallen und zog den Heertheil Repnin's auf das linke Ufer des Pruth heran.

Es war der Tatarenchan Kaplan-Girey, der sich von der Krimm her mit seinen Reiterschwärmen dem Russischen Heere zuerst entgegen warf, während der Groszvezir seine Schaaren langsam jenseits der Donau sammelte. Häufig fanden nun kleine Gefechte der Russischen Vortruppen mit Tatarischen Reitern statt, und endlich stellte sich der Chan mit seiner gesammten Macht, zu der auch Türkische Truppen gestoszen waren, die sich überhaupt von Tag zu Tag verstärkt hatte, und in Rumäntzow's Hauptquartiere, wahrscheinlich sehr übertrieben, auf einmal hunderttausend Mann geschätzt wurde, am Flüsschen Larga, einem Nebenflusse des Pruth, dem Russischen Heere gerade in den Weg.

Rumäntzow liesz sich bestimmen den Chan hier anzugreifen. „Der Tag vor der Schlacht," berichtet Falckenskiöld, „verging in Berathschlagungen und Vorbereitungen zum Angriffe; es war der General Bauer, der den Entschluss dazu herbeiführte; er war die Seele aller unserer Unternehmungen."

Die Armee setzte sich, nach Bauer's Anordnungen, schon in den ersten Stunden der Nacht in Bewegung, um mit Tagesanbruch (den $\frac{7}{18}$ Juli) anzugreifen. Ein Russischer Heertheil unter dem Generale Plemänikow sollte den Feind in der Front beschäftigen, die Hauptmacht dessen rechte Flanke angreifen. Hier war die Russische Infanterie in fünf Quarré's formirt, von denen drei, unter den Generalen Fürst Repnin, Potemkin, dem späteren Herren Russlands und seiner Kaiserin, und Bauer das erste Treffen bildeten; die beiden anderen unter den Generalen Bruce und Olitz das zweite. Die Reiterei folgte weiter rückwärts in Linie. Rumäntzow befand

sich in dem Quarré, das Olitz führte. Zu einem Gefechte kam es eigentlich überhaupt nur bei dem Scheinangriffe, den Plemänikow führte, und in der That auch da kaum. Die Türken und Tataren verlieszen ihre schlechten, in der Eile aufgeworfenen Schanzen und ergriffen die Flucht, sowie die Hauptmacht der Russen in ihrer rechten Flanke erschien, nachdem sie nur ein paar Kanonenschüsse abgefeuert hatten. Ihre Verschanzungen waren bereits verlassen, als sie erstiegen wurden. Plemänikow ging auch seinerseits zu einem wirklichen Angriffe über, und seine Truppen überstiegen die Türkischen Verschanzungen ungefähr zu derselben Zeit, wie Bauer's Bataillone auf dem linken Russischen Flügel. Plemänikow soll noch einen fliehenden Widerstand gefunden haben, der kann aber auch nur sehr unbedeutend gewesen sein, da der Russische Verlust nicht über einhundert Mann betrug. Die Türken und Tataren hatten so früh die Flucht ergriffen, dass ihrer nur dreiundzwanzig gefangen genommen werden konnten. Dagegen fiel die gesammte Artillerie des Chans — sechzig Stück — in die Hände der Russen, und desgleichen das ganze Lager und alles Gepäck. — Falckenskiöld meint, das zweite Treffen des Hauptangriffes, und mithin Rumäntzow selbst, habe den Feind auch nicht einmal von Weitem gesehen.

Nach diesem leicht gewonnenen Siege entfernte sich das Russische Heer vom Pruth und wendete sich ostwärts in die Steppen Bessarabiens — vielleicht um dem Tatarenchan zu folgen, vielleicht um der Armee des Groszvezirs entgegen zu gehen, die von Ismail und Isaktscha her erwartet werden musste. In diesem südöstlichen Theile der Moldau — oder Bessarabiens — strömen die Gewässer nicht mehr dem Pruth zu; — die Abdachung des Geländes geht nach Süden, die Wasserläufe nehmen eine dem Pruth gleichlaufende Richtung an und münden in die Donau. So der Kagul, der in einen langen, schmalen See endet, so der Jalpuch, der ebenfalls einen See bildet. Der „Trajanische Wall" — ein viele Meilen langer Erdaufwurf — zieht sich, die Richtung der Flüsse durchschneidend, vom Pruth zum Meere durch das Gelände.

Der Groszvezir Chalil-Pascha hatte aus Constantinopel den gemessenen Befehl erhalten über die Donau zu gehen. Am $\frac{19.}{30.}$ Juli verkündete der Donner der Geschütze von Isaktscha, dass er über den Strom gehe. Er erschien an der Spitze einer Macht, die nirgends auf weniger als 100,000, in den Russischen Berichten auf 150,000 Mann geschätzt wird, auf dem Kriegsschauplatze. —

An demselben Tage rückte Rumäntzow an seine Vorhut heran, die ihm unter dem Fürsten Repnin und Bauer auf einen kleinen

Tagmarsch vorangegangen war, und das Russische Heer lagerte nun auf dem linken — östlichen — Ufer des Kagul, diesseits des Trajanischen Walls, den rechten Flügel an den Fluss gelehnt, während der linke die Saltscha — ein Gewässer, das dem Jalpuch in der Richtung von Nordwesten nach Südosten zuflieszt — nicht ganz erreichte. — Am folgenden Tage nahm der Vezir mit seiner gewaltig überlegenen Heeresmacht in der Entfernung einer kleinen Meile den Russen gegenüber Stellung, in der Nähe des Trajanischen Walls, der vor seiner Front blieb, unweit des Punktes, wo der Kagul sich zum See erweitert. Sein linker Flügel stand nahe am Kagul auf einer das Gelände weit umher beherrschenden Anhöhe, und, wie sie es gewöhnt sind, gingen die Türken sofort daran, ihre Stellung durch ziemlich planlos angelegte Verschanzungen zu schützen.

Die bereits auf winzige Zahlen zusammengeschmolzene Russische Armee befand sich nun in einer überaus gefährdeten Lage. Vor sich hatte sie die weit überlegene Macht des Vezirs, während der Tatarenchan, an der Spitze seiner Schaaren, die durch die Schlacht am Larga kaum erheblich vermindert sein konnten, wenn auch ohne Artillerie, am Jalpuch in ihrer linken Flanke, fast schon in ihrem Rücken, beobachtet von schwachen Abtheilungen unter den Generalen Gudowitsch und Potemkin, die eben nur beobachten, keinen wirklichen Schutz gewähren konnten. In dieser Lage hatte das Russische Heer nur noch auf wenige Tage Brod. Sein Heil schien davon abzuhängen, dass ein Lebensmittel-Transport, der aus Podolien heranzog, und um den Tataren auszuweichen, den grötzten Theil des Weges auf dem rechten Ufer des Pruth zurückgelegt hatte, glücklich das Russische Lager erreichte. Das aber wurde als sehr zweifelhaft angesehen. Der Tatarenchan stand diesem Transporte bereits näher als das Russische Heer. Man hatte zwar dem Wagenzuge eine Abtheilung von acht Reiter-Regimentern, vier Bataillonen und einer Anzahl Pikets-Infanterie entgegengesendet, aber das war, bei der Schwäche der Regimenter, nur eine geringe Streiterzahl, und augenscheinlich ein ungenügender Schutz gegen einen Angriff mit solcher Macht, wie sie dem Chan zu Gebote stand.

Wir lassen nun Knorring erzählen:

„Es ist eigentlich wohl kindisch zu nennen, dass dem Grafen Rumäntzow wegen der Schlacht am Kagul eine Ehrensäule errichtet worden ist. Er hatte gleich zu Anfang des Feldzuges einen gewaltigen Bock geschossen. Wir waren bestimmt am Pruth hinab gegen die Donau vorzurücken. Da hätte Rumäntzow sollen während des Winters im Gebirge Flussschiffe mit flachem Boden bauen lassen,

dann hätten wir unsere Vorräthe für den ganzen Feldzug schwimmend auf dem Pruth mit uns führen können. Aber daran war nicht gedacht worden. Anstatt dessen waren in Polen Tausende von Wagen und Pferden aufgeboten worden, die der Armee, wie man glaubte, auf zwei Monate Brod nachfahren sollten. Aber man hatte sich dabei sehr verrechnet. Unter Anderem hatte man auch daran nicht gedacht, dass die Tausende von Fuhrknechten, die bei den Wagen waren, auch ernährt werden mussten. Die Pferde konnte man wohl jede Nacht auf die Weide treiben, die Fuhrleute aber mussten Brod-Portionen bekommen so gut wie die Soldaten. Kurz, unsere Lebensmittel gingen früher zu Ende, als wir gerechnet hatten. Die Leute mussten zu schlechten Nahrungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, es entstanden Krankheiten, täglich starben uns viele Menschen, und die Armee wurde immer schwächer. Ein neuer Transport Lebensmittel wurde erwartet, aber dem musste ein Corps entgegendetachirt werden, damit er nicht den Tataren in die Hände fiel — danach waren wir nur noch 17,000 Mann stark, und vor uns stand die ganze Türkische Armee, 150,000 Mann stark, in sehr vortheilhafter Stellung. Die Verlegenheit war grosz."

„Am $\frac{20.}{31.}$ Juli wurde ein Kriegsrath gehalten, in dem Rumäntzow sehr entschieden aussprach, dass man sich zurückziehen müsse, zuvörderst, um dem Brod-Transporte entgegen zu gehen, ohne den die Armee nicht länger leben konnte; um ihn auf alle Fälle sicher zu stellen und um ihn früher zu erreichen. Die allermeisten Generale stimmten ihm natürlich bei."

„Da erhob sich General Bauer und erklärte: meine Meinung ist, dass wir den Feind angreifen müssen. Zu unserem Brode kommen wir doch nicht, wenn wir den Rückzug antreten. Der Feind (der Tatarenchan) kann ihn eher erreichen als wir, und wird sich auch darauf werfen, so wie wir weichen. Die Armee geht zu Grunde, wenn wir uns zurückziehen. Greifen wir an und werden geschlagen, dann kann uns auch nichts Schlimmeres geschehen, als dass wir eben diesen beabsichtigten Rückzug antreten. Siegen wir aber, so fallen uns alle Vorräthe der Türken in die Hände, und wir bekommen unser eigenes Brod dazu, das dann ganz sicher eintrifft, was gewiss nicht geschieht, wenn wir uns zurückziehen."

„Rumäntzow wendete ein, dass wir viel zu schwach wären und ganz gewiss nicht siegen würden. — Nun gut! sagte Bauer, aber ich verlange, dass meine Meinung schriftlich zu Protokoll genommen und zu den Acten gelegt wird. — Das geschah denn. — Bauer erklärte, er habe das verlangt, um auszer aller Verantwortung zu sein,

wenn die Dinge schlecht gingen und später einmal zur Sprache kämen. Darauf entschloss sich denn Rumäntzow zum Angriffe am folgenden Tage, und der Entwurf dazu wurde auf der Stelle gemacht.“ —

Der Feldzug war jedenfalls verfehlt und endete in unrühmlicher Weise, wenn der Rückzug angetreten wurde, das musste sich Rumäntzow wohl sagen. Das Kaiserliche Missfallen konnte dann gar sehr gesteigert werden, wenn sich ergab, dass der General-Quartiermeister abweichender Meinung gewesen war, und kühnere Rathschläge an die Hand gegeben hatte. Darauf wollte es Rumäntzow nicht ankommen lassen; lieber wagte er das Alleräuszerste. Misslang der Angriff und führte Unheil herbei, so konnte der Feldherr dagegen vermöge derselben Acten desselben Kriegsraths jede Schuld auf Bauer schieben.

So wurde denn am $\frac{21. \text{ Juli}}{1. \text{ August}}$ die berühmte Schlacht am Kagul geschlagen. Der amtliche Russische Bericht, der bis auf die neueste Zeit herab allen unter dem Scepter der Russischen Censur veröffentlichten Darstellungen zum Grunde gelegt werden musste, ist ein Phantasie-Bild in groszartig heroischem Style, das sich in verwegenen Phantasien ergeht. Schon aus Falckenskiöld's im Wesentlichen wahrhaften Bericht ist dagegen so ziemlich zu ersehen, wie die Dinge wirklich verliefen, und wir glauben ihn deshalb — und des Zusammenhangs wegen, hier einschalten zu müssen.

Die Infanterie wurde in fünf Quarré's aufgestellt, vom rechten Flügel an unter den Generalen Bauer, Plemänikow, Olitz, Bruce und Repnin. Bauer sollte den linken Flügel der Türken angreifen, Plemänikow, Olitz und Bruce ihre Front, der Fürst Repnin sollte den rechten Flügel des Feindes umgeben. Das Quarré unter Olitz, das die Mitte der gesammten Schlachtordnung bildete, und in dem Rumäntzow selbst mit seinem Stabe sich aufhielt, war das gröszte von allen.

„Man setzte sich mit dem Einbruche der Nacht in Bewegung,“ so lautet Falckenskiöld's Bericht; „gleich bei dem Antritte des Marsches gab es eine gewisse Verwirrung bei der Batterie des groszen Quarré's, die aus zwölf Stücken Geschütz bestand. Einige dieser Geschütze waren nach einer Richtung, andere nach einer anderen gewendet; einige waren vorwärts, einige rückwärts bespannt, der General Milessino, der diese Artillerie commandirte, schien den Kopf verloren zu haben; der Oberbefehlshaber der Armee wurde ungehalten und machte ihm Vorwürfe; der General Olitz äuszerte sich noch ungehaltener, weil das Quarré nicht in Ordnung marschirte

und Oeffnungen darin entstanden. So ging einige Zeit hin, ehe man sich zu verständigen wusste."

„Wir konnten von dem groszen Quarré aus, in dem auch ich mich befand, die anderen Quarré's nicht sehen, mit denen wir in Uebereinstimmung marschiren sollten; die Dunkelheit der Nacht liesz es nicht zu, und man hatte nicht die angemessenen Maaszregeln getroffen, um die Verbindungen zwischen unserem Quarré und den anderen zu vermitteln, so dass wir nichts von ihnen erfuhren; und sei es nun, dass man die Entfernungen nicht richtig berechnet hatte, sei es, dass wir von der Richtung abgewichen waren, die wir innehalten sollten, anstatt das feindliche Lager noch vor der Dämmerung zu erreichen, wurden wir schon in dem Augenblicke, wo wir uns dem Trajanischen Wall näherten, vom Tage überrascht."

„Da sahen wir denn zu unserer Linken das Quarré des Generals Bruce, das über ein erhöhtes Gelände vorrückte, weit vor uns voraus, und noch weiter links das Quarré Repnin's noch weiter vorgerückt."

„Ein Trupp kam aus dem feindlichen Lager und warf sich zwischen uns und das Quarré von Bruce, aus diesem gaben einige Kanonen Feuer auf diesen Trupp und ihre Kugeln kamen gegen uns heran. Das veranlasste einiges Stocken bei unserer Abtheilung; es wurde Rath gehalten; ich war der Meinung, man müsse ohne Zeitverlust auf die Verschanzungen des Feindes losgehen, da man sah, dass Repnin bald deren rechte Flanke gewonnen haben werde; dieser Vorschlag wurde befolgt."

„Einige Türken schossen auf uns von hinter dem Trajanischen Wall her, wie von einer Verschanzung aus. Ich nahm in unserem Heertheile eine Abtheilung Infanterie von einer Reserve, bei der sich in diesem Augenblicke kein einziger Offizier befand, und ging vorwärts, ohne einen Befehl dazu zu haben, diese Türken aus ihrem Posten zu vertreiben; sie wichen, sowie man einige Flintenschüsse auf sie abgefeuert hatte. Indem wir den Trajans-Wall überschritten, wurden wir Plemänikow's Quarré, zu unserer Rechten marschirend, auf Kanonenschussweite vor uns gewahr."

„Ich eilte sofort dahin, den Befehl des Höchstcommandirenden zu überbringen, auf uns zu warten, um den Feind dann gemeinsam anzugreifen. Der General Samätin, einer der höheren Offiziere dieses Heertheiles, empfing die Botschaft, die ich brachte. Schon war ich zurück und beendete eben meinen mündlichen Bericht, als ich, indem ich rückwärts schaute, jenes Quarré Plemänikow's in Verwirrung gewahrte: die (Munitions-)Wagen, das Gepäck (?) und die Artillerie verlieszen es in groszer Eile."

„Ich sagte zu dem Grafen Rumäntzow: das Quarré ist geschlagen! — Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als Plemänikow's Truppen in der allergröszten Unordnung auf uns zustürzten; es war eine vollständige Flucht (déroute). Die Hälfte der Fliehenden drang, durch eine Oeffnung an einer der Ecken, in unser Quarré ein; das 1. Grenadier-Regiment, das an eben dieser Ecke stand, feuerte Salven in die Luft. Aber wie man auch schreien mochte, nicht zu schieszen, man konnte sich nicht Gehör verschaffen. Sechs Stück schweres Geschütz (pièces de parc) mit Kugeln geladen, die auch an dieser Ecke standen, feuerten zweimal, glücklicherweise ohne Jemanden zu treffen. In diesem schwer zu beschreibenden drunter und drüber (bagarre) gewahrte man an der Stelle, die Plemänikow's Quarré innegehabt hatte, vierzig Stück verlassenes Geschütz."

„Die Türken verfolgten die Fliehenden nur wenig. Uebrigens, da ich nicht gesehen habe, was auf dem rechten Flügel vorgegangen ist, kann ich nicht als Augenzeuge davon sprechen."

„Ein Oberstlieutenant von der Cavallerie sagte mir noch an demselben Tage, er habe seine Truppe (ein Regiment?) vorrücken lassen, da hätten denn die Türken, die das Quarré Plemänikow's zerstreut hatten, als sie diese Reiterei gewahr wurden, erst angehalten, dann sich zurückgezogen. Er — der Oberstlieutenant — habe einen Angriff auf sie machen wollen, und „vorwärts!" gerufen, seine Truppe sei aber unbeweglich geblieben. Nur einer seiner Offiziere sei allein vorgegangen gegen einen Türken, der zurückgeblieben und niedergekniet war und auf ihn angeschlagen hatte. Der Türke schoss den Offizier nieder und entfernte sich dann."

„Was aber die Veranlassung dieser Flucht betrifft, habe ich Folgendes erfahren. Ein Hohlweg, der von den feindlichen Verschanzungen herkömmt, mündet gegen die Stelle aus, an der Plemänikow's Quarré Halt gemacht hatte. Man hätte diesen Hohlweg erkunden und durch ein dort aufgestelltes Piket krönen sollen. Nichts der Art geschah. Plötzlich stürzte ein Trupp Türken aus diesem Wege hervor, warf sich auf das Quarré und überraschte es in solcher Weise durch diesen ungestümen Angriff, dass die Truppen in demselben nicht Zeit fanden sich zu besinnen und in Unordnung geriethen. — Bei alledem blieb von den zehn Bataillonen, die das Quarré bildeten, nur ein einziger Offizier todt auf dem Platze."

„Gewiss, Diejenigen, die diese Scene mit angesehen haben, werden nicht sagen, dass die Russen in Linie niemals weichen, dass man sie todt schlagen muss, um sie aus ihrer Stellung zu verdrängen.

Der Russische Soldat ist allerdings sehr tapfer, aber er ist doch nicht so ganz überzeugt davon, dass sein Schutzheiliger ihn ohne Weiteres in den Himmel einführt, wenn er auf dem Schlachtfelde gefallen ist. Unordnung und Schrecken waren auch in unserem Heertheile so grosz, dass er vielleicht nicht besser Stand gehalten hätte, als der Plemänikow's, wenn er in dem Augenblicke auch nur von eintausend Türken angegriffen worden wäre."

„Aber während eine schwache Abtheilung (un détachement) Türkischer Infanterie uns in eine so lebhafte Aufregung versetzte, verbreitete sich Schrecken (consternation) in ihrem eigenen Lager."

„Repnin's Quarré erschien in ihrer rechten Flanke, auf einer Anhöhe, die sie überhöhte und wo er sehr vollständig sichtbar war; bei diesem Anblicke lösten sich alle Truppen in ihrem Lager auf und ergriffen die Flucht. Es scheint sogar, dass sie zu der Zeit, wo Plemänikow's Heertheil seine Niederlage erlitt, bereits begonnen hatten, sich zur Flucht zu wenden, und dass dieser Umstand die eigentliche Ursache war, der den Feind verhinderte, seinen Erfolg auf dieser Seite weiter zu treiben. Repnin's Heertheil entschied also den Tag, ohne einen einzigen Kanonenschuss abgefeuert oder einen einzigen Mann verloren zu haben. Bauer's Quarré, das wir bis nach dem Gefechte nicht hatten sehen können, war dem Laufe des Kagul gefolgt und hatte die linke Flanke des Feindes angegriffen."

„Unser groszes Quarré war nahe daran, die feindlichen Verschanzungen zu erreichen, als wir zwanzig oder dreiszig Türkische Infanteristen gewahr wurden, die rückwärts ganz ruhig auf einer kleinen Anhöhe standen. Unser gelbes Husaren-Regiment war kaum fünfzig Schritt von ihnen entfernt, sie kamen aber doch unbehelligt davon: mehrere Türkische Infanteristen wurden im hohen Grase getödtet, oder in den Gräben der Verschanzungen, wo sie sich versteckt hatten."

„Die Türken gaben mit ihrem Lager ihr gesammtes Gepäck preis, und ihre Artillerie, die aus 180 Stücken bestand. Die Russen machten nicht einhundert Mann zu Gefangenen; ich zweifle, dass dieser Sieg der Russen den Türken mehr als fünfhundert Mann gekostet hat." —

Falckenskiöld irrt, wenn er meint, dass Repnin's Heertheil durch sein bloszes Erscheinen die Entscheidung bewirkt habe; er trifft die Wahrheit, indem er die damit im Widerspruche stehende Vermuthung ausspricht, dass die Türken sich bereits zur Flucht gewendet hatten, noch ehe Repnin in ihrer Flanke erschienen war. Bauer's Heertheil, den Falckenskiöld während der Schlacht nicht sehen konnte und

nicht gesehen hatte, war es, der die Entscheidung bewirkt hatte. Knorring's Bericht ergänzt hier Falckenskiöld's Darstellung in folgender Weise:

„In der Disposition war auf Stunden und Minuten berechnet und festgestellt, wann jedes Corps aufbrechen sollte, damit alle zu gleicher Zeit vor der Türkischen Stellung einträfen und gleichzeitig angreifen könnten. Wir (Bauer's Heertheil) brachen am spätesten auf, weil wir den kürzesten Weg zurückzulegen hatten — wir waren aber die Ersten zur Stelle, von der übrigen Armee nichts zu sehen. Die Türken standen vor uns, ihr linker Flügel auf einer sehr steilen Anhöhe, auf der sie, wie um ihr ganzes Lager, Verschanzungen aufgeworfen hatten, und an deren Fusz der Kagul flieszt.“ (Von Norden nach Süden nämlich, während die Türkische Stellung die Richtung von Osten nach Westen hatte.) — „Wir lehnten unseren rechten Flügel an den Kagul, der sehr sumpfige Ufer hat, und avancirten, die Infanterie in zwei Treffen, darauf folgten als drittes Treffen sechs Schwadronen Carabiniers, dann weiter zurück zwei Regimenter Husaren, und endlich noch weiter zurück ein Schwarm Kosacken.“ (Man muss sich dabei erinnern, dass die gesammte Armee aus einer sehr ansehnlichen Zahl von Bataillonen und Schwadronen bestand, dennoch aber nur 17,000 Mann zählte, so dass man sich also bei einer Schwadron Carabiniers und selbst bei einem Husaren-Regimente nur eine mäszige Zahl Reiter denken darf. Waren doch die Bataillone im Durchschnitte wohl nicht ganz 250 Mann stark. — Aus dem Folgenden ergiebt sich denn auch, dass Bauer's Infanterie entweder ein Quarré bildete, und dass daher unter dem zweiten Treffen eigentlich die Rückseite des Quarré's zu verstehen ist, oder dass zwischen den beiden Treffen, in den Flanken, Abtheilungen Infanterie marschirten — vielleicht im Reihenmarsche —, so dass leicht eine Quarré-Formation herzustellen war.)

„Nun erschien aus dem Türkischen Lager der Seraskier von der Cavallerie mit vielen Tausenden von Reitern gegen uns und machte den Versuch, uns zu umgehen und uns in die rechte Flanke und in den Rücken zu fallen; aber er konnte nicht über den Kagul kommen. Es ging nur eine einzige schmale Brücke nahe bei der Türkischen Stellung über den Fluss, und weiter stromaufwärts fanden dann die Türkischen Reiter keinen Uebergang, um über den sumpfigen Fluss und uns unmittelbar in Flanke und Rücken zu kommen. Da machten sie denn wiederholt den Versuch im Carrière zwischen unserem rechten Flügel und dem Kagul hindurchzujagen, obgleich da nur ein sehr schmaler Raum frei geblieben war, da dieser Fluss unseren

Flügel decken sollte; es waren keine hundert Schritt frei. Zweimal wurden die Türken bei diesen Versuchen durch das Feuer unserer Infanterie zurückgetrieben; auch das dritte Mal wurde die grosze Masse durch unser Feuer gezwungen umzukehren, nur ein kleiner Trupp kam durch und jagte glücklich an unserer Infanterie vorbei, obgleich er unterwegs ein furchtbares Feuer auszuhalten hatte. Es war ein sehr kleiner Trupp, ich glaube, es waren kaum fünfzig Mann, die durchkamen. Diese fünfzig Mann jagten auch an unserer Cavallerie vorbei, wendeten dann herum und fielen den Kosacken in den Rücken. Diese waren überrascht und ergriffen die Flucht; sie stürzten sich in den Rücken der beiden Husaren-Regimenter und rissen auch die in die Unordnung und Flucht mit sich fort; das Ganze warf sich dann auf die Carabiniers, die auch in Unordnung gebracht und fortgerissen wurden. Es waren kaum fünfzig Mann Türkische Reiter, die diese ganze fliehende Masse vor sich her trieben! — Bauer war genöthigt, unser zweites Treffen rechts um kehrt machen und auf unsere eigene Cavallerie Feuer geben zu lassen, damit die Infanterie nicht auch überritten und zersprengt wurde. Durch unser Feuer abgewiesen, wälzte sich dann die ganze Masse wieder rückwärts."

(Aus dieser Darstellung ergiebt sich, wenn wir sie anders recht verstehen, dass der Seraskier mit seinen Reitern auf dem rechten Ufer des Kaguls erschien, und dass, wenn nicht das Ganze, doch ein Theil seiner Reiter über die gedachte Brücke auf das linke Ufer herüber kam, und darauf den gewagten Versuch machte, zwischen dem Russischen Heertheile und dem Flusse hindurch zu gehen. Die bekannt gewordenen Berichte geben überhaupt nur sehr obenhin dürftige Auskunft über das, was auf dem rechten Flügel der Russen vorgegangen ist, und erwähnen des Seraskiers und seiner Reiter gar nicht. — Knorring erzählt nicht, wie das seltsame Reitergefecht endete, und was schlieszlich aus den fünfzig verwegenen Türkischen Reitern geworden ist. Wie es scheint, hat er dies Gefecht über die weiteren Ereignisse, die sich ergaben, und den thätigen Antheil, den er daran nehmen musste, aus den Augen verloren.)

„Unterdessen war unser erstes Treffen von der Infanterie bis an den Fusz der Anhöhe vorgerückt, und sogar schon etwas bergan gegangen. Bauer wollte nicht länger zögern, und sendete mich zu dem General Weiszmann, der das zweite Treffen commandirte, mit dem Befehle, das zweite Treffen solle auch den Berg hinan rücken. Ich ritt hin und überbrachte den Befehl; General Weiszmann, der ein sehr kaltblütiger, besonnener Mann war, sagte darauf: Sagen Sie

Seiner Excellenz dem General Bauer, ich glaube, es wäre noch etwas zu früh; die ganze übrige Armee ist noch weit zurück. Bauer war ein heftiger und sehr grober Mensch; wie ich mit dieser Antwort zu ihm kam, fuhr er sehr heftig auf und schrie: „„Was zum Henker! reiten sie gleich noch einmal hin, ihn soll der Teufel holen, wenn er nicht augenblicklich herauf marschirt!““ — Ich ritt also wieder zu Weiszmann und sagte ihm: Herr General, ich glaube, Sie würden gut thun dem Befehle des Generals Bauer nachzukommen, denn ich erlaube mir nicht buchstäblich zu wiederholen, was er mir aufgetragen hat. — Wie Weiszmann das hörte, liesz er sogleich antreten und rückte nun auch den Berg hinan.“

„Wir suchten nun den Berg zu ersteigen, aber der Abhang war sehr steil, das Hinaufklettern war sehr mühsam, die Pferde vor den Kanonen konnten nicht fort, sie mussten ausgespannt, die Kanonen mussten durch Menschenhände den Berg hinangeschleppt werden. Wenn hier die Türken einen lebhaften Angriff auf uns machten, so hätten sie uns so gewiss geschlagen, wie zweimal zwei viere macht. Aber es fielen nur einzelne Schüsse aus ihren Verschanzungen; Niemand störte uns, man liesz uns alle Zeit, unsere Kanonen den Berg hinanzuschleppen und in Batterie zu stellen. So wie diese Batterie ihr Feuer eröffnete, ergriffen die Türken in ihren Verschanzungen die Flucht; was nur Beine hatte lief davon, und es dauerte nicht fünf Minuten, so war kein einziger Türke mehr in dem ganzen Retranchement.“

„Bauer wollte dem Generalmajor Worontzow sehr wohl, und suchte ihm immer Gelegenheit zu verschaffen, sich auszuzeichnen; so gab er ihm denn auch jetzt den Befehl, die Türkischen Verschanzungen zu stürmen. Worontzow sagte darauf: ich will mir die Ehre des Sieges nicht allein aneignen, erlauben Sie, dass ich Knorring mitnehme. — Bauer willigte ein, und so erstürmten wir Beide denn an der Spitze des Nowgorod'schen Infanterie-Regiments die verlassenen Türkischen Verschanzungen, d. h. wir überstiegen sie ganz ungehindert, und dann marschirten wir weiter fort durch das Türkische Lager, so ruhig, als wenn ich hier“ — auf seinem eigenen Landsitze nämlich — „über den Hof nach der Brandweinsküche gehe. So nahmen wir neunzig Stück Geschütz — ohne die Spur eines Gefechtes natürlich —, denn es war kein einziger Mann mehr dabei, sie zu vertheidigen. — Nachgehends kam auch die ganze übrige Armee heran, in der ganzen Schlacht aber waren von den Türken kaum 600 Mann geblieben.“ —

Der Seraskier der Cavallerie hatte offenbar die Russische In-

fanterie zu meiden und an die Reiterei zu kommen gesucht; darin liegt etwas sehr Bezeichnendes. Auch ergiebt sich aus dem ganzen Hergange, dass die Russische Reiterei der Türkischen gegenüber sehr wenig Selbstvertrauen hatte. Sie wagte sich nicht sehr weit vor — und daraus erklärt sich denn auch, dass die Russen hier, wie am Larga, trotz des panischen Schreckens, der die Türkische Armee ergriff und in besinnungsloser Verwirrung die Flucht ergreifen liesz, so gut wie gar keine Gefangenen machten.

Der amtliche Russische Bericht zählt freilich, neben den 140 eroberten Kanonen, auch 2000 Gefangene auf, aber er erwähnt auch, um Rumäntzow durchaus zum Helden des Tages zu machen, dessen, was auf dem rechten Flügel vorgegangen war, wie gesagt, eigentlich gar nicht, und obgleich Falckenskiöld — der sich unmittelbar bei Rumäntzow befand —, so gut wie Knorring bezeugt, dass das Quarré der Mitte das Türkische Lager erst erreicht hat, als es längst verlassen war, lässt diese amtliche Darstellung doch die Türkischen Verschanzungen durch Rumäntzow in Person und durch die Truppen, bei denen er sich unmittelbar befand, heldenhaft erstürmt werden. Die schlechten Laufgräben und Erdaufwürfe, welche die Türken nach ihrer Gewohnheit und in ihrer Weise seit dem vorhergehenden Tage ziemlich planlos aufgeworfen hatten, verwandeln sich in dieser Darstellung in die in solchen Berichten herkömmlichen „drei Reihen Schanzen“, die dann trotz der „verzweifelten“ Gegenwehr des Feindes „im Fluge“ erobert werden.

Rumäntzow wurde zum Feldmarschall befördert, mit Belohnungen jeder Art, mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Doch wusste die Kaiserin Katherina wohl mehr, als der amtliche Bericht besagte, davon, wie es an dem groszen Tage eigentlich hergegangen war, wenn ihr auch wohl Niemand unumwunden die ganze Wahrheit gesagt haben mag; namentlich nicht, in welchem Grade unbedeutend die wirklichen Gefechte gewesen waren. Bauer erhielt das Groszkreuz zweiter Klasse des neu gestifteten militairischen St. Georgen-Ordens, und war sogar, wenn wir nicht irren, der allererste Ritter dieser Klasse. Worontzow und Knorring, die miteinander die Türkischen Verschanzungen „erstürmt“ hatten, wurden ebenfalls in die Zahl der zwölf ersten Ritter dieses Ordens (vierter Klasse) aufgenommen.

„Den Tag nach der Schlacht,“ so berichtet Knorring weiter, „detachirte Rumäntzow den General Bauer mit 4000 Mann, als ein Avant-Corps an die Donau. Ich begleitete natürlich meinen General. Wir rückten vor, und als wir etwa zehn Werst ($1\frac{1}{2}$ Meilen) von

der Donau eine kleine Anhöhe erstiegen hatten, sahen wir in geringer Entfernung ein seltsames Schauspiel; in der Niederung zwischen der von uns besetzten Anhöhe und der Donau ein gewaltiges Gewimmel von Menschen und Thieren, die durcheinander liefen. Es war wie ein Ameisenhaufen. Unsere Kosacken gingen etwas weiter vor und nahmen einen Türken gefangen. Der wurde vor den General geführt und befragt. Der Dolmetscher aber übersetzte uns seine Aussagen nicht, er sagte nur, nach den ersten Antworten, die er erhalten hatte, dem General Bauer etwas in das Ohr. — Wir sahen, dass Bauer betroffen war und blass wurde, und fragten natürlich, was denn sei. Bauer wollte lange nicht mit der Sprache heraus, doch da wir sehr in ihn drangen, zeigte er auf das bunte Gewimmel und sagte: „Sehen Sie, die ganze Armee, mit der wir uns gestern geschlagen haben, ist hier vor uns!"“

„Es war die ganze Türkische Armee, und auszerdem waren da alle Lastthiere und alle Heerden, die dieser Armee folgen sollten, und die nun wieder zurückgingen. Alles zusammen waren da über 150,000 Menschen; es sollen da an 40,000 Ochsen gewesen sein, 30,000 Kameele, 60,000 Schafe — diese Heerden und die ganz aufgelöste Armee, das lief Alles ohne alle Ordnung durcheinander —, wie gesagt, es war wie ein Ameisenhaufen.“

„Man denke sich unsere Lage und wie uns dabei zu Muth sein musste! — Wir waren unserer nur 4000 und hatten wenigstens 100,000 Mann unmittelbar vor uns — und die Armee war 45 Werst weit hinter uns zurückgeblieben, von der hatten wir keine Hülfe zu erwarten — es gab keine mögliche Unterstützung. Wenn die Türken sich ermannten und uns angriffen, waren wir ohne Rettung verloren.“

„Indessen, Bauer wollte doch nicht zurückgehen, und es ging doch Alles gut. Wir wurden nicht angegriffen und wir thaten auch von unserer Seite nichts, wodurch der Feind zum Widerstande gezwungen werden konnte. Die Türken waren in einer Lage, die sie um alle Besinnung brachte. Zu ihrem Unglücke hatte der Strom ihre Brücke über die Donau fortgerissen, und der Groszvezir hatte sich schon davon gemacht; er hatte seine Armee verlassen und war über die Donau geflohen. Wie wir später von Gefangenen erfuhren, hat der Seraskier von der Cavallerie wohl daran gedacht, Widerstand zu leisten, er hat den Seraskier von der Infanterie aufgefordert, ihm darin beizustehen und am folgenden Morgen gemeinschaftlich die Truppen zu ordnen und es dann auf ein Gefecht ankommen zu lassen. Wie man uns erzählte, soll er dem Seraskier von der Infanterie Würfel gegeben, und dabei gesagt haben: da kannst Du Dir

die Nacht über die Zeit damit vertreiben, im Würfeln das Schicksal zu befragen, ob es uns morgen gelingen wird. — Der Seraskier von der Infanterie versprach Alles, dann aber machte er sich während der Nacht ganz in der Stille davon über den Strom. Wie der Seraskier von der Cavallerie das hörte, da rief auch er aus: „Nun rette sich wer kann!“ — und entfloh über die Donau.“

„Die Türkische Armee blieb nun ganz ohne Befehlshaber in gröszter Verwirrung. Die Leute suchten sich in Booten über den Strom zu retten — eine Zeit lang erschienen zwei Fregatten auf der Donau, aber die verschwanden bald wieder. Der Boote waren viel zu wenig, und da der Strom sehr breit ist und die Strömung sehr stark, dauerte jede Hin- und Herfahrt sehr lange — ein Jeder wollte so schnell wie möglich über den Fluss kommen, ein Jeder wollte der Erste sein, und da an Ordnung und Disciplin gar nicht mehr zu denken war, wurden nicht allein alle Boote überfüllt, sondern es klammerten sich immer auch noch eine Menge Menschen von auszen an die Boote an und wollten sich durch das Wasser mit hinüberschleifen lassen; viele Boote schlugen um, die Menschen ertranken zu Tausenden; dazwischen lieszen die Türken von Zeit zu Zeit ein paar Centner Pulver in die Luft fliegen, um den Besatzungen von Tultscha und Isaktscha jenseits ihre Noth zu erkennen zu geben. Die Verwirrung war grenzenlos! — Es sind wohl die wenigsten Türken hinübergekommen auf das jenseitige Ufer. Viele, sehr viele Menschen und Thiere müssen in den grundlos sumpfigen Strecken in der Niederung und am Ufer zu Grunde gegangen sein. In der ganzen Gegend verbreitete sich bald ein entsetzlicher Leichengeruch; es war so arg damit, dass wir genöthigt waren von Zeit zu Zeit einige der mit Kuhhaaren gestopften Sättel in unsere Lagerfeuer zu werfen, und den Gestank zu ertragen, um nur nicht den unerträglichen Leichengeruch zu spüren.“

„Rumäntzow hatte unser schwaches Corps mit Absicht so weit vorgeschickt, auszer Bereich jeder Unterstützung, während er mit der Armee zurückblieb. Weil Bauer seine Meinung im Kriegsrathe schriftlich zu den Acten gegeben hatte, wollte ihn Rumäntzow exponiren; er wollte ihn in eine gefährliche Lage bringen und veranlassen eine Unvorsichtigkeit zu begehen oder etwas Tollkühnes zu unternehmen, das ihn in eine unglückliche Affaire verwickeln und ihm die Ungnade der Kaiserin zuziehen konnte.“ —

Der Schrecken, den die Schlacht am Kagul unter den Türken verbreitete und mit ihm die Erfolge, zu denen diese seltsame Schlacht führte, die man kaum ein Gefecht nennen konnte, gingen weit über

jede Erwartung hinaus. Hier an der Donau wurde das noch immer gewaltige Heer der Türken durch das blosze Erscheinen eines Russischen Heertheiles auf dem Thalrande der Donau-Niederung — eines Heertheiles, der durch seine Schwäche auf ein ganz passives Verhalten beschränkt war — veranlasst, in blindem Schrecken gleichsam sich selbst zu vernichten, in einer Weise, die an die Schrecken der Beresina erinnert, ohne dass hier dieselbe zwingende Nothwendigkeit gewaltet hätte — die aber sonst kaum ihres Gleichen hat in der Geschichte —, und zu gleicher Zeit entfloh der Tatarenchan Kaplan-Girey mit seinem den Russen nicht minder überlegenen Heere, auf die blosze Kunde von der Schlacht am Kagul, aus seiner Stellung am Jalpuch, ohne eigentlich einen Feind vor sich zu haben! — Er floh zunächst an die Donau nach Ismaïl. Aber auch hier glaubte er nicht Stand halten zu können — er floh weiter nach der Krimm, und seltsamer Weise entfloh auch, von demselben Schrecken ergriffen, die Besatzung von Ismail mit ihm, so dass der Fürst Repnin, den Rumäntzow in dieser Richtung entsendet hatte, die Festung ohne Kampf in Besitz nehmen konnte. Auch Kilia ergab sich dem Fürsten nach einer Belagerung von zehn Tagen — Brailow fiel später einer anderen Russischen Abtheilung unter dem Generale Glebow in die Hände, und noch ehe der Herbst eintrat, war die Stellung der Russen an der Donau durch den Besitz dieser Festungen gesichert.

Es ist kaum ein entschiedenerer Gegensatz denkbar, als der, den die ängstliche Lage der Russischen Armee am Kagul mit der Leichtigkeit bildet, mit der dasselbe Heer jetzt glänzend von Erfolg zu Erfolg fortschritt. Und doch sehen wir im Geiste einen noch entschiedeneren Gegensatz, wenn wir uns denken, dass General Bauer seinen Willen in dem Kriegsrathe am Kagul nicht durchgesetzt hätte — das unheilvolle Schicksal berechnen, dem die Russische Armee höchst wahrscheinlich verfiel, wenn der Rückzug angetreten wurde, den Rumäntzow beabsichtigte — und damit die Erfolge vergleichen, die ihr in der Wirklichkeit beschieden waren.

(Schluss folgt.)

III.

Oberst J. S. Mosby.

Von **Scheibert**, Major im Ingenieur-Corps.

I.

Die biographischen Skizzen einiger Führer im Amerikanischen Secessionskriege, von denen ich hier die dritte bringe, haben, wie schon erwähnt, den Zweck, das innere Leben der südlichen Armee darzustellen und zugleich ein tieferes Verständniss für deren Kampfweise zu geben. Natürlich giebt ein Volk, welches aus sorglosem Friedens- und Glückstraume plötzlich zum wildesten Kampfe aufgeschreckt wird, ein bunteres, vielseitigeres Bild, als ein wohl organisirtes Heer, welches sich vorbereitet und mit sachgemäszer Ueberlegung zum Streite rüstet.

Zu den lebensvollsten und originellsten Bildern dieses Bruderkampfes gehört unstreitig das Parteigängerthum, dessen Wesen bei unseren Europäischen Armeen theils gänzlich unbekannt, theils missverstanden ist. Das an das Mittelalter mahnende Kampfsystem dieser Freibeuter, welches in vielen Hinsichten gegen unsere Gefühle verstöszt, in anderer Weise aber gerade ein gewisses angenehmes und ansprechendes Etwas in jeder Soldatenbrust erweckt, möge mit all' seinen Licht- und Schattenseiten so wahr geschildert werden, als mir es aus Erzählungen meiner amerikanischen Waffengefährten, Schriften und officiellen Rapporten möglich wurde.

Die Partisanrangers waren das Fühlhorn der Cavallerie, gewissermaaszen die feinsten Nerven, mit denen die Südarmee Stellung und Absicht des Gegners erforschte, und, wie schon früher bemerkt, beruhten die seltsamen Erfolge der Südarmee hauptsächlich in dieser genauen Kenntniss aller Angelegenheiten des Gegners. Ein zweiter Zweck war, durch ewiges Beunruhigen der feindlichen Vorpostenkette, Wegfangen der Vedetten und Patrouillen und durch Ueberfallen der Feldwachen die Unionisten zu zwingen, die Vorposten zur besseren Unterstützung der Staffeln in engstem Zirkel zu stellen, die Patrouillen sehr stark zu machen und gleichzeitig auf das Nothwendigste zu beschränken und durch ewiges Ueberrumpeln der Trains, der Bahnzüge, der Depots, der Transporte, der Ordonnanzen, der detachirten Trupps, der Wachen, ja selbst gröszerer Lager, den Feind zu den schwer-

fälligsten Detachirungen und dadurch zur Schwächung des Gros zu zwingen, so wie endlich Unsicherheit in den ganzen kleinen Dienst zu bringen.

Das Parteigängerthum war keine theoretisch und künstlich eingerichtete Institution, sondern es erwuchs wie eine natürliche Pflanze aus dem Boden der subjectivsten Eigenschaften der beiden Armeen; es entstand daher halb aus Zufälligkeiten, halb aus vereinzelten Thaten, und erstarkte im Laufe des Krieges aus kleinsten Anfängen zu einem auf allen Kriegsschauplätzen angewendeten lebensfähigen Organismus. Der Umstand, dass der Südländer bei Nacht vollständig Herr des Unionisten war, musste an und für sich dazu anregen, von der Nachtblindheit des Letzteren nicht nur zum Zwecke der Recognoscirung, sondern auch des Gefechtes Nutzen zu ziehen. Mosby, der Hauptparteigänger in Nord-Virginien, nachdem er die Vorposten durchreitend bei Nacht einen beliebigen Beobachtungspunkt mitten in der feindlichen Armee erreicht hatte, wobei er gewöhnlich nur von einem bis drei Begleitern unterstützt wurde, suchte in einer der nächsten Nächte von dem Erforschten Nutzen zu ziehen. Von seiner Fechtweise konnte er nur in Freundes Land, in welchem er seine Hauptschläge ausführte, Gebrauch machen. Indem er nämlich Alles wagte, was eine schnelle und wohlberittene Cavallerie, die im schneidigsten Choc ihre Früchte einheimst, gegen mittelmäszige Reiter nur irgend riskiren kann, entzog er sich durch ebenso schnelle Bewegungen in wohlbekanntem waldigem Terrain allen directen Versuchen, seine tollkühne Bande zu vernichten. War durch wiederholte glückliche Coups oder durch eine entschiedene Niederlage seine Stellung, mitten in feindlichen Lagern, unhaltbar geworden, so verwandelte das eine Wort „disband!“ seine Schaar in ein Nichts. Jeder Ranger hatte seinen bestimmten Versteck, sei es bei befreundeten Bürgern, sei es hoch in den Kämmen der Blue Ridgeberge, wohin, nach den traurigen Erfahrungen der Unionistenpatrouillen, sich natürlich kein Detachement wagte. Zugleich mit dem Befehle zum Auseinandergehen bestimmte Mosby das Rendezvous. Dieses wurde etwa auf eine Woche nach dem Tage der Auflösung der Truppe, gewöhnlich auf eine Nachtstunde, immer in die Nähe einer Hufschmiede und mindestens drei bis vier Meilen von dem Auflösungspunkte entfernt, verlegt. Dann sammelte sich die Schaar wieder zu neuen Unternehmungen. Je grószer Mosby's Truppe wurde, an desto mehr Orten konnte er zugleich wirken, denn am liebsten agirte er mit 50—100 Mann, und desto sorgsamer musste seine Organisation sein, damit er auch zu unvorgesehenen Zeitpunkten

schnell die gänzlich zerstreute Mannschaft auf gewissen Plätzen vereinen konnte.

Gegen diese Kampfart gab es nur ein Gegengift, und zwar das, eine ähnliche Organisation zu gründen. Alle sonstigen Mittel, welche der Norden versuchte, sich den unbequemen Schlägen zu entziehen, vergröszerten nur das Uebel: den taktisch wohlgetroffenen Anordnungen, die Schaar aus dem Occupationsgebiet zu drängen, entzog sich dieselbe durch einfaches Verschwinden. Wenn nach den unsäglichen Anstrengungen bei der nordischen Cavallerie, die natürlich oft Tage lang gegen ein Nichts operirte, eine Erschlaffung eintrat, erschienen plötzlich an ungeahnter Stelle die wohlausgeruhten Nachtreiter Mosby's und konnten nun mit doppelter Kühnheit die ermüdeten, auf matten Pferden hängenden Unionisten überfallen, fangen und zu Paaren treiben. Ebenso wenig schlug das Mittel an, die Bewohner zu züchtigen. Je mehr Bürger eingesperrt, Gehöfte verbrannt und zuletzt das Land barbarisch verwüstet wurde, desto eifriger zeigte sich der Patriotismus, desto hitziger schürte der Hass das Feuer, desto mehr Führer erhielt die Schaar durch die besitzlosen Farmer. Selbst die weibliche Bevölkerung des schönen Virginiens wurde zuletzt die eifrigste Mitarbeiterin an Mosby's verwegenen Streichen.

Mit nur neun ausgesuchten Mann fing Mosby, welcher ursprünglich einer der zuverlässigsten Scouts von Lee und Stuart war, seine Carrière an, indem er bei Gelegenheit seiner Kundschaftszüge die vorgeschobenen Fühler, die ihm am meisten im Wege waren, abzufangen suchte. Später gab man seiner Schaar eine feste Organisation.

Die Freerangers erhielten keinen Sold, ihnen gehörte aber alle Kriegsbeute (also in dem befreundeten Lande die sämmtlichen Effecten des feindlichen Heeres). Alles Kriegsmaterial musste zu gewissen Taxpreisen an die Hauptarmee, der Mosby speciell untergeordnet war, abgeliefert werden. Dafür durfte Mosby jeden Soldaten, der ihm nicht zusagte, an die regulaire Armee senden, was natürlich einem Verbannungsurtheile gleich kam. Keinen Reitersmann wird es wundern, dass das abenteuerliche Leben, das kühne Wagen, der hohe Ruf, in welchem Mosby's Schaar stand, das lustige Reckenthum und die winkende Beute viele Heiszsporne des Landes antrieb, Mosby's lockenden Fahnen zu folgen. Er selbst hielt eine eiserne Disciplin unter der fast immer sich selbst überlassenen Schaar dadurch aufrecht, dass er nicht geeignete oder ungentile Glieder wegschickte, seine Offiziere selbst aussuchte, und stets eigen-

händig die Beute vertheilte, von der er selber nichts anrührte, in späteren Zeiten nicht einmal die Pferde zum eigenen Gebrauch.

Seltsam war der Ersatz dieser Truppe. Leute, die ein aufregendes Leben liebten, schlossen sich Mosby's Truppe an, Reconvalescenten, ehe sie sich zur Armee begaben, machten noch eine Expedition mit, Beurlaubte benutzten die Ferien, um Mosby zu begleiten, regulaire Cavalleristen, welche sechs Wochen Urlaub erhielten, um das gefallene Pferd durch ein neues zu ersetzen, gaben in der Eile ein paar Gastrollen bei unserer Schaar, um rasch zu einem guten Rosze und, was ebenso selten im Süden war, einem „ganzen" Anzuge zu gelangen, auch brachten sie dann Equipirung und einiges Geld zur Truppe mit.

So waren das Leben und die Truppe Mosby's ewig wechselvoll und nur einem so vielseitigen, energischen und doch wieder genialen Menschen, wie unserem Helden, konnte es gelingen, eine so zusammengewürfelte Mannschaft in fester Hand zu behalten. Pedanten sind zu Kriegshelden nun einmal gänzlich untauglich.

II.

John Singleton Mosby wurde am 6. December 1833 zu Edgemont in der Gauschaft Powhatan geboren. Schon mit 16 Jahren besuchte er die Universität von Virginien, wo er sich besonders im Griechischen auszeichnete. Eine Zwistigkeit, bei welcher er, wie es heiszt, zur Selbstvertheidigung, seinen Gegner durch einen Schuss verwundete, brachte ihm sechs Monate Gefängniss und eine Strafbusze von 1000 Dollars ein, wodurch seine Studien frühzeitig unterbrochen wurden. Merkwürdigerweise fasste der Richter, dessen strenger Auffassung der Sachlage Mosby die für dortige Verhältnisse sehr harte Strafe zuzuschreiben hatte, bei der Urtheilsverkündigung eine solche Zuneigung zu dem offenen Jünglinge, dass er ihn nicht nur häufig im Gefängnisse besuchte, sondern ihm auch alle Bücher lieh, welche zum Studium der Rechtswissenschaft nöthig waren. Mosby ergriff deshalb bald nach Entlassung aus seiner Haft dieses Fach und liesz sich als Anwalt (lawyer) in Bristol, einer kleinen Stadt in West-Virginien nieder. Dort heirathete er die Tochter des früheren Staatsministers Clarke.

Als die Secession ausbrach, schloss er sich als Gemeiner einer Cavallerie-Compagnie an, welche Capitain Jones, früher Offizier in der regulairen Armee, sammelte. Ein von befreundeter Seite ihm gemachtes Anerbieten, einen höheren Rang in einem anderen Cavallerie-Regimente einzunehmen, schlug Mosby mit dem Bemerken

aus, dass er erst den Dienst **l e r n e n** müsse, ehe er ihn **a n o r d n e n** könnte. Er blieb bei Jones, welcher, als er später Regiments-Commandeur wurde, ihn zum Adjutanten machte und nicht nur in den Details des Dienstes unterwies, sondern auch reichlich mit militairischen Werken versah, welche Mosby mit emsigster Hingebung studirte. Damals schon zeigte er jenen unabhängigen Geist, der ihn zum Commandeur einer Parteigängertruppe so geschicktmachte; als z. B. unter die Mannschaften ungeschickt geschnittene Uniformen vertheilt wurden, welche aus derbem und eben solchem Tuche, wie es die Strafgefangenen zu tragen pflegten, angefertigt waren, lehnten auszer ihm und seinem Freunde Beatty sämmtliche Leute die Annahme der Kleidungsstücke ab und kauften sich elegantere Costüme in einem Kleidermagazine. Erst als nach der Schlacht bei Bull Run die leichten Stoffe der neu besorgten Uniformen ihre Unbrauchbarkeit zeigten, sahen die eitleren Leute ihren Irrthum ein und beneideten die „Sträflinge“ um ihre feste Kleidung.

Als Jones wegen veränderter Organisation zeitweise sein Commando verlor, wurde auch Mosby aus seiner Stellung entlassen und meldete sich bei General Stuart, der ihn als Scout verwandte. Eine seiner ersten Thaten war, die Stellung Mac Clellan's am Chikahominy im Mai 1862 zu umschleichen und dem Generale Stuart die genaue Meldung von den rückwärtigen Verbindungen der Nordarmee zu bringen; so war Mosby Mitanstifter des ersten berühmten Raids Stuart's, bei welchem er Letzerem als Führer diente. In dem Beglückwünschungsschreiben, welches Lee an Stuart schrieb, wurde auch der Scouts Mosby und Clapp rühmend Erwähnung gethan. Bald darauf wurde Mosby auf einem Ordonnanzritte gefangen genommen, was ihm wieder Gelegenheit gab, seine seltene Befähigung zum Recognoscirungsdienste zu entfalten. In der Zeit der Haft hörte er nämlich nicht auf, seiner Pflicht obzuliegen; in dem Gefängnisse studirte er Napoleon's Maximen und auf dem Transporte nach Hause wusste er sich durch seinen Witz und gefällige Gutmüthigkeit die Freundschaft eines Steuermannes zu erwerben, der ihm im Laufe des Gespräches die wichtigsten Enthüllungen über die groszen Armeebewegungen gab. Sobald Mosby an's Land gestiegen war, wurde er wegen der Wichtigkeit der von ihm erhaltenen Nachrichten sofort beritten gemacht und zu Stuart befördert. Auch dieser legte ein solches Gewicht auf Mosby's Meldung, dass er ihn eiligst in das Hauptquartier Lee's expedirte, welcher seinen Aussagen gespannte Aufmerksamkeit schenkte, denn sie bestätigten, was man schon geahnt, dass Burnside mit der ganzen Macht auf Richmond marschirte

und bei Fredericksburg durchbrechen wollte. In derselben Weise war Mosby in dem ganzen Jahre 1862 thätig, doch ohne die Beförderung, die er sich verdient zu haben hoffte, zu erlangen, wahrscheinlich weil man glaubte, dass er als Scout wichtigere Dienste leistete, wie er als Führer einer Truppe je zu thun vermöchte. Erst das nächste Jahr sollte ihm Gelegenheit geben, seine enormen Talente völlig zu entfalten.

Mosby war, was zu dem eigenthümlichen Dienste, dem er sich widmete, unbedingt nöthig ist, von kernhafter Gesundheit, leichter Statur, mittlerer Figur und wog etwa 125 Pfund. Aus seinen glänzenden grauen Augen leuchtete Klugheit, und sein schönes unbärtiges Gesicht, liesz ihn viel jünger erscheinen als er wirklich war. Er war gewöhnlich still und zurückhaltend, konnte aber, wenn er wollte, sehr witzig erzählen, und hatte eine picante, anziehende Art der Conversation. Er hielt Freundschaften fest und warm und war ein Gentleman in jeder Beziehung.

Wir haben schon erwähnt, dass Mosby seine eigentliche Carrière als Parteigänger mit neun Mann begann. Es würde den Raum dieser Blätter bei Weitem überschreiten, auch nur die Thaten aufzuzählen, die Märsche zu beschreiben und die Ereignisse anzudeuten, die Mosby in den wenigen Jahren seines kriegerischen Lebens ausgeführt hat, da er fast täglich in einer neuen Unternehmung begriffen war. Es ergreift einen Europäer beim Schlusse der Erzählungen seiner Thaten das Gefühl, dass dieser seltene Mensch Nerven und Muskeln von Stahl gehabt haben muss, um die aufreibenden Strapazen bei Tag und Nacht auszuhalten. Es sollen daher nur eine Uebersicht seiner Züge gebracht und nur einige Monate seines Lebens speciell durchgeführt werden, um dem Leser einen Begriff von der Ausdauer dieses Mannes zu geben und einen Einblick in die speciellen Anordnungen zu thun, welche er traf, um seine Unternehmungen zu einem glücklichen Ausgange zu bringen. Hierbei wird oft in das kleinste Detail der Thatsachen hineingegangen werden müssen, um eben Mosby's Meisterschaft im kleinen Cavalleriedienste darzulegen.

Im Winter 1862—63 war, als westlicher Schutz der Hauptstadt Washington, in der Gauschaft Fairfax eine unionistische Brigade unter dem Befehle des Oberst Wyndham stationirt, welche ihre Vorpostenkette von Centreville bis Drainsville und den Potomak, in einer Länge von fünf Deutschen Meilen, ausgedehnt hatte. Am 10. Januar 1863 machte sich Mosby mit seinen neun Mann auf, um diese Postenlinie zu beunruhigen. Er hatte das Glück, auf dem Hinmarsche von

Middleburg nach Herdon Station zu, einen Mann Namens Underwood aufzufinden, welcher alle Eigenschaften eines Patrouillenführers in sich vereinte, bei Nacht wie bei Tage ein scharfes Gesicht hatte, und, was besonders wichtig war, die Gegend mit all' ihren Waldschleichwegen auf das Genaueste kannte. Mosby liesz zu seinem ersten Unternehmen seine kleine Schaar absitzen und brachte sie Nachts in den Rücken eines feindlichen Vorpostenpikets, welches aus sieben Mann bestand. Auf einen Schuss Mosby's stürzten sich die Leute auf die erstaunten Yankee's und nahmen sie gefangen. Underwood's Freude kannte keine Grenzen, als er ein vollständig gesatteltes Pferd und ein paar Pistolen als Belohnung erhielt; er blieb Mosby's Führer bei den meisten seiner Expeditionen.

Zwei Nächte später machte Mosby mit denselben Leuten einen zweiten Ueberfall, nicht fern von dem Schauplatze des ersten. Er wiederholte auch hier die Taktik desselben, indem er zu Fusz ein ahnungsloses Piket überfiel. Da bei dieser Ueberrumpelung nicht einmal ein Schuss gefallen war, so beschloss unser Held, die Nacht noch weiter auszunutzen. Hierbei bot ihm eine Feldwache, welche eine Viertelmeile entfernt von der vorigen in einem Hause placirt war, die beste Gelegenheit. Trotzdem dieselbe, durch Gerüchte beunruhigt, in einem Gefühle der Unsicherheit sich befand, hatte sie dennoch keine anderen Maaszregeln getroffen, als eine Vedette von zwei Mann vorzuschieben und einen Posten vor Gewehr auszustellen; die Wache selbst schlief bei zugemachten Läden in dem Gebäude. Mosby näherte sich bis auf Hördistanze dem Piket, verbarg dann die Pferde im Walde, hiesz die eben gemachten Gefangenen sich stumm niederlegen, liesz einen Mann zur Bewachung zurück, umging das Haus im groszen Bogen und marschirte dann in regelmäszigem Schritte auf die Feldwache zu, von hinten herankommend. Der Posten, die ruhig herankommenden Leute in der Dunkelheit für Freunde haltend, rief die Schaar erst an, als es zu spät war, er wurde sofort überwältigt, das Haus umzingelt und mit Pistolen durch die dünnen Fensterladen geschossen. Die Feldwache ergab sich und mit im Ganzen 13 Mann und eben so viel völlig equipirten Pferden zogen die Sieger ab. Die Gefangenen wurden, mit seltenen Ausnahmen, nur, wenn Raub, Plünderung oder Mord die Umstände erschwerten, von Mosby immer entlassen, nachdem sie den Eid geleistet, bis zur Auswechselung nicht mehr gegen den Süden dienen zu wollen.

Nach diesen Unternehmungen ritt Mosby, erfüllt von Plänen und Hoffnungen zu Stuart, um demselben Bericht über seine neue Art

zu fechten abzustatten, und ihn zu bitten, eine regulaire Organisation seiner Truppe hohen Ortes zu veranlassen, sowie ihm, zum Beginne seiner weiteren Operationen, 15 regulaire, ausgebildete Cavalleristen zur Disposition zu stellen.

„Gut," sagte der General lächelnd, „die sollen Sie haben, wir werden den Feind im Detail vernichten!"

Mosby war überglücklich darüber; er meinte, ihm wäre damals zu Muthe gewesen, wie etwa dem Columbus, als man ihm nach langen vergeblichen Drängen drei elende Schiffe anvertraut hatte, um einen längst gehegten Lieblingstraum zu verwirklichen und Mysterien zu ergründen, über die er lange gebrütet hatte.

Voll kühner Hoffnungen ritt Mosby mit seinen 15 Reitern nach dem Schauplatze seiner Thaten (Gauschaft Fauquier); doch entliesz er sie schon in Warrenton auf 10 Tage, da er zu der sich gestellten Aufgabe noch Vorbereitungen treffen musste, und zwar durch sorgfältigste Recognoscirung. Er wollte einerseits genau das Land erforschen, in welchem hauptsächlich seine Ortskenntniss ihm beistehen musste, und andererseits sich mit eigenen Augen von der Stellung der feindlichen Vorposten unterrichten, denn er hatte Stuart kecklich erklärt, dass er sich anheischig mache, mit 15 Cavalleristen den Feind zu zwingen, sein ganzes Vorpostensystem einzuschränken und viele Meilen Landes aufzugeben.

Nach dem Ablaufe der Entlassungsfrist, am 28. Januar 1863, ritt er mit seiner Schaar aus, um die Früchte seiner Nachforschung einzuheimsen, und führte die Leute nach der Frying pan Kirche (bei Herdon Station), wo er eine Feldwache erspäht hatte; dieselbe bestand aus neun Mann und hatte eine Doppelvedette ausgestellt. Mosby warf sich mit noch einem Manne auf die Vedette, während die übrigen Leute, den Revolver in der Hand, das aufmarschirte Piket in der Front attakirten. 11 Gefangene und eben soviel vollständig gezäumte Pferde waren die Belohnung.

Als der Oberst Wyndham von den wiederholten Ueberrumpelungen Meldung erhalten hatte, machte er sich sofort mit einer Schwadron auf, um das Uebel im Entstehen zu ersticken, und ritt nach Middleburg, wohin Mosby sich zurückgezogen hatte. Dieser hatte jedoch seine Schaar schon wieder entlassen und schlief in einem Hause der Vorstadt Middleburgs, als die feindliche Schwadron an seiner Schlafstätte vorbeiritt. Er wurde geweckt, schwang sich auf das Pferd, sammelte schnell sieben in der Umgegend schlafende Leute und war längst fort, als Wyndham nach einigem Hin- und Hersuchen durch die Stadt zog. Mosby liesz die feindliche Schwadron ganz in den

Ort hineinrücken und griff dann unerschrocken die Queue der Colonne an, welche sich in der engen Strasze natürlich nicht entwickeln konnte; mit drei Gefangenen zog er sich langsam zurück. Es entspann sich ein von den Nordländern unterhaltenes Feuergefecht, dem sich Mosby, kaltblütig mitten in der Strasze haltend, aussetzte, um seinen Leuten durch die That zu beweisen, dass das Feuer von den Pferden herunter in gewisser Distanze gänzlich ungefährlich sei. Erst als die Feinde zur Attake anritten, setzte er sich in Bewegung, stets dicht vor seinen Verfolgern bleibend, und haltend, sobald jene sich verschnauften. Sein gutes Pferd und seine Sicherheit machten es den Feinden unmöglich, ihn abzuschütteln. Leider verlor er drei seiner Leute, die gefangen wurden.

Als er am 7. Februar seine Leute am Goose Creek (dicht bei Leesburg) sammelte, erfuhr er zu seinem groszen Missvergnügen, dass sechs Leute, welche gegen seine ausdrücklichen Befehle sich in ein öffentliches Local gewagt hatten, aufgehoben worden waren. So fanden sich nur fünf Mann ein. Dennoch machte er sich mit diesen auf den gefährlichen Weg. Er hatte von Einwohnern gehört, dass eine feindliche Abtheilung beim Requiriren auch ein Haus geplündert hätte. Alsbald spürte er den Räubern nach und hatte das Glück, sie in einem Walde zu überraschen, als sie eben die Beute theilen wollten. Er nahm sie gefangen, sandte sie nach Richmond und erstattete das Gut den Eigenthümern zurück.

Am nächsten Morgen wollte er einen Versuch machen, wiederum an seiner alten Stätte, nahe der Frying pan Kirche, einen Aussenposten zu überrumpeln. Der Patriotismus einer Dame, die ihn noch rechtzeitig warnen konnte, rettete Mosby hier aus einer Falle, die ihm künstlich gestellt worden war; da er nicht stark genug war, den Hinterhalt selbst zu Falle zu bringen, ritt er seitwärts ab und überfiel zu Fusz kämpfend ein feindliches Piket von 15 Mann, welches bivouakirte; die beiden Vedetten, welche zu entkommen suchten, wurden von Leuten, die sich schnell auf gefangene Pferde warfen eingeholt, Einer gefangen, die Anderen erschossen; alle übrigen Leute waren gefangen genommen.

Mosby's Ruf war durch seine kühnen Thaten so grosz geworden, dass ihm im Laufe dieses Monates von allen Seiten Mannschaften zuströmten, von denen er natürlich gediente Soldaten am liebsten nahm. Allein er bekam auch schlechten Ersatz, wilde Abenteurer, die sich dem regulairen Dienste nicht fügen mochten, Gesindel, welches sich an der Beute bereichern wollte und „Drücker", welche es natürlich sehr angenehm fanden, in den Dienstpausen die Annehmlichkeiten

häuslichen Lebens zu genieszen. Allein Mosby war der Mann dazu, sich der schlechten Elemente zu entledigen und der Armee unnachsichtlich die Leute zuzusenden, welche mit Unrecht fern von derselben waren. Viel guten Ersatz erhielt er von den in nördlichen Händen sich befindenden Grenzstaaten, wie Maryland, welche eine Menge secessionistisch gesinnter Leute bargen. Mosby selbst nannte sehr oft seine ganze Schaar sein „Conglomerat".

Am 26. Februar hatten sich beim Apell in der Nähe von Germantown 27 Mann gesammelt, mit denen sich Mosby an ein gröszeres Object wagte; es handelte sich um die Ueberrumpelung eines Pikets von 50 Mann bei Thomsons Corner. Ein fürchterliches Wetter begünstigte die Unternehmung, Schnee und Regen fiel und die Nacht war stockfinster. Die erste Vedette des Feindes wurde nach einem fälschlichen „gut Freund"-Rufe in aller Stille gefangen genommen, und erst als die Spitze auf den Feind stiesz, gab sie Feuer und damit dem weiter hinten folgenden Gros das Signal zum Anreiten. Es war ein aufregender Ritt in die finstere Nacht hinein, da man fast Nichts erkennen konnte; doch bald stockte die Attake, da der wohlvorbereitete Feind Feuer gab, als der Angreifer näher herankam; allein Mosby sprengte vor, ermunterte mit seiner kräftigen Stimme die Zaudernden und gab den Befehl zum sofortigen Einhauen, was nunmehr auch mit aller Kraft ausgeführt wurde. Zwar verlor der schnell auseinanderstiebende Feind nur wenig Todte und Verwundete, aber dennoch brachten die Sieger 39 vollständig equipirte Pferde zurück. Die zur Verfolgung abgesandte unionistische Schaar ritt nur ihre Rosse müde, denn die Truppe war „disbanded" und ihre Spur verloren. Nach einigen ähnlichen Unternehmungen führte Mosby eine Expedition aus, welche in der Kriegsgeschichte nicht leicht ihres Gleichen haben dürfte, deren Details ich aus Major J. Scott's partisan life with Mosby entnehme. Das Hauptquartier mehrerer Stäbe war nämlich in Fairfax C. H. stationirt und Mosby hatte nichts Geringeres vor, als diese Herren eines Nachts „auszunehmen".

In der Gegend von Middleburg sammelte er im Anfang März seine 29 Mann, doch als er bei Aldie angekommen war, liesz er dieselben noch einen Tag lang auseinandergehen, in der Hoffnung, dass eine Escorte, welche Gefangene begleitet hatte, wieder zu ihm stoszen würde. Da dies nicht der Fall war, so rückte er mit seinen Leuten bis in die Nähe der feindlichen Vorpostenlinie vor, fütterte die Pferde und erwartete die Nacht. In der Nähe von Chantilly angekommen, bog er nach rechts, auf Fairfax zu ab, doch war es so

stockfinster, dass die kleine Truppe nur mit Mühe zusammenblieb. Zwischen Centreville und Chantilly wurde auf Seitenwegen vorsichtig und leise die Vorpostenlinie durchritten (was nur möglich ist, wenn die Säbel zwischen Obergurt und Sattel gesteckt werden). Es gelang dies, ohne entdeckt zu werden, und flott ging es dem Ziele zu. Einige Male musste Mosby von den Straszen abbiegen, um Lager u. s. w. zu vermeiden. In der Nähe von Fairfax angekommen, umritt er den Ort, so dass er wie gewöhnlich von hinten hineinmarschirte, in der Hoffnung, die Wachen und Posten über sein Vorhaben zu täuschen. Wenngleich die Conföderirten allen Bivouaks aus dem Wege gingen, mussten sie doch an manchem Posten dicht vorbei reiten; da sie indess in ruhigem Tempo marschirten, so wurden sie nirgends angerufen, indem wohl Niemand an die Verwegenheit glaubte, dass eine kleine Schaar sich bis mitten in die feindliche Armee begeben könnte. Etwa um zwei Uhr Morgens ritt Mosby in Fairfax hinein; Alles war dunkel und nur eine Schildwache stand am Eingange des Ortes. Zwei Mann, die er hier zurückgelassen hatte, um Meldungen abzustatten, im Falle sich Etwas ereignete, nahmen in aller Stille den Posten gefangen. Während dessen war Mosby allein in die Stadt geritten, um bei einem Bürger sich nach den Adressen des Generals Stoughton und des Oberst Wyndham zu erkundigen. Dann kam er zurück und gab seine Disposition aus: Ein Theil, unter Führung eines Yankee-Deserteurs, der seit dem Januar bei Mosby war, wurde ausgesandt, um Oberst Wyndham zu fangen, ein Theil sollte heimlich in die Ställe gehen, um gute Pferde heraus zu ziehen, während er selbst mit einigen Leuten sich aufmachte, um dem General Stoughton seine Aufwartung zu machen. Die erste Partie fand den Oberst Wyndham nicht zu Hause, sondern nahm nur den Hauptmann Barker, der in demselben Hause wohnte, gefangen; die zweite that ihr Werk ohne im Geringsten gestört zu werden, und hatte gegen 100, meist Offizier-Pferde, zusammengebracht. Mosby, der sechs Mann bei sich hatte, klopfte beim Generale Stoughton an die Hausthüre. Eine Ordonnanz öffnete das Fenster und frug barsch nach dem Grunde der Störung. „Depeschen für General Stoughton,“ antwortete Mosby. Die Thüre wurde geöffnet und Letzterer trat in die Schlafstube. Der General, welcher einen Ball gegeben hatte, war im ersten Schlummer begriffen, als Mosby ihn weckte. Erstaunt schalt Stoughton über die rauhe Manier, in sein Zimmer zu kommen, als Mosby ihm meldete: „Stuart's Cavallerie ist im Besitze der Stadt!“ „Unmöglich,“ rief der General, und konnte sich nicht eher überzeugen, als bis Mosby sich ihm vorstellte. Dann war er erst des

Zweifels baar, stand auf, kleidete sich vollständig an und rief dem Diener, sein Pferd zu satteln. Einer der Conföderirten, meldete, dass dies schon von ihm selber geschehen sei, doch war der General nicht sehr erfreut, dass er statt seines stattlichen Rosses, welches ihm eine Flucht ermöglichte, eine elende Mähre besteigen musste. Vor dem Hôtel, dem Apellplatze, sammelte Mosby seine Schaar, doch war es nicht möglich, mehr als 58 Pferde mitzunehmen, da man auszer dem Generale noch zwei Capitains und 30 Gefangene zu bewachen hatte. Das Merkwürdigste war, dass die Südländer so leise operirt hatten, dass trotz der anderthalb Stunden, welche das Unternehmen in Anspruch genommen hatte, Niemand in der Stadt etwas merkte, was auch wohl damit zusammenhing, dass sämmtliche Posten schnell entwaffnet worden waren. Nur als man hinaus ritt, und zwar in derselben Richtung, in der man hineinmarschirt war, frug eine gebieterische Stimme zum Fenster hinaus, zu welchem Regimente die Truppe gehörte. Mosby schickte sofort zwei Mann in das Haus, um den vermutheten Offizier festzunehmen, doch stellte es sich heraus, dass es eine Frau war, die Gemahlin des Quartiermeisters, deren Mann man nicht fand, obgleich seine Uniform auf dem Stuhle lag. Ohne Unfall kam die schwerfällige Colonne bis an die Centreville-Linien, wo Captain Barker einen Fluchtversuch machte; doch ein Streifschuss an den Kopf brachte ihn zum Halten. Durch den angeschwollenen Cub Run musste die Abtheilung schwimmen, da die Furth sich nicht mehr gangbar erwies. Als sie aus dem nassen Elemente heraustiegen, sagte Stoughton zu Mosby: „Das ist die erste schlechte Behandlung Sir, die Sie mir zu Theil werden lassen!" Von da ging es nach den Sudley-Mühlen (am Bull Run) und Mosby ritt voraus, um die Sicherheit des Vormarsches zu erkunden, denn das kleinste Gefecht musste ihn nöthigen, seine wichtigen Gefangenen und die Pferde loszulassen. Doch Nichts stand dem Rückwege entgegen und nun erst athmete Mosby erleichtert auf, während die Stirn des Generals sich umdüsterte; bis dahin hatte diesem noch immer die Hoffnung auf Flucht gewinkt. Dennoch blieb Mosby mit einigen Mann hinten zurück, um die Truppe von einer etwaigen Verfolgung rechtzeitig zu benachrichtigen. Erst in Warrenton machte er Halt, um das Detachement nach den Strapazen zu stärken. Für diese That wurde Mosby zum Capitain befördert und erhielt eine Ordre von Stuart, welche ihm und seiner Truppe das höchste Lob spendete. Die Stimmung in Fairfax am anderen Morgen braucht wohl nicht erst geschildert zu werden. Nur hatten die

Bürger, welche ganz unschuldig an diesem kecken Streiche waren, in der Folge grosze Gewaltthätigkeiten zu dulden. —

III.

Am 16. März machte sich Mosby auf, um ein gröszeres Piket an der Herdon-Station zu überfallen, wobei er sein Commando von etwa 40 Mann in zwei Theilen operiren liesz. Da seine Ankunft entdeckt wurde, so attakirte er die Feinde offen mit dem Säbel in der Faust, und erst als diese sich in Häuser retirirten, wurde mit der Pistole weiter gefochten; das feindliche Detachement wurde überwältigt und mehrere Offiziere, sowie einige 20 Mann, natürlich mit Pferden, gefangen genommen. Die Gefangenen wurden auf Parole entlassen, jedoch die Offiziere von Jake, einem geborenen Ungarn, nach Richmond transportirt. Letzterer, dem Ehrenworte wohl nicht zu viel Gewicht beimessend und doch voll Achtung gegen die Charge, ersann folgendes Auskunftsmittel, um sich der ihm anvertrauten Gefangenen Nachts zu versichern. Er bedauerte unendlich, dass die Herren Offiziere keinen Diener bei sich hätten und erbot sich, denselben die Stiefeln zu putzen. Er nahm das Schuhwerk Abends in Empfang und mit einem höflichen „Gute Nacht!" begab er sich mit dem Unterpfande für das Wohlverhalten seiner Gefangenen auf seine Stube, wo er nun ruhig schlafen konnte.

Am 26. März attakirte Mosby mit 50 Mann wiederum eine überlegene Feldwache bei Chantilly und zwang durch seine fortwährenden Ueberfälle endlich die Cavallerie-Brigade, welche jetzt von General Stahl befehligt wurde, ihre Vorpostenkette mehrere Meilen bis zum Difficult Run zurückzuziehen. Er machte hierdurch schon nach einem Monat seine Behauptung wahr, den Feind zum Aufgeben einer Strecke Landes zu vermögen. Einige dreiszig Gefangene, darunter mehrere Offiziere, belohnten die kühne That. Stuart telegraphirte auf den Bericht: „Hurrah für Mosby! Ich wünschte, ich hätte hundert seines Gleichen!"

Am 31. März zählte die Truppe Mosby's beim Apell schon 69 Mann, mit denen er eine Feldwache überraschen wollte, jedoch fand er dieselbe nicht vor und übernachtete deshalb mit seinem Commando in Miskel's Farm, nicht weit von Drainsville; dies Gebäude stand auf einer Höhe, von wo aus Mosby das andere Ufer des Potomac und das Vorterrain wohl überschauen konnte, auszerdem war hier der einzige Ort in der Gegend, wo Futter für die Pferde zu finden war. Obgleich die Farm taktisch sehr ungünstig lag, so hatte dennoch Mosby des schlechten Wetters wegen nur

einen Posten ausgestellt, welcher die Umgegend unter Augen hatte.

Der Hof der Farm war auf der einen Seite von einem Fenze-Zaun (aus horizontalen Latten bestehend) umschlossen, in welchem eine Scheuer lag; diese hatte wiederum eine durch Zaun abgeschlossene Koppel vor sich; vor der Koppel lagen im Halbkreise etwa 100 Morgen cultivirten Landes, welche von Wald eingeschlossen waren; auf der entgegengesetzten Seite der beschriebenen Koppeln floss der Potomac. Mosby mit seinen Leuten schlief im Hause resp. in der Scheune, die Pferde waren abgesattelt und an den Zäunen festgebunden. Diese Situation war dem Feinde hinterbracht worden, und sofort setzten sich unter Commando des Capitain Flint, eines sehr geschickten Offiziers, einige Schwadronen auf, um Mosby endlich zu fangen. Ein auf Scoutdienst vorgeschickter Mann war zufällig in einem Hause verborgen, an welchem die Colonne vorbei musste; derselbe schwang sich zwar sofort auf sein Ross, als er der Feinde ansichtig wurde, und ritt auf Umwegen zu den gefährdeten Kameraden, doch kam er erst bei Mosby an, als der Feind schon aus dem Walde, die Stellung umzingelnd, debouchirte. Trotz des heftigen Feuers, welches auf die Parteigänger eröffnet wurde, sattelten dieselben dennoch kaltblütig ihre Pferde. Als nach dem Scharmützeln nun ein Flügel der Yankee's vorbrach, um mit dem Säbel in der Hand die Farm zu nehmen, waren auch etwa 20 Mann auf die Pferde gesprungen, mit denen Mosby, durch das Thor des Zaunes hervorbrechend, sofort eine stürmische Attake auf die vorreitende Linie machte. Er war so glücklich, sie zum Stehen zu bringen, und dann zum Weichen, als seine Linie, auf den Flügeln fortwährend verstärkt, die Flanke des Feindes nahm. Der Anritt des Feindes verwandelte sich in eine wilde Flucht, besonders als der Capitain Flint im Handgemenge fiel. Da die Nordländer in der Gewissheit ihres Erfolges die sämmtlichen Thorausgänge des Fenzes, welcher jeden Wald in Amerika umschlieszt, zugerammelt hatten, so wurde die Flucht aufgehalten und eine Menge Gefangener gemacht. Endlich gab der Zaun dem einmüthigen Drängen nach, und vielen Leuten Gelegenheit zum Entkommen; auch ihnen folgte ein Theil der Freibeuter nach, bis die Pferde den Athem verloren. Der Feind büszte 83 Gefangene, 10 Todte und 15 Verwundete ein; auch 95 brauchbare Pferde brachte der Sieger auf, der nur einen Todten hatte. Es war der erste April und das Gefecht hiesz daher der April-fools day. In Folge der neuesten Gefechte wurde Mosby zum Major ernannt und officiell beauftragt, eine Truppe zu dem speciellen Gue-

rilladienste zu organisiren. Dies geschah ohne Beistimmung des Generals Lee', welcher in dieser Zeit Mosby noch eher Hindernisse in den Weg legte, als dass er ihm vorwärts half, wohl fürchtend, dass die Truppe auf Abwege gerathen könne; dagegen wurde unser Parteigänger von Stuart sehr hoch geschätzt, wie das Schreiben desselben vom 26. April an Mosby dies beweist:

„Sie haben jetzt eine prächtige Gelegenheit, dem Feinde hinter Warrenton Junction einen empfindlichen Schlag beizubringen, wohin dessen Züge jetzt regelmäszig abgehen. Fangen Sie einen Zug ab, zerstören Sie die Bahn und zwar so bald als möglich, sonst möchte Ihnen die Gelegenheit entschlüpfen. Stoneman's Gros lagert bei Warrenton Junction, Bealton und Warrenton Springs. Sie müssen sich aber so fern von den Lagern halten, dass Sie Beute und Gefangene in Sicherheit bringen können. Ich brauche augenblicklich genaueste Information über die feindliche Stellung (zur Vorbereitung der Schlacht bei Chancellorsville. D. Verf.). Die Märsche und Richtungen der Transporte geben oft die wichtigsten Aufschlüsse über die feindlichen Absichten. Geben Sie die Daten, Namen und Zahlen so sicher als möglich an.“

Ehe jedoch Mosby diesem Winke folgen konnte, traten Verhältnisse ein, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die fortwährenden Neckereien Mosby's brachten nämlich die Cavallerie der Nordarmee in eine so peinliche Lage, dass der Brigadegeneral Stahl nunmehr beschloss, dem Unwesen der Partisanrangers mit concentrirter Macht auf den Leib zu gehen. Dies war aber gerade so gut möglich, als wenn man mit einer schweren Keule einen Schwarm Mücken vernichten wollte. Es wurde natürlich in das Leere marschirt, sechs bis acht Mann gefangen; mit den übrigen Leuten hing sich Mosby, so gut es ging, an die Flanken des Gegners. Obgleich Stahl alle möglichen taktischen Sicherheitsmaaszregeln traf und sogar Nachts ohne Feuer bivouakirte, so effectuirte er nicht nur Nichts, auszer der Gefangennahme wehrloser Bürger, sondern musste sogar seinen letzten Marsch heimlich in der Nacht zurücklegen, um den Bienen Mosby's, die ihn fortwährend umschwirrten, zu entgehen.

Jetzt erst bekam Mosby Luft genug, um dem Auftrage Stuart's entsprechen zu können. Er ging dazu mit 100 Mann am 2. Mai nach Warrenton Station ab, um die dort stehenden Pikets anzugreifen. Er nahm auch wirklich nach siegreichem schneidigem Gefechte fast ein ganzes Regiment gefangen; als aber die Leute sich zerstreuten, um sich auch der Beute und der Pferde zu bemächtigen, wurden sie plötzlich überfallen und vollständig auszer Fassung ge-

bracht. Ohne sich Zeit zum Ralliiren zu nehmen, ritten sie davon, Beute und Gefangene hinter sich lassend; nur Mosby mit einigen entschlossenen Leuten suchte den Angriff zu brechen, aber auch dies misslang ihm und er musste sich ebenfalls zurückziehen. Wenn trotz der Niederlage noch einige 30 Pferde eingebracht wurden, so hatte Mosby doch eine Menge seiner Leute verloren, und vor Allem seinen Ruf der Unfehlbarkeit eingebüszt; so kam es, dass am 9. Mai nur 37 Mann zum Apell erschienen, die zum Theil zu seiner regelmäszigen Truppe gehörten, zum Theil wohl einsahen, dass, wer Schläge geben will, auch welche ertragen muss. Mit diesen Leuten gelang es ihm, die Warrenton-Bahn auf zwei Tage gänzlich unfahrbar zu machen. Acht Tage später griff er wieder, nur mit 25 Mann, eine Feldwache bei Dumfries an; dem tapferen Offizier, der die Gegner commandirte, sagte er, als derselbe verwundet gefangen war: „Herr Lieutenant, Sie sind eigentlich zu brav, um einer so schlechten Sache zu dienen!"

Die werthvollen Nachrichten, welche Mosby in seinen Gefechten gesammelt, sandte er sofort durch einen intelligenten Mann an Stuart.

Am 28. Mai unternahm er eine Expedition gegen die Alexandriabahn und fing einen Bahnzug ab, wobei er zum ersten Male eine kleine Haubitze brauchte, welche er aber bei dem ersten Gefechte wieder verlor. Stuart verschaffte ihm alsbald eine neue, mit der Erlaubniss sie wieder zu verlieren, wenn er sie eben so theuer verkaufte, wie die erste.

Am 3. Mai überfiel er mit 50 Mann eine Feldwache an der Frying pan Kirche; am 10. Mai formirte er zum ersten Male eine regelrechte Compagnie und weihte diesen Act durch einen Einfall nach Maryland ein, wobei er wiederum eine Menge Gefangene und 30 Pferde erbeutete. Die nächste Zeit benutzte er hauptsächlich zu Recognoscirungen, da es bei dem Vormarsche Lee's nach Pensylvanien sehr wichtig war, zu wissen, wo die Hauptarmee sich befinde. Unter vielen Abenteuern gelang ihm dies auch vollständig zu erkunden. Neben all' den Recognoscirungen fand Mosby aber immer noch hinreichende Gelegenheit, Patrouillen abzuschneiden und besonders Trains zu überfallen, da Stuart in groszer Noth um Gespanne war. Viele Hundert Pferde brachte er auf diese Weise zurück.

Als er bei einer dieser Gelegenheiten einen Major und einen Capitain fing, hörte er Beide auf dem Transporte lachen; als er nach dem Grunde frug, meinten sie, sie hätten sich so oft über die Dummheit der Leute moquirt, welche sich von Mosby hätten fangen lassen, dass es ihnen nun wirklich lächerlich wäre, selbst hineingefallen

zu sein. Eine Wunde, welche Mosby in einer der weiteren Affairen erhielt, machte eine Pause in seinen Unternehmungen nöthig. Anfangs October organisirte er schon eine 2. Compagnie unter Capitain Smith, und immer kühner konnten nun seine Expeditionen werden. Einmal ging er bis in die Nähe von Alexandria und nahm den Oberst Dulaney gefangen, welchen er wieder aus einem Hause herausholte. Ein andermal wollte er gerne die Maulesel aus einem gut bewachten Lager holen; da die Wache zu stark war, verkleideten sich zwei Mann als Neger, nahmen die Posten stillschweigend gefangen und öffneten so den Eingang zum Bivouak. Da Mosby's Leute gehört hatten, dass diese Thiere bereitwillig den Schimmeln nachliefen, so wurden eine Menge Leute auf solche Pferde gesetzt, denen die Maulesel auch wirklich nachtrabten, doch leider nur bis zur nächsten Tränke; dort wurden sie ganz ungeberdig, wollten nicht folgen, schlugen hinten aus und rannten schlieszlich in das Lager zurück, welches sie dadurch vollständig allarmirten.

In dieser Zeit trat auch Baron von Massow, ein Preusze*), bei der Schaar Mosby's ein und hatte sich bald durch sein kühnes und offenes Wesen beliebt gemacht. Nach dem ersten Ueberfalle, den er in der Nähe von Warrenton mitgemacht hatte, soll er gesagt haben: „Das geht ja noch über eine Englische Fuchshetze!" Das Commando war nun über 120 Mann stark und gröszere Unternehmungen wurden geplant; so wurde auch unter Anderem ein Wagenpark bei Brandy Station überfallen und über 100 Maulesel erbeutet. Hier und da passirte dann auch ein komischer Zwischenfall. Als bei letzter Gelegenheit die Wagen in Brand gesetzt waren, bemerkte der Capitain Chapman an einem brennenden Fahrzeuge noch vier vorzügliche Maulesel, die noch nicht abgespannt waren; indem er dies bewerkstelligen wollte, doch nicht schnell genug zu Stande kommen konnte, kollerte plötzlich der Pferdeknecht, ein feister Neger, aus dem Wagen an die Erde und rief kläglich: „Who, in de name of God, set dese wagons on fire!" Chapman befahl ihm sofort, beim Abspannen behülflich zu sein, was der Neger auch mit Dank für die freundliche Hülfe besorgte; wie grosz war aber nach einer halben Stunde sein Erstaunen, als er merkte, dass er ganz gemüthlich in Mosby's Conföderacy hineintrabte.

*) In der Virginien-Armee waren nur drei Preuszen: Borcke, Massow und ich. Da auch Massow sehr grosz war, so glaubten die Südländer steif und fest, dass die Preuszen ein Riesengeschlecht seien, und schrieben mir später, dass es dort gar kein Wunder genommen hätte, dass Preuszen halb Europa zusammengehauen.

Sobald Mosby mit der einen Hälfte seiner Leute zurückgekommen war, beorderte er sofort wieder die ausgeruhte Partie zu neuen Coups, zu denen er inzwischen das Material gesammelt hatte, und legte sich auf Stuart's Wunsch jetzt besonders auf das Abfangen von Magazinen und Wagentrains.

Am 7. Dezember konnte er schon seine 3. Compagnie unter Capitain W. H. Chapman formiren, die Zeit bis zu Ende des Jahres füllte Mosby mit kleinen Expeditionen aus. Gegen Weihnachten wurde er bei einer derselben in einem Hause beinahe selbst gefangen und verdankte seine Rettung nur seinem Pferde und seiner ausserordentlichen Gewandtheit im Reiten.

Das Jahr 1864 wollte Mosby mit einem groszen Ueberfalle bei Harpers Ferry einweihen, zu dem Alles auf das Sorgfältigste vorbereitet und vorbedacht war; jedoch durch ein schweres Missverständniss stieszen die verschiedenen eigenen Abtheilungen aufeinander und brachten dadurch nicht nur Verwirrung in die eigenen Leute, sondern weckten auch die Lager auf, die sofort allarmirten und die Schaar mit vielem Verluste zurückdrängten.

Mosby verlor aber weder seinen guten Muth, noch seine Elasticität und blieb den Feinden auf den Nägeln sitzen; bald überrumpelte er Lager oder liesz die Pferde zwischen den Truppen herausführen oder war sonst thätig, so dass er, überall und nirgends, der vollständige Plagegeist der Yankee's wurde. Bei einer dieser Affairen wurde bei der Verfolgung auch Massow zu allgemeinsten Bedauern sämmtlicher Mosby-Reiter so schwer verwundet, dass er bis zum Schlusse des Krieges kampfunfähig blieb.

Bis zum Monate Mai konnte bei dem schlechten Zustande der Straszen die Thätigkeit der Schaar sich nur auf kleine Intermezzo's, welche, beiläufig bemerkt, doch über 150 Pferde und Gefangene einbrachte, beschränken, „to keep up the 'spirits of the men,“ dann aber kam wieder ein mehr geregelter Gang in die Unternehmungen, auch konnte die 4. Compagnie organisirt werden. Bei dieser Gelegenheit versuchten die Leute sich der Mosby-Wahlen zu entziehen und erklärten, dass sie, dem Gesetze gemäsz, Offiziere wählen würden, welche den Mannschaften conveniren würden. Doch Mosby, welcher inzwischen zum Oberstlieutenant befördert war, versicherte, dass er jeden Soldaten, welcher einen anderen als den ihm befohlenen Namen aufschreiben würde, sofort entlassen und dem Generale Stuart zusenden würde. Seitdem ist nie wieder von einem ähnlichen Ansinnen der Leute die Rede gewesen. Capitain Mountjoy übernahm das Commando der Compagnie. Je gröszer die Schaar wurde, desto

weiter dehnten sich auch deren Züge aus, welche sich nicht nur auf das Gebiet östlich der Blue Ridge-Kette beschränkten, sondern auch nach dem Virginienthale und bis Maryland hinein sich erstreckten.

Die nähere Darstellung des weiteren ziemlich gleichmäszigen Verlaufes des kleinen Krieges würde den Leser ermüden, deshalb mögen aus den unzähligen Gefechten, die oft an verschiedenen Orten zugleich ausgeführt wurden, nur einzelne besonders interessante Stellen hervorgehoben werden.

Als allgemeine Bemerkung muss hier eingeschoben werden, dass natürlich die Art der Kriegführung Mosby's, gegen die man kein Mittel wusste, schlieszlich die Nordländer zur Verzweiflung bringen musste, aus der ein wilder Hass entsprang. Diese Parteigänger gaben den Stoff zu all' den tausend Geschichten, welche von den Nordamerikanischen Blättern den „Buschkleppern" zugeschrieben wurden, dem Gesindel, dem man kaum den Namen von Menschen zulegen könnte. Da man sich mit dem Schwerte nicht zu helfen vermochte, rächte man sich mit der Zunge und der Feder, und erfand märchenhafte Erzählungen, um die eigene Unzulänglichkeit zu bemänteln.

Im Anfange Mai, als Grant die Schlachten bei Wilderness schlug, operirte Mosby in dessen Rücken, Schrecken und Verwirrung in die Trains und Eisenbahnzüge bringend, dann im Rücken Hunter's im Virginienthale und endlich im Rücken Sheridan's, bald in Maryland, bald im „Thale" sich aufhaltend.

Allerdings kamen dabei oft Expeditionen zu Stande, bei denen es mehr auf's Stehlen, d. h. Nehmen feindlicher Pferde und Material's hinauskam, als auf's Fechten. So kam einst Mosby mit einigen Mann nach Martinsburg, wo zahlreiche föderirte Truppen beisammen lagen. Er stieg leise mit 10 Mann ab, schlich sich in die Stadt, von dort in die Ställe und mit einer Menge ausgesuchter Pferde verlieszen die Verwegenen auf Seitenwegen den Ort, da ein aufgewachter Stalljunge Allarm in die Stadt brachte; als sie wegritten, stieszen sie noch auf ein feindliches, leeres, nur von einer kleinen Wache besetztes Lager. Sämmtliche Pferde und transportablen Sachen wurden natürlich auch noch mitgenommen.

Als Mosby einige Zeit später in der Nähe des Potomac mit seinem ganzen Bataillon operirte, hatte er sich die Aufgabe gestellt, die Truppe des ihm numerisch bedeutend überlegenen Major Forbes, eines sehr tüchtigen Gegners, zum Kampfe zu zwingen, und hatte dazu eine sehr schöne Defensivstellung an der Strasze gewählt; allein da Jener dazu keine Anstalten traf, so suchte Mosby seinen

Feind auf und fand ihn nahe der Berg Zion-Kirche, links neben der Strasze, aufgestellt und zwar in geöffneten Schwadrons-Colonnen. Das Terrain war offen und neigte sich sanft der Strasze zu.

Mosby disponirte folgendermaaszen: Der feindlichen Aufstellung sandte er in der Front Scharfschützen (abgesessene Reiter) entgegen, welche sich in der Lisière des Waldes einnisteten; das Geschütz stellte er auf der Strasze auf und seitwärts derselben den Rest seiner Reiter, welche im offenen Terrain die feindliche Cavallerie in den Flanken angreifen mussten. Der Plan gelang, die feindliche Reiterei gab Fersengeld und wurde um so empfindlicher geworfen, als die Flucht durch mannigfache Zäune aufgehalten wurde; wenn auch einige Züge Front machten und herzhaften Widerstand leisteten, so wurde zuletzt doch Alles zum Laufen gebracht. Auf den Major Forbes, einen sehr tüchtigen Offizier, wurde von den besten Reitern besonders Jagd gemacht und derselbe nach tapferer Gegenwehr überwunden; die Verfolgung der übrigen Leute wurde bis auf $2^1/_2$ Meilen Weges fortgesetzt. Gefangene, Beute und 90 Pferde waren der Siegespreis.

Unter Sheridan's Leitung nahm die Kriegführung der Nordländer einen immer mehr barbarischeren Charakter an, indem das Plündern und Häuseranstecken zum Kriegsgesetze erhoben wurde. Natürlich kamen hier und da dann auch Gewaltthätigkeiten von Seiten der Guerilla's vor. Allein es war gewiss zu entschuldigen, dass Soldaten, welche ihre Mütter, Frauen und Töchter ohne Obdach weinend im Walde Zuflucht gegen die Witterung suchen sahen, oft im Innersten ergrimmten und blutige Rache nahmen, wenn die Brandstifter in flagranti ergriffen wurden. Dass die zügellosen Maasznahmen Sheridan's gegen Mosby nichts nutzten, kann Jeder begreifen. Nicht nur wuchs der Zorn und Eifer der Parteigänger, sondern auch die heimathlosen Bürger waren nun erst recht dazu aufgelegt, den Rächern jede mögliche Hülfe zu bieten.

Nach einer Menge Ueberraschungen in Sheridan's Rücken, die jetzt mit fünf Compagnien und einer Batterie ausgeführt werden konnten, wurde Mosby im August bei einer seiner fast unglaublich kecken Recognoscirungspatrouillen, bei welcher er mit drei Mann einen Vortrupp von sieben Mann attakirte, schwer verwundet, weil er in einer funkelnagelneuen Uniform den Schützen ein sehr gutes Ziel bot. Er wurde von seinen Leuten zurückgeschafft und bei einem Bürger verpflegt. Die Einwohner unternahmen vollständige Wallfahrten nach dem Aufenthaltsorte unseres Helden, um demselben ihre Anhänglichkeit zu beweisen. Selbst die kühle Haltung des Generals

Lee gegenüber der Organisation der Guerilla's schmolz bei den sichtlichen Erfolgen Mosby's, wovon die folgende Ordre ein glänzendes Zeugniss giebt:

„Die allgemeine Aufmerksamkeit der Armee lenke ich auf die rastlose Thätigkeit und Geschicklichkeit des Obersten Mosby und die Intelligenz und den Muth, welchen seine Offiziere und Leute bei allen Gelegenheiten entfaltet haben. Mit dem Verluste von wenig mehr als 20 Mann hat er während dieses Sommers etwa 1200 Mann getödtet, verwundet oder gefangen genommen, und mehr als 1600 Pferde und Maulesel, 230 Stück Rindvieh und 85 Wagen und Ambulanzen erbeutet, ohne aller kleineren Operationen zu gedenken. Auch sind die Dienste, die das Commando Mosby's im Bewachen und besonders Recognosciren des Feindes leistete, der Armee von grösztem Werthe gewesen.

R. E. Lee."

Die Beute war in Wirklichkeit noch viel gröszer, denn erwähnt waren in dem Berichte Mosby's nicht die Anzahl Pferde und das Schlachtvieh, welche die Parteigänger zum eigenen Gebrauche zurückbehalten hatten.

Die Zeit, in welcher Mosby verwundet war, wurde nicht unbenutzt gelassen, indem seine Unterführer, auch einzelne Detachements, die begonnenen Unternehmungen fortsetzten. Allein dennoch fehlte Mosby's Gegenwart, denn in seiner Hand war die Zauberkraft, welche die Fäden, so lose sie zu flattern schienen, zusammenhielt. Noch an Krücken hinkend, fuhr er aus dem Elternhause nach Richmond, um dort für sein Bataillon zu wirken. Als er aber am 19. September in Gordonsville ankam, traf er einige Offiziere und Leute seines Commando's, welche sich bis hierher von dem eigentlichen Gefechtsfelde retirirt hatten. Er war sehr böse, und antwortete Leuten, die ihn um Urlaub baten: „Es ist augenblicklich ebenso ehrlos, um Urlaub zu bitten, als in's Zuchthaus zu gehen!" Sofort machte er sich trotz seines leidenden Zustandes auf, sammelte sein Bataillon schon am 2. October bei Piedmont, und richtete seine Aufmerksamkeit besonders gegen die Etablirung einer gesicherten Verpflegungslinie, welche Sheridan auf der Alexandria-Ohio-Bahn einrichten wollte. Mit 250 Mann und zwei Haubitzen machte er sich auf den Weg und schickte einen sehr kundigen Scout Namens Ogg vor, um die feindliche Stärke bei Gainsville zu erforschen, und ihm dann Nachricht zu geben. Wie immer ritt Mosby, dessen scharfe Sinne ihn zu solchen Expeditionen besonders fähig machten, seinen Leuten etwa eine halbe Meile voraus. Inzwischen hatte Ogg ein

artiges Abenteuer erlebt. Nachdem er in Gainsville sich über Alles, was er wissen wollte, unterrichtet hatte, kehrt er zurück in den Wald und sieht Bivouakfeuer leuchten. Fest sich einbildend, dass er Mosby's Truppe erreicht hätte, reitet er sorglos in's Lager hinein. Als der Posten ihn anruft, antwortet er: „Du wirst mich doch kennen, ich bin Ogg!"

„Ogg" antwortet der Gefragte, „nein, den kenne ich nicht!"

„Von welcher Compagnie bist Du denn!"

„Von Compagnie E!" (der letzt gegründeten).

„Nun da sieht man ja, wie grün Ihr noch seid. Bringe mich sofort zum Herrn Obersten! Ich habe ihm eiligsten Bericht zu erstatten!"

Einige Mann der Wache traten dazu und Ogg, der abgestiegen war, merkt sogleich, dass er im feindlichen Lager sitzt; dennoch besteht er darauf, sobald als möglich zum Obersten geführt zu werden, heuchelt nun aber einen lahmen Fusz, der ihn zwingt, mühsam sein Pferd zu erklimmen. Sobald er aber seinen Gaul zwischen den Beinen hat, schreit er „Platz da!", fährt mitten durch die erstaunten Feinde hindurch und kommt, trotz der ihm nachgesandten Kugeln, glücklich zu Mosby. Mit Hülfe seiner geschickten Taktik überfiel Mosby nunmehr die an der Eisenbahn beschäftigten Arbeiter und deren Deckungstruppen und störte den Bau verschiedene Tage hindurch. Seine Taktik bestand darin, in der Front eine Linie Scharfschützen ausschwärmen zu lassen, während er auf den Flanken, gewöhnlich in einiger Entfernung, immer aber wohlversteckt, seine Cavallerie-Detachements stehen hatte, welche sich verdeckt dem Feinde zu nähern suchen mussten, um ihn durch die Vehemenz des Chocs zum Weichen zu bringen; denn Mosby kannte sehr wohl das Geheimniss, welches in der Heftigkeit des Anrennens liegt. Seine Geschütze stellte er auf sanfte Anhöhen.

Bald nach diesem Unternehmen überfiel Mosby wiederum einen Eisenbahnzug und zwang den feindlichen General, eine auszerordentliche Kraft darauf zu verwenden, seine Bahnlinien zu bewachen, denn Mosby hielt sämmtliche in seinem Bezirke liegende Bahnen durch unaufhörliche Demonstrationen in Gefahr. Da die schärfste Bewachung, welche enorme Truppenkräfte verschlang, nichts fruchtete, so bauten die Nordländer in ihrer Besorgniss zuletzt ganze Reihen von Blockhäusern längs den Bahnen, um die zahlreich längs der Eisenbahnstraszen aufgestellten Wachen vor dem fortwährenden „Aufgehobenwerden" zu schützen. Dies Alles setzte unser Führer mit seinen geringen Mitteln durch!

Im September kam Mosby's Truppe auf die Stärke von sechs Compagnien und einer Batterie zu vier Geschützen. Sein Detachement wurde nun mehr zum Regimente erhoben und in zwei Bataillonen formirt. Bei einer der Expeditionen, welche Mosby im Monate October unternahm, wurde auch General Duffie gefangen genommen, welcher vordem Mosby's Leuten keinen Pardon hatte geben wollen. Die Leute waren geneigt, sich an dem Generale zu vergreifen, da auch die südländische Presse seinen Tod verlangte; allein Mosby kümmerte sich weder an Presse, noch an Stimmungen, sondern lieferte ihn nach Richmond ab.

Nur als er einst eine Partie von Leuten der Brigade Custer fing, liesz er sieben von denselben das Loos ziehen und dieselben erschieszen. Das Warum wird aus dem Briefe klar, den Mosby an General Sheridan schrieb:

„General! Im Monat September, als ich vom Commando abwesend war, wurden durch den General Custer sechs meiner Leute in den Straszen von Front Royal in Gegenwart des Generals erschossen. Seitdem theilte noch Einer, der von einem Oberst Powell gefangen wurde, dasselbe Schicksal. Ein Papier war auf einen der Todten geheftet, mit der Inschrift: „„Dies wird das Schicksal Mosby's und aller seiner Leute sein!"" Seit dem Morde dieser meiner Leute habe ich nicht weniger als 700 Gefangene, darunter manche Offiziere hohen Ranges, in meinen Händen gehabt, die ich alle nach Richmond gesandt habe, da ich die Wiedervergeltung nur auf Leute von Custer's und Powell's Commandos beschränken wollte. In Folge dessen wurden am 6. dieses Monats, sieben Ihrer Leute auf meinen Befehl auf der groszen Heerstrasze Ihrer Expeditionen im Virginienthale füsilirt. Von jetzt ab werden wiederum alle Gefangenen, die in meine Hände gerathen, mit derselben Zuvorkommenheit, welche ihre Lage erfordert, behandelt werden, bis ein neuer Act der Gewaltthätigkeit von Ihrer Seite aus mich zwingt, wider meinen Willen und Gefühl, von dem Wege der Menschlichkeit abzuweichen.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster Diener

J. S. Mosby, Oberstlieutenant."

So brachte Mosby bei Freund und Feind Ordnung in die Kriegführung, und erwarb sich Achtung diesseits und jenseits der Linien.

Leider sind die Thaten Mosby's von Leuten geschildert worden, die keine Idee von den militairischen Operationen hatten und deshalb nur einzelne unzusammenhängende anekdotenhafte Erzählungen vorhanden, die man selbst mit gröszter Mühe nicht in Verbindung mit

den übrigen Vorgängen auf dem Kriegstheater zu bringen vermag; daher mögen auch seine Thaten nicht weiter detaillirt beschrieben werden; es genüge, nur zu erwähnen, dass unter fortwährenden Ueberfällen und kühnen Unternehmungen, bei denen die Verluste der Mosby'schen Guerilla's verschwindend klein waren, die Monate bis zum April 1865 verstrichen.

Die Kriegführung des Nordens wurde immer barbarischer, je ungestrafter die Grausamkeiten der jetzt überlegenen unionistischen Waffen geschehen konnten. Das ganze Virginienthal wurde unter Sheridan's Leitung eingeäschert, und auch der Strich in Mosby's Bezirk zwischen Pans und Phirkersville wurde von einem Generale Merrit niedergebrannt. Nur den unaufhörlichen Anstrengungen Mosby's gelang es, das Sengen hier nicht über gewisse Grenzen hinauskommen zu lassen. Seine Truppe wurde immer mehr eine organisirte und zählte zuletzt 700 Mann in der Liste. Bei der Inspicirung, welche sich allerdings nur auf Pferde, Waffen und Bekleidung beschränkte, der auch seine Truppe unterworfen wurde, konnte dem Generale Lee berichtet werden, dass keine Truppe in der ganzen Armee so wohlequipirt und beritten sei, als Mosby's Guerilla-Regiment.

So hatte Mosby durch seine seltene Befähigung zum Parteigänger aus neun Mann ein herrliches Regiment geschaffen, dessen Thaten nicht nur Vorbilder für die Armee waren, sondern das, trotz seiner immerhin nur geringen Stärke, eine Existenz mitten unter den Feinden möglich gemacht hatte; denn schon seit dem Herbste 1864 war es rings von überlegenen Heeren umschlossen. Auch dieser Truppe dankte die Südarmee die Möglichkeit, sich so lange gegen die vielfache Uebermacht gewehrt zu haben.

Mosby war aber nicht nur unerschrocken, besonders im Recognosciren, was er bei seinem persönlichen überwallenden Muthe stets mit Ueberfällen verband, sondern auch vorsichtig im höchsten Grade, so dass er bei all' den verwegenen Streichen fast immer glücklich davonkam. Seine generöse Natur, sein glühender Patriotismus und seine ritterliche Tapferkeit machten ihn zum Abgotte des Bezirkes, den er vertheidigte und der während des Krieges „Mosby's Conföderacy" genannt wurde.

Von seiner persönlichen Tapferkeit und Verschlagenheit in Gefahr giebt seine letzte Verwundung ein lebhaftes Bild. Er hatte mit einem seiner besten Scouts ein feindliches Lager recognoscirt und todtmüde sich in ein befreundetes Haus gelegt, wo er sofort eingeschlafen war. Eine zufällig ankommende Patrouille von Nordländern entdeckt die Pferde im Stalle und wittert die Nähe von Frei-

beutern. Nicht wagend, ohne Weiteres in das Haus zu treten, schieszen sie durch's Fenster und treffen unglücklicher Weise Mosby in die Brust, doch der Schuss ging um die Rippen herum, hinten austretend. Mosby nimmt seine letzte Kraft zusammen, wirft seine Uniform zusammengefalten unter das Bett und beschmiert, ehe die Yankee's eintreten, seinen Mund mit Blut, als hätte der Brustschuss die Lunge getroffen. Dann ahmt er dem Sterbenden nach und lispelt auf gethane Frage mit mattem Blicke einen falschen Namen. Die Feinde, seine Wunde untersuchend, finden sie tödtlich und gehen mit seinem Rocke und sonstigen Effecten ab. Kaum sind die Feinde fort, erscheint Mosby mitten in der entsetzten Familie und bittet sie, ihn sofort wegzutransportiren. Er wird auf einem Ochsenkarren durch den Wald gefahren, ohne entdeckt zu werden; und wohl war es hohe Zeit, denn an dem Uniformsrocke hatte die feindliche Patrouille bald entdeckt, dass Mosby ihnen entschlüpft war, und sofort eilten sie zurück, um die kostbare Beute zu holen; doch schon fuhr er tief im Walde langsam vorwärts. Da Mosby mitten im feindlichen Reviere sich befand, so wurden sofort Läufer nach allen Richtungen ausgesandt, um ihn herauszuholen. Glücklicherweise war gerade eine grosze Hochzeitsgesellschaft versammelt, indem Einer der Ranger sich verehelichen wollte, als die Nachricht von Mosby's Verwundung ankam. Sofort warf sich die ganze Gesellschaft, wie sie war, der Bräutigam an der Spitze, auf die Pferde und fort stiebten sie, um den verehrten Chef zu retten. Er wurde auch wirklich in verhältnissmäszige Sicherheit gebracht. Als er aber wiederum weiter nach Süden geschafft werden musste, kam es, dass die Colonne vom Feinde so scharf gedrängt wurde, dass die peinliche Frage entstand, was man mit dem Schwerkranken thun solle. „Begrabt mich," war Mosby's Antwort. Doch endlich gelang es, ihn in sicheres Gebiet zu bringen.

Mosby's groszer Einfluss lag hauptsächlich in seiner Persönlichkeit. Er kannte alle seine Leute persönlich, die Meisten von ihnen sogar ganz speciell und wusste um die Versteckplätze der Meisten von ihnen. Ebenso bekannt war er mit dem Lande durch sein unermüdliches Recognosciren, und mit dem Feinde in Folge seiner fortwährenden Beobachtungen der feindlichen Stellungen. Er hatte Neigung zu speciellen Freundschaften, so dass er gewisse Personen gerne bei seinen kühnen Ritten um sich hatte, aber diese waren es nicht, die er beförderte, von den Führern verlangte er objective Fähigkeiten. Fast alle Capitains waren gebildete, meist in der Vir-

ginien-Akademie erzogene Leute, aus der Mosby ja auch hervorgegangen war.

Wie wir sahen, litt Mosby keine Offizierswahlen, keine Einreden in seine Anordnungen, keinen Einfluss von unten, er ordnete Alles selbst an, organisirte vom Keime aus seine später so wuchernde Schaar und war so nicht nur Commandeur, sondern Schöpfer, Seele und Kern seiner berühmten Truppe, die deshalb auch wohl verdiente, nur „Mosby's Rangers“ genannt zu werden.

Doch endlich schlug auch die Stunde unserer Schaar. Als alle Armeen des Südens sich ergeben hatten, konnte Mosby doch unmöglich allein den Kampf fortsetzen. Er rief deshalb sein Regiment zum letzten Male zusammen. Sechshundert erschienen beim Apell, denn hundert waren gefangen. Eine prachtvoll berittene, muthige Schaar, die auf der Höhe ihres Ruhmes stand, war bei Salem am 21. April 1865 aufmarschirt. Die muthig wiehernden Pferde, die kecken Federn, welche von den Hüten herunter wehten, und die kräftigen Gestalten, im Auge helle Kampfeslust, machten nicht den Eindruck einer sich auflösenden Truppe; der Tagesbefehl aber legte die Verhältnisse klar:

„Soldaten — Ich habe Euch zum letzten Male aufgeboten. Unser Lieblingstraum, der eines freien und unabhängigen Vaterlandes, ist verschwunden und dieses Land ist jetzt Beute des Siegers. Ich entlasse Euch und löse unsere Truppe auf, statt sie dem Feinde zu übergeben; ich bin nicht mehr Euer Commandeur. Nach einer innigen Verbindung, welche länger als zwei ereignissvolle Jahre uns vereint hat, scheide ich von Euch mit gerechtem Stolze über den Ruf Eurer Thaten und in dankbarer Erinnerung an all' die Liebe, die ich von Euch empfangen. Und jetzt, in dem Augenblicke, wo ich Euch das letzte Lebewohl zurufe, nehmt die Versicherung meines unwandelbaren Vertrauens und meiner Achtung mit nach Hause. Lebt wohl. J. S. Mosby, Oberst.“

Als so die Bande der Disciplin zerschnitten waren, durchbrach die persönliche Liebe, welche durch Blut besiegelt war, die Schranken; es musste ja der durch Gefahr und Noth festgekitteten Truppe schwer werden, auseinander zu gehen. Nur die Aussicht, beim nächsten Signale wiederum sich um Mosby's Banner zu sammeln, konnte den Abschied erleichtern.

IV.

Ein Preuszischer Dictator.

Karl Heinrich von Wedell, Preuszischer Generallieutenant, wirklicher Geheimer Etatsminister und erster Preuszischer Kriegsminister.

(Mit einem Plane und zwei Skizzen im Texte.)

Von **M. von Wedell,**
Lieutenant im 1. Schlesischen Grenadier-Regiment Nr. 10, commandirt zur Kriegsakademie.

Welchem Preuszen sollte das Herz nicht höher schlagen, wenn er vor seines Königs, des Deutschen Kaisers Palais, an dem Standbilde Friedrich's des Groszen vorübergeht, Friedrich's des Einzigen, des Begründers der Preuszischen Groszmachtstellung.

„*Exegi monumentum aere perennius*“ — „Ein Denkmal habe ich mir gesetzt, dauernder als Erz“ — kann jener Heldenkönig mit vollster Berechtigung von sich sagen; denn aus der Misere von verkommener Kleinstaaterei, Weiberherrschaft und diplomatischem Intrigantenthume der Mitte vorigen Jahrhunderts ragt dieser geniale und gewaltige Geist wie ein Fels aus dem Meere empor, an dem die ringsum anstürmenden Wogen kraftlos zerschellten! Er war es, der dem Vaterlande durch seine siegreichen Kriege Macht und Ansehen nach Auszen, durch seine weisen Reformen Kraft und Stärke im Innern verliehen hatte. — Hier sind die Ursprünge der heutigen Machtentfaltung Preuszens, die Vorbedingungen der Einigung aller Deutschen Stämme zu suchen. Darum muss ganz Deutschland dankerfüllt auf den hohen Ahnherrn seines Kaisers blicken! Aber Dank auch in jedes Patrioten Herz den Männern, die bei Friedrich's Riesenwerk — da halb Europa Preuszens Untergang geschworen, — mit Geist und Leben ihm zur Seite standen und mitschafften, was spätere Geschlechter erndten sollten.

Rings um des Königs Reiterbild sehen wir die Helden geschaart, einen Dessauer und Prinzen Heinrich, einen Seydlitz und Zieten. Die Namen sind ja alle bekannt und jedem Preuszenkinde schon durch vaterländische Lieder tief in's Herz geschrieben. Da steht auch einer darunter, seinen Degen und einen Lorbeerzweig mit der Linken an sein Herz drückend — so recht ein Symbol für das, was er gethan, der Blut und Leben für Vaterland und König opferte.

Es ist der Preuszische Leonidas, wie ihn sein groszer König ehrend nannte und in seinen Schriften es verewigte: der Oberstlieutenant Georg von Wedell, der am 19. November 1744 bei Solonitz in Böhmen allein mit seinem Grenadier-Bataillon der Oesterreichischen Armee fünf Stunden lang den Uebergang über die Elbe streitig machte. Der König verlieh ihm den Orden pour le mérite und gab ihm jenen Ehrennamen; doch auch der Feind, Prinz Carl von Lothringen, wurde durch solche Bravour zu dem Ausspruche hingerissen: Wie glücklich würde die Königin sein, wenn sie in ihrem Heere Offiziere hätte, die diesem Helden gleichen. — Schon 1745 am 30. September gab er in der Schlacht bei Soor sein junges Leben für seinen König hin.

Doch auf den ehernen Tafeln des Standbildes finden wir noch einmal den Namen verzeichnet, der in den Reihen der Preuszischen Armee zu allen Zeiten, und namentlich in allen Kriegen zahlreich vertreten war und ist. Es ist der Bruder jenes Leonidas: Karl Heinrich von Wedell, Generallieutenant und wirklicher Geheimer Etats- und Kriegsminister. Seinem Leben und seinen Thaten, die ihn so oft in engste Beziehung zu seinem groszen Könige bringen, wird, wie ich wohl hoffen darf, auch ein weiterer Leserkreis Interesse abgewinnen.

Karl Heinrich von Wedell ist 1712 auf dem Rittergute Göritz, Stammsitz dieser Linie des Geschlechtes, in der Uckermark geboren. Sein Vater, Georg Wilhelm, war Uckermärkischer Landrath und Obergerichtsdirector, seine Mutter eine von Eickstädt. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung, die er im elterlichen Hause und später auf Berliner Schulen genossen hatte, und der er ein weit reicheres Wissen verdankte, als es damals unter den jungen Edelleuten, die sich dem Kriegsdienste widmen wollten, üblich war, trat er mit 17 Jahren in das Königliche Leib-Regiment zu Fusz ein und wurde den 3. April 1729 daselbst zum Fähndrich ernannt. Vom 1. März 1734 ist sein Secondelieutenants-Patent datirt; 1740 wurde er zum Bataillon Grenadier-Garde (v. Rohdig) versetzt und nahm in dieser Truppe als Compagniechef an dem ersten Schlesischen Kriege Theil. In gleicher Charge wird Wedell im August 1743 in das Kleist'sche Regiment versetzt und in demselben Jahre zum Major befördert. Die Avancements-Verhältnisse waren innerhalb der Kriegsperioden ungemein günstig, während naturgemäsz die Friedensjahre von 1745 bis 1756 wieder Stockungen eintreten lieszen, so dass Wedell erst im September 1751 zum Oberstlieutenant ernannt wurde.

Durch sein reiches Wissen, seine allseitige Bildung und sein gewandtes hofmännisches Benehmen hatte Wedell sehr bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gelenkt; waren dies ja doch Eigenschaften, die damals keineswegs in der Armee so verbreitet waren wie heute. Die grosze Masse der Fridericianischen Offiziere waren wohl Männer von strenger, ehrenfester und edelmännischer Gesinnung, aber im Durchschnitte nicht sehr firm in litteris und der wissenschaftlichen Beschäftigung durchaus nicht zugethan. Die vielen Kriege und der anstrengende Friedensdienst hielten den Offizier von Studien sowohl, wie von der Gesellschaft fern, und so sehen wir denn, dass in den Offizierscorps geistige Interessen im Durchschnitte wenig vertreten waren. Es herrschte ein rauher Ton und man war nicht allzu penibel in der Beobachtung feiner, gesellschaftlicher Formen. Wir finden dies selbst bei nicht wenigen jener berühmten Generale, die unter des groszen Königs Leitung durch die Schärfe ihres Urtheils, die Klarheit ihres Blickes und die Festigkeit und Entschlossenheit des Handelns militairische Koryphäen geworden waren. Ihre derbe, kräftige Ausdrucksweise — selbst ihrem groszen Könige gegenüber — ist in zahlreichen Anekdoten (manchen unwahren, vielen verbürgten aber) auf unsere Tage überliefert worden. Es waren heldenhafte Persönlichkeiten, wie sie eine lange Kriegszeit bildet, es waren gewissenhafte strenge und gerechte Inspicienten in den dazwischenliegenden Friedensjahren, die unverdrossen in der straffen Fridericianischen Exercir- und Manövrirschule weiter arbeiteten und dabei jenen Geist in der Armee wach hielten, jenen unerschütterlichen Glauben an ihren Königlichen Feldherrn, dessen Genie den Sieg an seine Fahnen zu fesseln schien.

Das Alles leisteten diese Männer im vollsten Maasze, und König Friedrich wusste sie zu schätzen und hielt sie hoch in Ehren! Doch in dem, was auszerhalb jenes Wirkungskreises lag, war es bei Manchem von ihnen gar schlecht bestellt und jedenfalls konnten diese erprobten Kriegsgenossen Friedrich's als geistige Genossen ihm nicht genügen. Der grosze König stand geistig hoch über seiner Zeit: sein reges Interesse für alle wissenschaftlichen Bestrebungen und Forschungen auf den verschiedensten Gebieten, für die neue Geistes-Aera, wie sie ein Voltaire in Frankreich zu inauguriren schien, das klare Verständniss, womit er dies Alles verarbeitete, beweisen es, wie er seine Zeitgenossen überragte, wie er ihnen voraus war. Friedrich der Grosze war der erste Vertreter der Aufklärungsströmung auf dem Throne. Eine geistige Kraft, wie die seine, konnte alle Regeln despotischer Regierungskunst über den

Haufen werfen. Er konnte der Zeitströmung gerecht werden und die höchste Toleranz üben, ohne selbst dadurch in seiner Machtstellung sich gefährdet zu sehen. Er fürchtete nicht, wie seine Zeitgenossen und Vorgänger, die Männer der Aufklärung, verfolgte sie nicht und warf sie in Ketten, sondern suchte sie auf, ermunterte sie und zog sie an sich heran. Doch Deutschland hatte nicht die Initiative in diesen Bestrebungen ergriffen. Bis zur Mitte vorigen Jahrhunderts war der Deutsche Gelehrte noch in den alten pedantischen Kathederphilosophen befangen, und die unverständlichen Ausdrücke seiner philosophischen Schulsprache machten seine geistigen Schöpfungen weiteren Kreisen ungenieszbar. Ganz anders stand die moderne Französische Gelehrtenwelt da. Hier hatte man die Nothwendigkeit erkannt, dass an die Stelle der Schulphilosophie eine Philosophie des Lebens treten müsse, und mit der dem Franzosen eigenen Elasticität des Geistes wurden Epoche machende und geniale Ideen zu Tage gefördert und in verständlicher, gefälliger Form geschrieben und veröffentlicht. Voltaire war es, der zuerst diese Schranke durchbrach und der seine Anschauungen und philosophischen Betrachtungen so niederschrieb, wie man im Salon sprach, elegant und voll Esprit, befreit von allem scholaren Beiwerke. Hier arbeitete die Kritik in der Satyre und griff die verrotteten und unhaltbaren Verhältnisse in Staat und Gesellschaft an, wie sie unter dem ancien régime bestanden. Alle geistig hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit wurden von diesen neuen Französischen Ideen von der geistreichen Schreibweise ihrer Vertreter angezogen und gefesselt. So erging es auch dem groszen Könige, dessen rege, rasche Geistesthätigkeit den vorhandenen Schöpfungen der Deutschen Gelehrtenwelt weder Interesse, noch Geschmack abgewinnen konnte, und leider dadurch auch dem späteren Aufblühen der Deutschen Literatur fern und verschlossen blieb. Er war ein Freund Französischer Bildung geworden, somit auch ein Freund geistreicher Unterhaltung, feiner geselliger Formen: wo er unter seiner Umgebung, seinen Räthen und Generalen Beides fand, da schenkte er sein Herz und seine Huld. Von den Offizieren, die der König um ihrer geistigen Eigenschaften und ihrer gediegenen Bildung willen mit seinem besonderen Vertrauen ehrte und in seine Umgebung zog, will ich nur Graf Schmettau, von Keith, von Borke, Heinrich Wilhelm von Anhalt, Quintus Icilius und vor Allen Winterfeld nennen, für den er warme Freundschaft hegte und dessen früher Tod ihn tief berührte. Wenn nun auch zu diesem engsten Kreise der Umgebung des Monarchen Wedell nicht gehörte, so genoss er doch

wegen seiner reichen Kenntnisse und seiner hervorragenden Geistesgaben das höchste Vertrauen seines Königs, ein Vertrauen, das selbst dann noch nicht erschüttert wurde, als Wedell in seinem verantwortungsvollen Commando gegen die Russen nicht mit dem Glücke kämpfte, das Friedrich von seinen Generalen entschieden forderte. Jeder Andere wäre durch einen Tag von Kay — ob selbst verschuldet oder nicht — in Ungnade gefallen; Wedell aber erhielt, wie wir später sehen werden, keinen Tadel, sondern tröstende, aufmunternde Worte, in denen der König besseren Erfolg für die Zukunft in Aussicht stellte. Bis an sein Lebensende bewahrte er sich die Königliche Gnade und Zuneigung, die ihm noch in den letzten Jahren des Dienstes einen hohen, ehrenvollen Vertrauensposten zu Theil werden liesz.

Im Juni 1752 erhielt der Oberstlieutenant von Wedell den Orden pour le mérite, wurde zum Meyerinck'schen Regimente zu Fusz versetzt, am 17. Juni 1755 daselbst zum Obersten ernannt und rückte in dieser Stellung in's Feld. —

Rossbach war geschlagen und die Reichsarmee für dieses Jahr vom Kriegsschauplatze beseitigt, aber trotz dieses groszen Erfolges konnte der König seine Truppen nicht in die wohlverdienten Winterquartiere führen. Der Herzog von Bevern hatte sich vor dem Oesterreichischen Heere von der Lausitz aus, wo ihn der König verlassen hatte, durch Schlesien auf Breslau zurückgezogen und hatte hier eine schwere Niederlage erlitten. Breslau und Schweidnitz waren gefallen, die Armee zersprengt, der Winter angebrochen: — Schlesien schien unrettbar verloren. Da kam Friedrich in Eilmärschen aus Thüringen heran, zog die Trümmer der Bevern'schen Armee an sich und rückte dem dreimal stärkeren Gegner mit der festen Absicht entgegen, ihn anzugreifen und zu schlagen, wo er ihn auch fände. Stand doch die Existenz der Preuszischen Monarchie auf dem Spiele. Und scharf kennzeichnen jene denkwürdigen Worte, die der grosze König vor der Schlacht von Leuthen an seine Generale richtete, den ganzen Ernst der Situation.

Im Lager von Parchwitz, das die Armee am 28. November bezogen hatte, wurde der Oberst von Wedell zum Generalmajor und Brigadier befördert. Seiner Brigade war für die bevorstehende Schlacht vom Könige eine wichtige und entscheidende Rolle zugetheilt.

Es würde zu weit führen, hier in eingehender Schilderung den ganzen Verlauf der Schlacht von Leuthen zu berichten; sie ist ja auch durch ihre hohe Bedeutung der Gegenstand vielseitiger Be-

arbeitungen geworden, und Kriegshistoriker wie Geschichtsschreiber haben die Ereignisse dieses denkwürdigen Tages zum geistigen Gemeingute der Nation gemacht. Darum sei hier nur die Episode, in der der junge General sich hervorthat, näher erwähnt.

Die Armee des Prinzen Carl von Lothringen war — auf ihre Ueberlegenheit pochend — über die Lohe und Weistritz gegangen, stand vor den Defileen und dehnte sich mit ihren 90,000 Mann von Nippern bis Sägschütz aus; Leuthen lag in der Mitte der Stellung.

Der grosze König hatte nach eigener Recognoscirung bekanntlich den linken Flügel der Oesterreichischen Aufstellung zum Angriffsobjecte erwählt und war mit den vier Colonnen seiner Armee von Borne aus rechts abmarschirt. Gedeckt durch vorliegende Erhebungen gelang es ihm, ungesehen bis in die Höhe von Schriegwitz zu kommen, und als er mit der Cavallerie des rechten Flügels das Dorf passirt hatte, schwenkte er ein und stand so in zwei Treffen dem linken Oesterreichischen Flügel gegenüber.

Vor der Front des ersten Treffens, nordwestlich Schriegwitz, stand der Generalmajor von Wedell mit drei Bataillonen, dem der grosze König, zum Beweise seines Vertrauens, die Ehre zugedacht hatte, den ersten Angriff in der Schlacht zu leiten, von deren Ausgang des Königs und des Vaterlandes Ehre und Existenz abhing.

Wenn wir in den Schlachten heutiger Tage bei der nachgiebigen elastischen Kampfesform des zerstreuten Gefechtes mannigfache Beispiele dafür finden, dass der erste Angriff, das Ansetzen der Avantgarde einen gewichtigen Einfluss auf den Verlauf der Schlacht ausübt, so galt das in noch weit erhöhterem Maasze für die Kämpfe der Fridericianischen Zeit. Die starren Formen der linearen Schlachtordnung kennen ein solches Hin- und Herwogen des Gefechtes, wie unsere moderne Kampfesweise es mit sich bringt, nicht. Darum wählte auch der grosze König sich ganz besonders die Männer aus, denen er in seinen Schlachten die Verantwortung des ersten Angriffes übergab.

Der spätere Preuszische General-Quartiermeister-Lieutenant v. Barsewisch stand 1757 bei der Wedell'schen Brigade im Regimente v. Meyerinck und war Frei-Corporal und Fahnenjunker des rechten Flügel-Bataillons in der Schlacht von Leuthen. Er beschreibt den Kampf der Avantgarde in seinen Memoiren*) und berichtet, der

*) „Meine Kriegserlebnisse während des siebenjährigen Krieges 1757—1763. Wortgetreuer Abdruck aus dem Tagebuche des Königl. Preuszischen General-Quartiermeister-Lieutenants C. F. R. v. Barsewisch."

König sei selbst an die Bataillone herangeritten und habe zu ihm gesagt: „Junker von der Leib-Compagnie, sehet er wohl, auf den Verhack soll er zumarschiren, er muss aber nicht zu stark avanciren, damit die Armee folgen kann,“ dann habe er den Soldaten zugerufen: „Burschen, sehet Ihr dorten wohl die Weiszröcke? Die sollt Ihr aus der Schanze wegjagen, Ihr müsst nur stark auf sie anmarschiren und sie mit dem Bajonet daraus vertreiben. Ich will Euch alsdann mit fünf Grenadier-Bataillons und der ganzen Armee unterstützen. Hier heiszt es Siegen oder Sterben, vor Euch habt Ihr den Feind und hinter Euch die ganze Armee, dass Ihr also auf keiner Seite zurück oder vorwärts anders als siegend Platz findet!“ Aber, fährt Barsewisch fort, wir hatten nicht nur unseren verdienstvollen Oberslieutenant v. Bock zu unserem Anführer, sondern auch unseren tapferen General v. Wedell, den wir bereits vor der Schlacht von Prag und während des ganzen Krieges kannten, zum Brigadier.

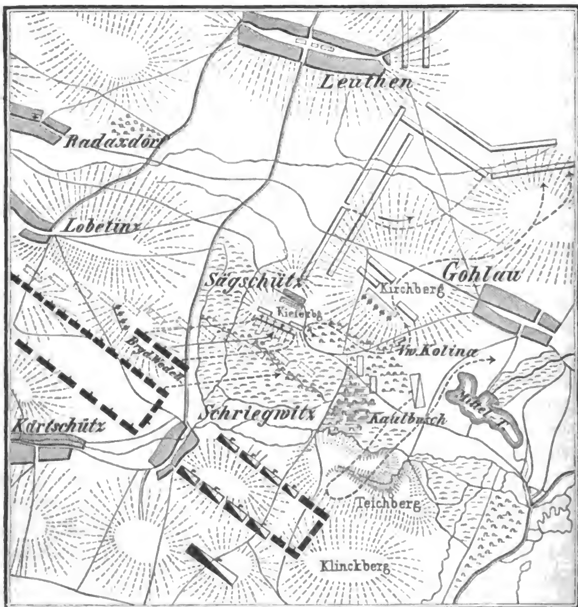
Ehe wir den Angriff selbst beschreiben, möchten wir die Aufstellung des feindlichen linken Flügels etwas näher bezeichnen. Hier stand das Corps des Generals der Cavallerie Graf Nadasti, dessen Infanterie aus leichten Truppen und 10,000 Bayern und Würtembergern bestand. Dieselben bildeten von Sägschütz bis zu den Klein-Gohlauer Teichen einen nach Osten zurückgebogenen Haken und schlossen so den Zugang zu dem Rücken der Oesterreichischen Stellung.

Der Kieferberg, vor dem Dorfe Sägschütz, war mit drei Würtembergischen Bataillonen und sieben Kanonen, der südöstlich anstoszende sumpfige Kaulbusch mit zwei Ungarischen Bataillonen besetzt. Auf dem Kirchberge, nordöstlich von Sägschütz bei Vorwerk Kolina, stand eine starke Batterie von 17 schweren Geschützen aufgefahren, in der Nähe waren auch die Reserven postirt. Die Cavallerie muss hinter dem Kaulbusche gestanden haben. Ungefähr 200 Meter vor der Stellung auf dem Kieferberge befand sich ein kleiner Graben, mit Weiden besetzt.

Um ½1 Uhr begann der Vormarsch der Avantgarde, der auf Befehl des Königs in sehr langsamem Tempo gehalten wurde. Der General von Wedell dirigirte die Bataillone halb rechts, da der linke Flügel der Oesterreicher weiter nach Osten hinausragte, als es der König bei Ausgabe der Angriffs-Disposition übersehen konnte. An ein Heranrücken der Truppen nach dem rechten Flügel zu war nicht mehr zu denken, der Angriff durfte nicht verzögert werden, man musste die wenigen Stunden, die der kurze Wintertag noch bot, be-

nutzen. So kam es, dass das ganze erste Treffen im Vormarsche sich halb rechts hielt und somit die Bataillone einzeln, echelonweise in den Kampf kamen.

Plan der Stellung bei Sägschütz.



Am Weidengraben protzten die Bataillons-Kanonen ab und in demselben Moment begann das feindliche Feuer. Die sieben Geschütze und das Klein-Gewehrfeuer fügten namentlich beim weiteren Avanciren den geschlossenen Linien schwere Verluste zu. Sobald der Graben passirt war, gab der General das Zeichen zu einer Salve, dann zur Attake. Mit der gröszten Bravour drangen die Bataillone mit gefälltem Bajonet den Berg hinan und eroberten, trotz tapferer Gegenwehr Seitens der Würtemberger, den Verhau und die sieben Geschütze im ersten Anlaufe. Der König hatte durch eine seitwärts der Avantgarde postirte Batterie von 10 Zwölfpfündern den Angriff unterstützen lassen.

Zu gleicher Zeit waren die rechten Flanken-Bataillone bei der Cavallerie östlich Schriegwitz von Nadasti's Reiterei angegriffen worden, sie vertrieben diese durch ihr Feuer und ebenso die zwei Ungarischen Bataillone aus dem Busche. So wurde Wedell's rechte Flanke frei, und sobald die Bataillone sich ralliirt hatten und die Feldstücke wieder an sich gezogen, befahl der General östlich Sägschütz vorzugehen.

Der Feind hatte sich erst am Kirchberge wieder gesetzt und, von den Reserven unterstützt, auf beiden Seiten der groszen Batterie eine starke Stellung genommen. Da Wedell wohl einsah, dass hier Schnelligkeit des Handelns geboten sei, wartete er die Ankunft der 10 Zwölfpfünder, die nachgebracht werden sollten, nicht erst ab, sondern zog sich mit seinen Bataillonen längs des Waldes nach rechts, so dem Feinde die Flanke abgewinnend, und drang nach wenigen Schüssen aus seinen Feldstücken und einigen Salven in kühnem Anlaufe gegen die formidable Stellung vor. Durch die Flankenbewegung hatte der General seine anstürmenden Linien dem Feuerbereiche der starken feindlichen Batterie theilweise entzogen und somit ein Gelingen der Attake ermöglicht. Sämmtliche 17 Geschütze und eine grosze Anzahl von Gefangenen fielen in die Hände des Siegers. Die geschlagene Infanterie suchte sich in einem Terrainabschnitte nördlich des Kirchberges wieder zu setzen, aber schon war das erste Treffen herangerückt, und im Vereine mit sechs Bataillonen vom rechten Flügel griff die Avantgarde sie von Neuem an. Die Würtemberger und Bayern gaben nach kurzem Widerstande die Stellung auf und flutheten in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurück. Nadasti suchte mit seiner Cavallerie die fliehende Infanterie zu degagiren, doch schon hatte der General von Zieten die Cavallerie des rechten Flügels um das schwierige Terrain des Kaulbusches herumgeführt und trat ihm entgegen. Bei der ersten nicht glücklichen Attake fand er einen festen Rückhalt an den Bataillonen Wedell's, die die feindlichen Cavalleriechocs abwiesen, bis die Reiterschaaren, neu ralliirt, wieder vorbrachen und die Nadasti'schen Schwadronen auf Rathen zurückwarfen. Auch die fliehenden Bayern und Würtemberger wurden von den Husaren erreicht, zusammengehauen und über 2000 gefangen.

Die Oesterreichische Stellung zwischen Leuthen und Sägschütz war vollkommen aufgerollt und ein Theil der feindlichen Infanterie, so gut es ging, nach Osten rückwärts geschwenkt, um die Front nach Süden zu bekommen; ihr auf dem Fusze folgte das erste Treffen, und ihr äuszerer Flügel blieb in stetem Kampfe mit den Resten der

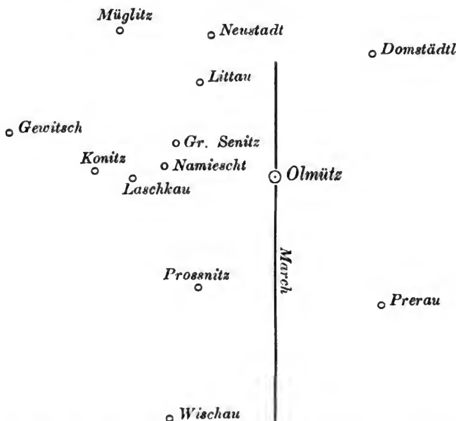
Wedell'schen Bataillone, die sie im Vereine mit den vorgenannten sechs Bataillonen auf Leuthen zurückdrängten. Ein Oesterreichischer Cavallerieangriff gegen die Brigade Wedell wurde abgeschlagen, und so war die linke Flanke der neuen feindlichen Aufstellung bei Leuthen von den allerdings sehr gelichteten Reihen der Avantgarde umfasst.

So weit die selbstständige Thätigkeit des Generalmajors von Wedell in der Schlacht bei Leuthen. Durch sein energisches Vorgehen war, wie schon erwähnt, der ganze linke Flügel des Feindes aufgerollt und der Rücken der Oesterreichischen Aufstellung Preis gegeben. Dadurch, dass die Avantgarde in stetem Vormarsche halbrechts blieb und den Feind von Position zu Position zurückwarf, trugen die geschlagenen Truppen die Panik bis in die Oesterreichischen Reserven hinein und wurde die Rückzugslinie auf Rathen und Lissa auf's Empfindlichste bedroht. Die Avantgarde und ihr tapferer Führer hatten ihre Aufgabe glänzend erfüllt, und der grosze König wusste, wie viel von der Ehre des Tages ihnen gebühre. Das Regiment von Meyerinck bekam 14 Orden pour le mérite für die Offiziere, 1500 Thaler für die Gemeinen, der General von Wedell wurde zum Chef des Schulz'schen Regiments ernannt, verblieb aber bei seiner Brigade, und als der Generallieutenant v. Meyerinck seinen Abschied erhielt, wurde Wedell am 28. Januar Chef des Meyerinck'schen Regiments, das er die ganze Kriegszeit hindurch als Oberst geführt hatte.

Der Feldzug des Jahres 1758 begann mit den Operationen gegen Mähren. Der König eröffnete dieselben schon im April mit der Belagerung von Schweidnitz und wandte sich nach der Einnahme dieser Festung gegen Olmütz. Feldmarschall Keith commandirte hier die Belagerungstruppen, während der König mit der Hauptarmee bei Prossnitz dem Oesterreichischen Entsatzheere unter Daun und Laudon gegenüberstand. Die Ordre de bataille zeigt uns den General von Wedell mit seiner Brigade — zwei Bataillone von Wedell und zwei Bataillone von Itzenplitz — in der Avantgarde, im Lager von Prossnitz im Centrum des ersten Treffens.

Die Belagerung von Olmütz ist von manchen Kriegshistorikern als eine Maaszregel beurtheilt worden, deren innere Beweggründe eigentlich nicht zu begreifen seien. Was wollte der König damit bezwecken? Die Russische Armee war in Preuszen einmarschirt und der General Dohna nicht im Stande, auch nur den geringsten Widerstand ihrem Vordringen in den Weg zu legen, zumal die

Schweden ihn mit groszen Detachements an Pommern und die Marken fesselten. Nahm Friedrich Olmütz, so konnte er doch nicht hier verweilen und den Besitz ausbeuten, sondern musste unverzüglich den Russen entgegeneilen, seine zurückbleibenden Truppen aber — wenn auch im Besitze der Festung — wären zweifellos von der kolossalen Uebermacht Oesterreichs erdrückt worden. Das Wahrscheinlichste war von vornherein das, was auch wirklich eintrat, nämlich, dass er Olmütz nicht einnahm und eiligst abziehen musste. Welch' Verlust an Zeit und Kräften, ohne irgend einen Vortheil dadurch errungen zu haben! Friedrich der Grosze, der sonst mit solcher Meisterschaft sich eine sichere Operationsbasis, gesicherte Verbindungslinien zu schaffen wusste, stand vor Olmütz mit der ganzen Armee, 13 Meilen vom nächsten Magazin entfernt. Bergige, schlechte Landwege bildeten die Verbindungen, die nur durch kleine fliegende Corps vor den feindlichen Truppen gesichert waren, wo aber jederzeit eine stärkere feindliche Abtheilung durchstoszen und der Preuszischen Armee jede Existenzmöglichkeit abschneiden konnte.



Mitte Mai war die Situation folgende: Vor Olmütz stand der Feldmarschall Keith mit dem Belagerungscorps; zur Deckung süd-

westlich davon bei Prossnitz der König mit 21 Bataillonen und 88 Escadrons, nordwestlich im Lager von Littau Fürst Moritz von Dessau mit 15 Bataillonen und 15 Schwadronen. Das Oesterreichische Heer stand um Gewitsch, nur $2^1/_2$ Meilen östlich der Linie Littau-Prossnitz, während die feindlichen Vorposten, die von Müglitz über Konitz bis Wischau sich ausdehnten, nur eine Meile von den Preuszischen entfernt waren. Als nun ein starkes Corps unter Laudon in Konitz postirt wurde, und später General Harsch aus Müglitz ebendahin abrückte, wurde das Belagerungscorps derartig durch fortgesetzte Ueberfälle und Scharmützel beunruhigt, dass der König den General von Wedell am 25. Mai mit den Grenadier-Bataillonen Benkendorf, Bieverling, dem zweiten Bataillon von Münchow, dem Husaren-Regiment Puttkammer und 200 Commandirten von den Frei-Bataillonen Le Noble und Salenmon detachirte, um diesem Unwesen der feindlichen leichten Truppen Einhalt zu thun. Wedell bezog gegenüber von Konitz zwischen Namiescht und Laschkau an der Ziskaschanze auf dem Berge Hrad ein Lager, und verstand es, durch unausgesetzte höchste Wachsamkeit, seine Gegner vollständig im Schach zu halten. Allerdings musste das ganze Detachement fast alle Nächte unter dem Gewehre stehen. Für den Fall eines Angriffes der Hauptarmee hatte Wedell den Posten so lange zu halten, bis der König und Fürst Moritz ihre Vereinigung hinter der Stellung bei Grosz-Senitz bewerkstelligt hätten. Als aber Daun durch Vorpoussiren seiner leichten Truppen über Müglitz und Neustadt, sowie durch Detachirungen auf das linke March-Ufer über Prerau die Strasze Olmütz-Troppau von beiden Seiten bedrohte und es ihm gelungen war, einen der gröszesten Transporte — über 3000 Wagen — durch Ueberfall bei Domstädtl, theilweise abzuschneiden, sah der König, dass seine rückwärtigen Verbindungen unrettbar verloren waren. Jedes längere Verbleiben vor Olmütz war somit unmöglich geworden. Nachdem der König seine Generale am 1. Juli von seiner misslichen Lage in Kenntniss gesetzt hatte, begann er am 3. Juli den meisterhaften Rückzug durch Böhmen. Bei der Avantgarde, unter Fürst Moritz, befand sich wieder die Brigade Wedell.

Kaum hatte sich der König durch seine kühnen Schachzüge aus der gefährlichen Umarmung Daun's befreit und am 10. August Landshut mit seiner Armee erreicht, so wandte er sich ungesäumt mit 14,000 Mann gegen die Russen, die unter Fermor sengend und brennend in die Marken eingebrochen waren, und eben, ohne dass

es Dohna hindern konnte, Küstrin in einen Trümmerhaufen verwandelt hatten.

Zur Deckung Schlesiens blieb Markgraf Karl mit einem Theile des Heeres bei Landshut und mit starken Detachirungen längs des Gebirges stehen. Nach Greiffenberg war General Ziethen mit drei Bataillonen und fünfzehn Schwadronen, nach Hirschberg der General von Wedell mit vier Bataillonen entsandt; Beide vereinigten sich am 21. August bei Löwenberg.

Verfolgen wir kurz die Marschlinien dieses Detachements, das in steter Beobachtung des Feindes diesen auf seiner rechten Flanke begleitete. Wir finden es am 23. August in Bunzlau, von hier marschirte es über Sagan, Guben bis Lübben, wo es am 2. September eintraf und sich mit dem Corps des Prinzen Franz von Braunschweig vereinigte. Inzwischen hatte der grosze König am 25. August bei Zorndorf die Russen aufs Haupt geschlagen, dem Grafen Dohna mit 21 Bataillonen, 20 Schwadronen Dragonern und 15 Schwadronen Husaren die Verfolgung und Beobachtung des Feindes übertragen, und war selbst mit 15 Bataillonen und 33 Schwadronen am 3. September von Küstrin aufgebrochen und über Müllrose, Lübben, Sonnenwalde, Elsterwerda nach Groszenhain marschirt, von Lübben aus in der rechten Flanke durch das oben erwähnte Corps, das über Luckau, Herzberg, Cossdorf seinen Weg nahm, bis zur Vereinigung am 9. September in Groszenhain cotoyirt. Am 10. September langte Markgraf Karl mit dem Reste der Armee aus Schlesien an und mit den so concentrirten Truppen bezog der König am 13. September ein Lager bei Schönfeld.

An demselben Tage trafen bedrohliche Nachrichten aus der Mark ein. Die Schweden unter dem Grafen Hamilton waren über Straszburg und Prenzlau vorgegangen, und es stand ihnen, da in der ganzen Uckermark kein Preuszischer Soldat war, der Weg nach Berlin offen. Drangen sie vor und bemächtigten sich der Hauptstadt, so fiel ihnen reiche Beute zu. Der Schatz, die Stückgieszerei, die Gewehrfabriken, Pulvermühlen, der ganze aufgestapelte Vorrath an Armeebedürfnissen und Ausrüstungsstücken — das Alles war unentbehrlich für die weitere Kriegführung, der Verlust wäre der härteste Schlag für den König und seine Armee gewesen. Nur General Dohna stand so nahe, um eventuell den weiteren Vormarsch gegen Berlin aufhalten zu können, that er es aber, ging er über die Oder, so brachen die Russen sofort aus ihrem Lager von Landsberg vor und benutzten ihre Freiheit zu gefahrbringenden Operationen.

Rasche Hülfe that Noth, nur ein Mann von klarem Blicke, von schnellem Entschlusse: ein Mann der Initiative konnte hier der Gefahr begegnen, und der König wählte hierzu unter der groszen Zahl seiner Generale einen der allerjüngsten aus, Wedell, der vor kaum drei Viertel-Jahren erst Generalmajor geworden war, dessen „absonderliche Capacität und Mériten" aber der grosze König — wie er bei einer anderen Gelegenheit äuszerte — erkannt hatte und würdigte.

Am 14. September erhielt Wedell den Befehl, mit den Grenadier-Bataillonen Oesterreich, Schenkendorf und fünf Schwadronen Husaren v. Möhring unter Heranziehung des Regimentes Hessen-Cassel aus Dresden und der Regimenter Neuwied und Kursel aus Groszenhain geraden Weges nach der Mark zu marschiren, sich dem weiteren Vordringen des Feindes zu widersetzen und die Hauptstadt zu decken. In Summa waren es 4000 Mann, mit denen der General gegen 12,000 operiren sollte.

Schon am 19. September war die Avantgarde Wedell's, die Husaren von Möhring, in Berlin eingetroffen, das Gross am 20. September, dem sich das vom Grafen Dohna entsandte Dragoner-Regiment Plettenberg anschloss. Die Husaren hatten sofort gröszere Recognoscirungspatrouillen bis Oranienburg, Cremmen und Fehrbellin gegen den Feind geschickt. Vor dem letzten Orte hob man eine starke feindliche Patrouille auf und rückte bis an die Stadt vor. Die Schweden — in der Meinung die Avantgarde eines bedeutenden Corps vor sich zu haben — concentrirten sich bei Neu-Ruppin unter Festhaltung von Fehrbellin.

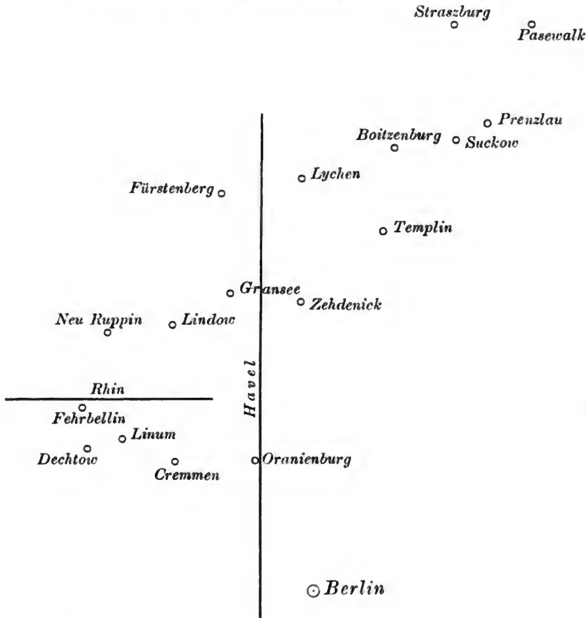
Wedell ging den 22. September bis Oranienburg vor, um den General Hessenstein aus Zehdenick zu vertreiben, der sich eiligst nach Neu-Ruppin zurückzog. Auf den Rapport, den der General von Oranienburg über seine ersten Operationen an den König sandte, erhielt er von diesem folgende Directiven:

„Mein lieber General Major von Wedell. Ich habe Euer Schreiben vom 23. Dieses erhalten und gebe Euch darauf in Antwort, wie dass Ihr Euer dortigen Orthen immer Wald und sonsten die besten Posten habt, wo Ihr Euch setzen könnet, die Schweden mögen auch gehen, wohin sie wollen. Wenn Ihr einmahl ein Corps von Ihnen, es mag des Nachts oder bei Tage seyn, überfallen könnet, so werdet Ihr sehen, dass sie alle zurücklauffen werden. Dabey es auch gut sein wird, wenn Ihr einen bruit überall aussprengen werdet, wie auszer Eurem Corps noch ein besonderes Corps gerade nach Pommern marschirt, davon ich versichert bin, dass es auf gedachte Schweden

einen groszen effect thun wird; dann aber müsset ihr auch noch immer weiter aufbringen und dabey bleiben, dass Ihr mit Eurem Corps nur die Avantgarde von einem stärkeren Corps ausmachet, so Euch folgen werde, da Ihr sie dann damit gewiss weg- und zurückbringen werdet. Ich bin Euer wohl affectionirter König.

Schönfeldt den 28. September 1758."*)

Skizze zu den Operationen gegen die Schweden.



Am 25. September setzte der General Wedell seinen Vormarsch gegen Fehrbellin fort, und als er in Cremmen erfuhr, dass ein Schwedisches Detachement unter dem General Kalling zum Schutze einer Fouragirung in den Dörfern Dechtow und Linum vorwärts

*) Die Briefe Friedrich's des Groszen an den General von Wedell sind dem Familien-Archive entnommen, ein Theil derselben ist in dem Werke: Friedrich der Grosze von J. D. E. Preuss abgedruckt.

derselben stehe, ging er ihnen ungestüm mit seiner Cavallerie entgegen und warf sie auf die Stadt zurück. Er selbst bezog ein Lager bei Dechtow. Da jedoch Fehrbellin noch besetzt war, griff er es mit drei Bataillonen und der Cavallerie an und jagte die Schweden, trotz ihrer sehr tapferen Gegenwehr — sie vertheidigten Haus für Haus — aus der Stadt über die Rhinbrücke, bei deren Ueberschreitung sie durch enfilirendes Geschützfeuer viel Einbusze erlitten. Sie hatten 10 Offiziere und 200 Gemeine an Gefangenen und 250 an Todten und Verwundeten verloren. Als General Hamilton mit 4000 Mann zur Unterstützung und zur Wiedereinnahme von Fehrbellin heranrückte, zog sich Wedell in das Lager von Dechtow zurück. König Friedrich äuszert seine volle Zufriedenheit in folgendem Schreiben vom 2. October:

„Mein lieber General Major von Wedell. Ich habe Euren Rapport vom 29. September richtig erhalten, und approbire Alles, was Ihr Mir in solchem meldet, müsset Ihr nur continuiren dreist nach guten und sicheren Dispositionen gegen den Feind zu agiren. Ich sehe übrigens ganz wohl ein, dass Ihr nicht stark genug, grosze Détachements zu machen, noch den Feind zu environniren. Unterdessen so viel Ich hier einsehe, so wird der Feld-Marschall Daun vermuthlich in ein Paar Tagen von Stolpen nach Neustadt marchiren und werde ich alsdann zusehen, was Ich von hier aus werde détachiren können. Ich bin etc.“

Wie aus diesem Briefe ersichtlich, hatte Wedell bereits in seinem Rapporte vom 29. September dem Könige Andeutungen darüber gemacht, dass das ihm anvertraute Corps für gröszere Detachirungen zu schwach sei. Wie nöthig aber wären diese gewesen.

Die Schwedische Armee bei Neu-Ruppin stand in einer äuszerst gefährlichen Position, und nur der eine Rückweg über Templin, Prenzlau, Pasewalk war ihr geblieben. Auch dieser konnte ihr verlegt werden, wenn Wedell im Stande war, stärkere Kräfte disponibel zu machen, um sie längs der Havel über Zehdenick auf Fürstenberg und Lychen zu dirigiren. Dann war der Schwedischen Armee Zufuhr und Rückkehr abgeschnitten. Unter den obwaltenden Stärkeverhältnissen aber musste Wedell möglichst alle seine Truppen zusammenhalten, um seinem Hauptauftrage, der Deckung Berlins, gerecht werden zu können. Gingen ihm doch von hier aus von Seiten des Generaldirectoriums, dem wahrscheinlich das Schreckensgespenst einer Schwedischen Invasion drohend vorschwebte, allerlei Directiven zu — vom grünen Tische aus — man wollte den jungen General belehren und meistern. Wedell berichtet hiervon, und dass er gern

Cavallerie haben möchte, unterm 5. October an den König, der am 8. October aus Bautzen antwortet:

„Mein lieber General-Major von Wedell. Ich habe Euren Bericht vom 5. October erhalten und aus solchem mit Vergnügen ersehen, dass Ihr dort alles thut, was von Euch dependirt und möglich ist und Ich kann nicht anders, als Euch Meine Zufriedenheit darüber zu marquiren, und ist alles recht sehr gut, was Ihr bis hierher gethan. Ihr müsset Euch bei Leibe an die Faxen des General Directorii nicht kehren, sondern ihnen antworten, dass Ihr Euer Metier verstündet und darnach thun würdet. Uebrigens so gern Ich Euch auch von Hier aus Cavallerie zuschicken wollte, so ohnmöglich ist es Mir anjitzo, indem Ich gern selber mehr hätte und ausser Stande bin einen Mann zu detachiren und schreibe Ich Euch zu Eurer Nachricht, dass die österreichische Armée nunmehro bey Löbau, Ich bey Bautzen und der Generallieutenant von Retzow bey Weiszenberg stehen. Morgen denke Ich näher an den Feind zu rücken und alle Mittel anzuwenden, um diese Leuthe aus der Laussnitz heraus zu holen, oder zum wenigsten sie zu obligiren, ihr vorjähriges Lager bey Zittau zu beziehen. Ich bin u. s. w."

Am 11. October verlieszen die Schweden ihre Stellung bei Neu-Ruppin und gingen auf Boitzenburg zurück, Wedell folgte ihnen am 14. October bis Templin. In der Nacht vom 14. bis 15. October überfiel er mit zwei Bataillonen und 500 Pferden den Grafen Hessenstein, der mit 1800 Kranken und starker Bedeckung in Boitzenburg lag. Der Ueberfall gelang, Alles floh dem dahinter befindlichen Lager zu, doch ehe dort die Truppen allarmirt waren, hatte sich Wedell bereits mit den Gefangenen (sieben Offiziere, 163 Mann und 300 Pferde) und der erbeuteten Bagage nach Templin zurückgezogen. Als hierauf die Schwedische Armee auf Prenzlau sich repliirt hatte, bezog Wedell am 18. October ein Lager bei Suckow, eine Meile vor der Stadt. Hier erhielt er die Nachricht vom Ueberfalle bei Hochkirch durch einen Brief des Königs, der die geistige Grösze des erhabenen Monarchen, die gerade in Tagen des Missgeschickes zu wachsen schien, trefflich charakterisirt. Er schreibt vom Hauptquartiere Dobuschütz, am 14. October 1758:

„Mein lieber General von Wedell. Ich danke Euch für die in Eurem Bericht vom 11. October Mir gegebene anderweitige gute Nachrichten Eurer Operationen gegen die Schweden. Ich möchte wohl wünschen Euch eben dergleichen von hieraus schreiben zu können; da aber der Feind Mittel gefunden, Mir heute früh das Dorff Hochkirchen auf meiner linken Flanque zu nehmen, als habe Ich

Mich dadurch obligiret gesehen, Mich auf Dobuschütz, eine halbe Meile auf Bautzen, mit Meiner Armée zu repliiren. Ich hoffe aber, dass es weiter von keinen Consequencen seyn soll, indem Ich nicht intentionirt bin, einen Schritt zurück zu gehen, sondern vielmehr es auf eine zweyte Bataille ankommen zu lassen und hoffe Ich, dass alsdann Alles recht gut für uns ablauffen soll. Ich bin u. s. w."

Die Rapporte des Generals Wedell über seinen Vormarsch von Dechtow über Templin nach Suckow und über die Affaire von Boitzenburg beantwortet der König, indem er am 21. October schreibt:

„Ich kann die guten und vernünftigen Anstalten, so Ihr bei alle dem, so Ihr Mir in obigen Euren Bericht meldet, vorgekehrt habt, nicht genug rühmen und habt Ihr nur weiter auf eben dem Fusz fortzufahren, um der Schweden in kurzen ganz entledigt zu sein."

Am 26. October erhielt Wedell im Lager von Suckow einen Befehl des Königs, vom 22. October aus Dobuschütz datirt (Eine gute Courierleistung 50 Meilen in vier Tagen), in welchem derselbe ihm die augenblickliche Situation mittheilt und ein neues Operationsobject giebt:

„Nach meinen letzteren Nachrichten, retiriren sich die Russen aus Hinter-Pommern wirklich nach Polen. Es wird der General-Lieutenant Graf Dohna, wie Ihm solches aufgegeben, mit Euch correspondiren. Eures Orths müsset Ihr, sobald die Schweden aus der Uckermark, oder doch der Graf Dohna nur mit seiner Armée à portée oder auf dem March seyn wird, gegen die Schweden zu operiren, Euch nicht länger aufhalten, sondern, da Ich vernommen, dass der Prinz Soubise den Prinz Xavier von Sachsen detachirt haben soll, nur auf Freyberg und Leipzig zu marchiren, Euern March auf das Halberstädtische antreten, um Euch von da aus mit dem General Major von Finck, von Meines Bruders, des Prinzen Heinrich's Armée, zu concentriren und ihn von allem, so im Halberstädtischen, Magdeburgischen und der Gegend Halle vom Feinde zu Eurer Connaissance etwa kommen mögte, zu benachrichtigen und dem zu Folge gemeinschaftlich Eure Mesures danach zu nehmen. Der Etats- und Cabinets-Ministre Graf von Finckenstein zu Berlin wird Euch zu Eurer Correspondance mit dem General Major von Finck einen Chiffre übermachen, Ihr werdet solchen Chiffre sorgfältig asserviren müssen, er dient aber lediglich zu obiger Eurer Correspondance mit dem General-Major von Finck und hat ihn niemand anders, als Ihr beyde

unter Euch. Wann Ihr, wie Ich vermuthe, in etwa drei Wochen Zeit, in der Gegend von Halberstadt, Magdeburg oder Halle seyn werdet, werdet Ihr aus dem Anhältschen Eure Subsistance mitnehmen können. Ich bin u. s. w."

Am 28. October brach Wedell von Suckow auf und erhielt, über Templin, Zehdenick auf Oranienburg zurückgehend, daselbst eine neue Ordre des Königs, die derselbe am 25. October aus Bautzen abgesandt hatte. Sie lautet:

„Mein lieber General Major von Wedell. Da es mir fast vorkommt, als wollte der Feind von hieraus von seiner Armée ein Corps nach der Mark détachiren; so habe Ich resolvirt, dass Ihr Euch mit Eurem Corps mit dem Generallieutenant Graf von Dohna conjungiren sollet, um auf Damm, Lüben oder Sonnenwalde, wo es am convenablesten seyn wird, zu marchiren und dem Feinde entgegen zu gehen. Es wird dabey immer gut sein, dass Ihr nur gleich nach Berlin marchirt und Euch dem Feinde in denen obspecificirten Gegenden, auch vor der Conjunction mit dem General-Lieutenant Graf von Dohna, weiset. Der Generallieutenant von Manteuffel wird mit einem hinreichenden Corps detachirt werden, um die Schweden zu conteniren und weiter zu poussiren. Ich bin u. s. w."

Am 31. October traf Wedell in Berlin ein, wartete den General Dohna ab und ging nach dessen Ankunft mit seinen bisherigen Truppen als Avantgarde am 8. November bis Baruth voraus, von dort über Dame nach Herzberg. Ein Befehl des Königs aus Jauernigk vom 4. November klärt den General über die Lage der hinter Prenzlau zurückgelassenen Schweden auf und besagt, dass der General-Lieutenant von Manteuffel Befehl habe, ihnen in den Rücken zu marschiren.

„Ihr werdet — schreibt der König — unterdessen wohl thun nach Sachsen zu marchiren und das Regiment von Bülow, nebst den Esquadrons Husaren mit dahin zu nehmen, um den feindlichen Streifereien bei Lübben und Torgau Einhalt zu thun und dem Feinde die Lust zu benehmen, nach Meinem Lande zu gehen. Dieses wird hoffentlich das Ende der Campagne seyn. Hier werden sich die Sachen vermuthlich in einigen Tagen decidiren müssen und alsdann werden die Armeen in die Winterquartiere gehen. Ich bin u. s. w."

Diese Befehle pflegte der König zu dictiren, auch, wenn sie sehr wichtig waren, in Chiffreschrift übertragen zu lassen. Mitunter schrieb wohl auch Friedrich eigenhändig eine Bemerkung darunter, so auch hier:

„Auf Torgau Muss er das gröste auge haben, damit der Feindt das Magazin nicht krigt, Sonsten Kan er Weiter Vohr Kommen. — es ist keine Zeit zu verlieren. Fr.“

Nachdem in Herzberg das Regiment Bülow und fünf Schwadronen grüne Husaren zum Corps gestoszen waren, ging Wedell auf Torgau. Dieser Ort war bei der geringen Stärke seiner Besatzung in der höchsten Gefahr, da Haddik mit nicht unbedeutenden Kräften am 11. November heranrückte. Doch durch das energische Verhalten des Commandanten und die thatkräftige Unterstützung Wedell's wurde Torgau gehalten. Oberst Grollmann, der in der Festung commandirte, hatte eiligst an den General Wedell nach Herzberg Meldung geschickt. Gleich nach Empfang derselben liesz dieser fünfzehn Schwadronen aufsitzen und in schärstem Tempo gegen Torgau vorgehen, unmittelbar darauf folgte er mit dem übrigen Corps, erreichte noch vor Abend die Stadt und bewog Haddik durch eine heftige Kanonade zum Abmarsche. Am 14. November traf General Graf Dohna ein und das vereinigte Corps rückte nun gegen Haddik vor, der jenseits der Mulde auf den Höhen bei Eulenburg lagerte. Die Brücke war abgebrochen, daher begnügte man sich zuerst damit, ihn scharf zu kanoniren; als aber der General Malachowsky eine Furth entdeckte, dieselbe mit zwei Cavallerie-Regimentern durchschritten hatte und den Feind in der linken Flanke bedrohte, verliesz dieser eiligst seine Stellung und ging auf Grimma zurück. Hiermit endigte die Campagne von 1758 und die Truppen rückten in die Winterquartiere.

Doch der General Major von Wedell erhielt auch für diese Zeit, die sonst den Truppen und Commandeuren zur Ruhe verblieb, einen besonderen Auftrag, indem ihm der König von Bautzen aus am 18. November 1758 folgende Ordre zusandte:

„Mein lieber Generalmajor von Wedell. Da nunmehr alles hier vorbey ist und nach Meinen Nachrichten die Stadt Leipzig auch bereits vom Feinde befreit worden, als habe Ich Euch hierdurch zu wissen fügen wollen, dass Ihr nunmehro wiederum ein apartes und separirtes Corps mit Euren zehn Bataillons und denen Husaren, so Ihr von Mir bekommen habet, ausmachet. Ihr müsset von solchen Corps drei Bataillons mit einhundert commandirten Husaren in drei Corps getheilt ins Zerbstsche, Dessausche und Bernburgsche schicken. Aus dem dessauschen habt Ihr in 8 Tagen Zeit 180,000 rthl. Euch zahlen, 1000 Recruten und 500 tüchtige Pferde zur Artillerie oder Proviant-Fuhrwesen Euch liefern zu lassen. Aus dem Zerbstschen müsset Ihr 100,000 rthl. in acht Tagen zu erheben

suchen, hiernächst 800 Pferde und 900 Recruten Euch gestellen lassen. Aus dem Bernburgschen habt Ihr in acht Tagen 80,000 rthl., 300 Pferde und 400 Recruten beizutreiben. Das Cöthensche gestellet nur ein par Recruten und weiter nichts. Wenn alles stille und vorbey seyn wird, so sollet Ihr nach Dessau Euch verfügen, und Euch auf das Schloss logiren, Euch eine Wache von einem Officier und 30 Mann geben lassen und daselbst Meine Ordres mit der gröszten Rigueur executiren. Ihr habt Euch darunter an Niemand zu kehren und kein Menagement für Niemand, als für dem, so dem Prinz Moritz gehörig, zu haben.

Dem kleinen Prinzen sollet Ihr sagen, dass weil er Mir geschrieben hätte, dass er regierender Herr geworden wäre, so gäbe Ich ihm die erste Lection seines Gouvernements, welche darin bestünde, einen mächtigen Nachbar zu menagiren und diejenigen zu respectiren, durch welche sein Haus Glück bis dato gemacht hätte."

Es war dies keine leichte Aufgabe und der weitere Briefwechsel zeigt, dass Wedell bei Ausführung der ihm gewordenen Befehle auf erhebliche Schwierigkeiten stiesz. Doch der König befahl von Neuem, dass seine Ordres, so wegen des Prinzen von Anhalt gegeben, auf das Exacteste und mit aller Rigueur zu executiren seien. Er sollte gar nicht lange Complimente machen, sondern fördersamst auf die Zahlung dringen.

Da Alles nach Wunsch ablief und Wedell sich seines Auftrages zur vollsten Zufriedenheit seines Königs entledigte, erhielt er als besonderen Gnadenbeweis von Breslau aus, vom 18. December 1758 datirt, folgendes Königliches Handschreiben:

„Da Ich von dem sehr guten Betragen, so Ihr sowohl die Zeit Eures geführten Commando's, als auch sonsten allemal gehalten zum Höchsten zufrieden bin, so habe Ich nicht anstehen wollen, Euch einiges Merkmal davon bei der Gelegenheit zu geben, da bei dem Stifte Nicolai zu Magdeburg durch das vor einiger Zeit bereits erfolgte Absterben eines Canonici Seyffarth's zu Meiner Collation vacant geworden, welche Praebende Ich Euch zufolge der in Abschrift anliegenden Ordre an das geistliche Departement zu Berlin dergestalt conferirt habe, dass Euch freistehn wird, dieses Canonicat entweder selbsten zu behalten, oder aber solches an jemand anders, der sonsten zu dem Stifte qualificiret ist, gegen ein, mit ihm zu convenirendes Honorarium zu überlassen. Wobei Euch denn nur noch zur Nachricht dienet, dass das Honorarium von dergleichen Praebende bisher jedes mal an 4000 rthl. gerechnet worden ist."

Im Januar 1759 bewilligte der König dem Generale einen nachgesuchten längeren Urlaub nach Berlin mit der Bemerkung:

„Ihr sollet Euch in Berlin bestmöglichst curiren und verpanzern lassen, um Eure Gesundheit nach Möglichkeit zu erhalten und Euch gegen weitere Anfälle zu praeserviren, denn ich Eurer dieses Jahr in Meinem Dienst noch sehr nöthig habe, und darunter noch sehr auf Euch rechne.“

Nach Beendigung dieser Cur sollte sich Wedell zum Könige nach Breslau begeben; doch noch vor Ablauf des Berliner Aufenthaltes wurde ihm eine hohe Auszeichnung zu Theil, indem ihm der König mittheilte: wie dass er aus eigener Bewegung ihn gestern bei der Parole zum Generallieutenant bei der Armee declarirt habe. Es war ein glänzendes Avancement, das Wedell in den letzten drei Jahren gemacht hatte: 1755 war er Oberst geworden, $2^1/_2$ Jahr darauf, im November 1757, Generalmajor und 15 Monate hiernach, am 26. Februar 1759, Generallieutenant, in seinem 46. Lebensjahre.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1759 commandirte Wedell ein Detachement von acht Bataillonen und elf Schwadronen Dragoner, das Ende März im Schlesischen Gebirge bei Landshut stand. Es war ein exponirter Posten, daher stellte auch der König auf Wedell's Ansuchen ihm noch mehrere Bataillone für einen etwaigen Angriff zur Disposition. Am 1. April schreibt Friedrich aus Rohnstock: „Wenn es nöthig und Ihr es vermeinet, so kann Ich auch heute noch weiter marchiren; wenn Ihr Mich dorten nöthig habt, will ich da seyn und Eure Nachricht deshalb erwarten.“ Welch ein Vertrauen auf die Klarheit des Urtheils, auf den sicheren militairischen Blick Wedell's spricht sich in diesen wenigen Zeilen des Königlichen Feldherrn aus!

Die Operationen im Frühjahre 1759 waren im Groszen und Ganzen darauf gerichtet, eine Vereinigung der Oesterreicher und Russen, auf welche das Verhalten beider Armeen hinzuzielen schien, zu verhindern. Friedrich musste deshalb stets genau alle Bewegungen bei dem Feinde überwachen, und verwandte zu diesen überaus wichtigen Recognoscirungen vornehmlich die Generale von Seydlitz und von Wedell. Ersterer war nach Lahn, Letzterer nach Trautenau gesandt worden, um von dort aus gegen Schurz, Königshoff, Jaromirs, Jung-Bunzlau zu patrouilliren. Ein Brief aus Reichs-Hennersdorf vom 2. Juli bezeugt, wie der König erfolgreiche Patrouillen belobte und anrieth, sich auch guter Spione zu bedienen. Der Brief lautet:

„Mein lieber General-Lieutenant von Wedell. Es ist mir lieb, dass die Patrouille so gut reussirt. Ihr könnt dieserwegen sowohl

am Major von Hauckwitz als Quintus von Mir ein Compliment machen. Uebrigens zweifle ich nicht, dass man durch Leute als Spions noch Mittel finden wird, Nachrichten einzuziehen. Wanns aufs Geld ankommt, so könnt Ihr ihnen nur solches geben, denn Ich werde Euch solches Alles wieder vergütigen; Ihr müsst dazu angesessene Leute nehmen und unterdessen ihre Weiber und Kinder in Verhaft behalten, um sie abzuschicken. Die Hauptsache zu erfahren ist das, wo Daun stehet. Ich bin etc."

Am 3. Juli schreibt der König, er habe die Nachrichten von Wedell, Seydlitz und von d'O zusammengestellt, um durch die gegenseitige Controle die Wahrheit herauszufinden; als sicher sei anzunehmen, dass Daun und Fermor sich zusammen concertiret haben, um den 10. dieses ihre Operationen anzufangen. Eigenhändig fügt er diesem Schreiben bei: „Laut alle diesze nachrichten So gehet es auf Greifenberg zu, ich rücke mihr nicht, bevor ich nicht recht Clar in Dauen Seinen Dessins Sehe." Fr.

Am 4. Juli erhält Wedell den Befehl, von Trautenau über Schatzlar eiligst und vom Feinde möglichst unbemerkt abzumarschiren, mit der eigenhändigen Nachschrift: „Der Marsch mus verschwigen gehalten werden, Sonsten hat er al das Zeüch auf den Hals." Fr.

Der sofort in's Werk gesetzte Abmarsch durch die Defileen wurde vom Feinde nicht gestört, und einige Tage darauf traf Wedell mit seinem Corps bei der Armee des Königs ein.

Gegen die Russische Invasions-Armee war der General Graf Dohna, der in Pommern commandirt hatte, mit einem Detachement von 28,000 Mann abgesandt worden. Das Russische Heer hatte sich zum Vormarsche in vier Colonnen getheilt: die Avantgarde, ungefähr 6000 Mann, stand am 1. Juni bei Posen, ebendaselbst concentrirte sich das sogenannte neue Corps, 20,000 Mann stark. Eine Division, 28,000 Mann, traf am 2. Juni bei Konitz ein und ging bis Usz vor, eine zweite Division, ungefähr 18,000 Mann stark, stand am 3. Juni bei Nakel, beide blieben aus Verpflegungsrücksichten längere Zeit an den angegebenen Orten.

Dohna, der krank gewesen war und das Commando in Pommern an den General Manteuffel abgetreten hatte, traf am 4. Juni bei der Armee wieder ein, zog alle Detachements an sich und marschirte in ein Lager bei Landsberg, wo er am 12. Juni ankam. Der König, dem sehr viel daran gelegen war, dass rasch und energisch

operirt würde, sandte den General Wobersnow, zu dessen vorzüglichen Qualitäten als Offizier er besonderes Vertrauen hatte, mit geheimen Instructionen an Dohna ab, und dem Auftrage, bei den Operationen seinen Einfluss geltend zu machen. Wir finden ihn in der Ordre de bataille meist als Avantgardenführer des Dohna'schen Corps.

Friedrich hatte erwartet, Dohna würde sich zwischen die einzelnen Colonnen werfen und versuchen, sie von einander abzuschneiden, einzeln anzugreifen und zu schlagen; — dies Alles geschah jedoch nicht: Dohna blieb unthätig im Lager von Landsberg bis zum 23. Juni stehen, die günstigen Momente wurden verpasst, und so machte sich die Russische Uebermacht der Art geltend, dass Dohna immer näher an die Oder herangedrängt wurde und sogar Gefahr lief, von der Verbindung mit dem Könige abgeschnitten zu werden. Der Marsch der Russen über Pinne, Bentschen, Bomst auf Züllichau liesz unschwer die Absicht erkennen, dass sie die Oder zu erreichen und somit die Vereinigung mit Laudon zu bewerkstelligen suchten. Dohna war am 16. Juli von Pinne aus nach Meseritz gegangen und von hier — um nicht abgedrängt zu werden — über Schwiebus nach Züllichau, wo beide Heere einander gegenüber Lager bezogen.

Der König war durchaus unzufrieden mit den bisherigen Operationen gegen die Russen und drückte dies in einem Briefe an den General Wobersnow sehr unverhohlen aus:

„Nunmehr äuszern sich die Folgen Eurer übel ausgeführten Projecte. Ihr hättet nicht, wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen müssen. Es könnte nunmehr mit den Russen schon aus sein. Ich kann es Euch nicht verdanken, dass Ihr meine ordres so schlecht befolgt habt.“

Gelang eine Vereinigung der Oesterreichischen und Russischen Truppen, so war die Uebermacht so erdrückend, dass selbst das Genie Friedrich's es nicht vermocht hätte, dies mächtige Gewicht in der Waagschale des Feindes auszugleichen.

Um jeden Preis mussten die Russen aufgehalten werden, es galt nur den Mann zu finden, der einer so gewaltigen Aufgabe gewachsen war, einen Mann, der Kühnheit genug besasz, mit der kleinen Schaar dem dreimal stärkeren Feinde unerschrocken entgegenzutreten und eine taktische Entscheidung herbeizuführen; einen Mann, der entschlossen war, das Aeuszerste zu wagen, ja — sich mit seinem Heere zu opfern, um höheren strategischen Zwecken damit zu dienen.

Friedrich's Wahl traf aus der groszen Reihe von erprobten und kriegserfahrenen Truppenführern einen der jüngsten, den Generallieutenant von Wedell.

Als dieser sich vor seinem Weggange abmeldete, hielt ihm der grosze König eine feierliche Anrede, die er mit den Worten schloss:

„Gehe Er, ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, wo Er sie findet, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu verhindern!"

Da sich aber Generale bei der Dohna'schen Armee befanden, die weit älter als Wedell waren, gab ihm der König eine schriftliche Vollmacht mit, die dem jungen Feldherrn eine so unumschränkte Gewalt in die Hände legte, wie sie nie wieder — weder nach ihm, noch vor ihm — ein anderer Preuszischer General besessen hat.

Die Vollmacht lautete:

„So lange Sein Commando dauert, stellt Er Meine Person vollkommen vor und so muss Ihm auch gehorcht werden. Er soll bei den Truppen das sein, was ein **Dictator** bei der Römer Zeiten war." Friedrich.

(Fortsetzung folgt.)

V.

Ueber die Taktik der jetzigen Artillerie.

Nachdem die Neubewaffnung der Deutschen Feld-Artillerie in der Hauptsache durchgeführt, und diese Waffe dadurch in den Besitz eines Materials gekommen ist, dessen Tüchtigkeit Bürgschaft für eine langdauernde Verwendung gewährt, wo die seit 15 Jahren durch Bronce und Stahl, durch Vorder- und Hinterladung, durch ein Gewirre von Verschlussconstructionen und sogar neue Pulversorten sich mühsam durchwindende Materialfrage also für die nächste Zukunft einen Abschluss gefunden zu haben scheint, da lohnt es sich wohl, einen Augenblick Halt zu machen und zu fragen: Was ist das Resultat dieser langen Versuchsperiode?

Wir haben zunächst ein Einheitskaliber für die gesammten Fusz-Batterien gewonnen, dessen Wirkung gegen früher bedeutend erhöht

ist. Da die verlangte erhöhte Wirkung auf Kosten der Beweglichkeit erfolgen musste, so gestattete die Nothwendigkeit der letzteren für die reitende Artillerie nicht, auch sie mit einem so schweren Geschütze auszurüsten; aber auch sie konnte durch die Constructionsverhältnisse ebenfalls ein wirkungsvolleres Kaliber wie bisher erhalten.

Die Schieszübungen der letzten Jahre haben gute Beweise von Treffwahrscheinlichkeit und Wirksamkeit der Geschütze gegeben; die Manöver und Märsche, sowie der praktische Dienst werden diejenigen Erfahrungen bieten, welche die in Folge längeren Gebrauchs etwa später hervortretenden Mängel der neuen Constructionen an Laffete und Protze beseitigen sollen.

Im Allgemeinen ist das jetzige Material aber als fertig anzunehmen und damit ein Standpunkt erreicht, der jeden Artilleristen mit Beruhigung und Genugthuung in materieller Beziehung erfüllen wird. Unter diesen Umständen ist es gewiss angezeigt, dass man sich nunmehr über die Taktik der Artillerie klar wird und diesem wichtigen Gebiete erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet.

Die beiden Factoren, welche die Taktik der Artillerie bedingen, sind Wirkung und Beweglichkeit. Der erste hat nach einer langen Periode verschiedenartigster Erscheinungen nunmehr einen constanten Charakter gewonnen und lässt mit sich rechnen; es handelt sich nun darum, dem anderen, nach den eingetretenen Aenderungen des ersten, diejenigen Formen und Bestimmungen zu geben, deren Product die bestmögliche Ausnutzung der Waffe.

Die Artillerie ist heutigen Tages die Hauptfeuerwaffe; sie verbindet mit der Fähigkeit des Weitschieszens noch die, auf jeder Entfernung mit einem Maximum von Kraft zu wirken*). Ihre Wirkung kann sie im Allgemeinen nach zwei Richtungen hin ausüben:

1) Sie soll die Widerstandsfähigkeit des Gegners brechen, offensiv thätig sein.

2) Die eigene Widerstandskraft vor dem Zusammenbrechen schützen, die Defensive unterstützen.

---

*) Diese Eigenschaft gilt auch für die nächsten Entfernungen, da eine gewisse Zahl Gewehre vielleicht physisch gröszere Wirkung üben kann, wie ein entsprechender Theil Artillerie, aber niemals den moralischen Effect einschlagender und crepirender Artilleriegeschosse erreichen wird, der wesentlich mit zu dem Maximum der Kraftäuszerung gehört, indem er die Entfernung auch der nicht Getroffenen bewirkt.

Diese beiden Anforderungen können in jedem Momente eines jeden Gefechts an die Artillerie herantreten, sei man im Angriffe oder in der Vertheidigung, wenngleich die erstere Thätigkeit in der Hauptsache die der Angriffs-Artillerie, die letztere die der Vertheidigungs-Artillerie bleibt.

In der raschen Erkennung ihrer jedesmaligen offensiven oder defensiven Zwecke, welche im Laufe des Gefechts sich ergeben, in der gewandten Combination oder dem Wechsel beider Aufgaben beruht die Kunst der richtigen Verwendung der Artillerie.

Das Erste, was hieraus für den Artillerieführer als nothwendig sich herausstellt, ist die genaueste Kenntniss des modernen Gefechts, und ganz besonders der in den verschiedenen Phasen desselben sich documentirenden Stärken und Schwächen, sowohl beim Gegner wie auf eigener Seite.

Die Stärken des Feindes offensiv zu bekämpfen, die eigenen Schwächen mit Aufopferung zu paralysiren, das ist die Hauptaufgabe der Artillerie; Sache der anderen Waffen ist es, des Feindes Schwächen auszubeuten, unsere Stärke zu nützen und hierin nach Bedarf von der Artillerie unterstützt zu werden. Wenn diese hier dann nur als Hülfswaffe auftritt, so wird sie in jenen Fällen durch die Art ihrer Verwendung oft die Entscheidung herbeiführen.

Stark wird ein Gefechtskörper sein, wenn er sich in einem Zustande befindet, der ihm mit Ruhe und Sicherheit die volle Ausbeute seiner Kampfmittel gestattet; dies erfüllt bei dem heutigen Zustande der Fernwaffen vor Allem die Front einer Schlachtlinie, welche steht. Derselbe Gefechtskörper wird sich aber in einem Zustande der Schwäche befinden, so lange eine Bewegung ihm den Gebrauch seiner Waffe versagt oder erschwert. Wenn also der abwartende Vertheidiger in der Front seiner eingenommenen Stellung die Hauptstärke hat, so documentirt sich in der Nothwendigkeit, durch Bewegung den Gegner zu erreichen, die Schwäche des Angreifers.

Um hiernach die einzelnen Momente im Gefechte zu bestimmen, welche besonders die Stärke des Gegners, sowie die eigene Schwäche hervortreten lassen, welche also vorzugsweise die Verwendung der Artillerie erheischen, müssen die verschiedenen Gefechtsarten einzeln betrachtet werden. Man unterscheidet im Allgemeinen

Offensiv-Gefechte,
Defensiv-Gefechte und
Rencontre-Gefechte,

und versteht unter ersteren die aus der Bewegung eines Gegners mit der Absicht, des Feindes Stellung einzunehmen, entwickelten

Kämpfe; unter den zweiten die zur Behauptung der eigenen Stellung unternommenen, und unter den dritten die durch unvermutheten Zusammenstosz hervorgehenden Gefechte.

1) Ein mit offensiver Absicht im Marsche befindliches Truppencorps hat beim Zusammentreffen mit dem in vorbereiteter Stellung ihn erwartenden Gegner bereits einen Moment der Schwäche. Denn dasselbe muss sich entwickeln; der Gegner ist bereits gefechtsbereit. Hieraus folgt für den Angreifer die sofortige Verwendung seiner Artillerie, welche, indem sie die Stärke des Gegners, seine entwickelte Front bekämpft, zugleich die eigene Entwickelung, den Aufmarsch zum Gefechte schützt. Der Zweck der Artillerie ist also zunächst ein defensiver, d. h. Verhütung, dass die eigenen Truppen vorzeitig zum späteren Angriffe unfähig gemacht werden; daher Kampf gegen die fernwirkende Waffe, gegen die Artillerie.

Mit der beendeten Entwickelung hört dieser Zweck auf. Die Absicht des Angreifers ist aber, des Feindes Stellung einzunehmen. Der bis dorthin zurückzulegende Weg wird vom Gegner unter ein Feuer gehalten, welches der Angreifer in der Bewegung nicht erwiedern kann. Dies ist also ein zweiter Moment der Schwäche für den Angreifer, dessen Einfluss die Artillerie paralysiren muss. Ihre im Beginne dieser Gefechtsperiode noch defensive Thätigkeit, also gegen diejenigen Kampfmittel des Gegners gerichtet, welche den eigenen Truppen die Vorwärtsbewegung erschweren, wird um so offensiver, je näher diese dem Gegner kommen, d. h. statt der feindlichen Artillerie werden die anderen Truppen das Ziel, um sie zu erschüttern und ihren Widerstand noch vor der Ankunft der Angriffsmassen zu brechen.

Die gründliche Ausführung dieser Aufgabe ist um so nothwendiger, als die Truppen des Angreifers, durch Verluste geschwächt, in der Position des Feindes anlangen und geringe Aussicht haben werden, einen wenig erschütterten Vertheidiger zu verdrängen. Zur gründlichen Vorbereitung gehört aber Zeit für die Artillerie und Geduld für die Angriffstruppen.

Mit dem Gelingen des Angriffes und dem beginnenden Rückzuge des Vertheidigers ändern sich die Verhältnisse zu Gunsten des Angreifers, der nun in dem ihm möglichen Halte Gelegenheit hat, seinerseits die volle Stärke einer mit Fernwaffen besetzten Front, wozu die Artillerie in die Position nachgezogen ist, zur Verfolgung des Feindes auszubeuten.

Der Angreifer hat also bis zum Augenblicke der Einnahme der feindlichen Stellung stets Gefechtssituationen, die mit dem Charakter

der Schwäche behaftet sind. Es folgt hieraus der Hauptgrundsatz für das Offensivgefecht, d. i.

die ausgedehnteste Verwendung der Artillerie von vorneherein.

2) In der Defensive will der Vertheidiger die Mittel zum Angriffe dem Gegner vernichten, gleichzeitig seine eigene Widerstandskraft bis zum Augenblicke des Eindringens der Angriffstruppen sich so weit bewahren, dass diese zurückgeschlagen werden.

Die Fähigkeit des Vertheidigers, von vorneherein seine Stärke durch die Wahl der Stellung, die Art ihrer Vorbereitung für die beste Ausbeute der Feuerwirkung, die entwickelten Kräfte mit dem Augenblicke des Erscheinens des Angreifers bereit zu haben, ist nicht zu leugnen; sie bildet den Hauptvorzug der Defensive, welcher in einiger Beziehung paralysirt werden kann Seitens des Angreifers durch die Wahl der Angriffsstelle. Der Vertheidiger braucht daher in dem Einleitungskampfe nur so viel Artillerie zu entwickeln, als zur Störung des Aufmarsches des Feindes und der Etablirung seiner ersten Batterien erforderlich ist. Den Schutz seiner Kampfmittel in ihrer Widerstandskraft erreicht er zunächst durch die Aufstellung und die künstliche Deckung. So könnte er eigentlich in Ruhe warten, bis der Angreifer in die gefährlichste Zone seiner Waffenwirkung gelangt. Die Nothwendigkeit indessen, die schwachen Momente des Angreifers auszubeuten, zwingt ihn, da er die genommene Stellung mit der Infanterie und Cavallerie nicht verlassen kann, ohne ihre Vortheile aufzugeben, die Artillerie immer mehr zu verstärken, je näher der Angreifer kommt. Er muss bestrebt sein, die Hauptmasse derselben in Thätigkeit zu setzen, im Augenblicke, wo die Angriffsmassen nach der eigenen Vorbereitung durch Artilleriefeuer vorstürmen.

Wenn es dem Vertheidiger hiernach gestattet sein kann, gegen überlegenes Geschützfeuer, welches in der Zeit kurz vor dem Angriffe stets zu erwarten ist, seine eigene Artillerie schweigen und dem natürlichen und künstlichen Schutze des Terrains sich anvertrauen zu lassen, so darf dies nur den Zweck haben, im Momente des Sturmangriffes um so übermächtiger und vernichtender aufzutreten. Die Aussicht auf einen Erfolg bei diesem Verfahren wächst um so mehr, je mehr die feindliche Artillerie durch die eigenen Truppen im Feuern behindert wird, und ist um so wahrscheinlicher, als das Ziel des feindlichen Feuers in diesem Momente der beabsichtigte Einbruchspunkt ist.

Bei der äuszerst groszen Wirkung des jetzigen Geschützfeuers

möchte es eigentlich undenkbar scheinen, dass ein Frontalangriff gegen einen besonnenen Vertheidiger jemals gelingt, besonders wenn dieser Maaszregeln ergriffen hat, die Wirkung überlegener feindlicher Artillerie durch Schutz seiner Kampfmittel zu paralysiren, ohne ihr rechtzeitiges Eingreifen in Frage zu stellen.

Weil aber auch der Angreifer diese Erkenntniss besitzen wird, so muss der Vertheidiger auf taktische Manöver gegen seine Schwächen rechnen, d. i. gegen Flanke und Rücken. Dies zwingt ihn, einen Theil seiner Artillerie in gesicherter Stellung bereit zu halten, um diesen Schwächen im Bedrohungsfalle diejenige Widerstandsfähigkeit zu verleihen, die den Angriff aushält, oder Zeit giebt, den Rückzug anzutreten, wenn die Stellung nicht mehr zu halten ist.

3) Beim Rencontre-Gefechte handelt es sich zunächst darum, wem die Defensive aufgezwungen wird; denn es ist wohl nicht zweifelhaft, dass hier jede Truppe nach der Offensive streben wird, weil diese beim Erfolge stets den Terraingewinn für sich hat, während der glückliche Vertheidiger zunächst nur seine Stellung behauptet. Beide bedürfen jedenfalls zur Sicherung ihres Aufmarsches, zur Recognoscirung des Gegners und des Terrains, zur Entschlussfassung für den Angriff oder die Besetzung einer Stellung eines zeitverschaffenden Vorbereitungsgefechtes, welches am zweckmäszigsten durch starke Artillerieaufstellungen geführt wird. Die Ueberlegenheit in diesem Wettkampfe wird auf Seiten der stärkeren Artillerie sein, und damit auch die gröszere Unabhängigkeit in der Wahl der Entschlüsse. Der Charakter dieses Vorbereitungsgefechtes wird zunächst mehr ein defensiver sein und diesen bewahren, bis Aufmarsch, Recognoscirung des Feindes und des Terrains, sowie der Einfluss des Gegners sich geltend gemacht haben für den weiteren Entschluss. Da dieser sowohl offensiv wie defensiv ausfallen kann, so greifen auch die Grundsätze für das Verhalten der Artillerie in beiden Gefechtsarten Platz. Damit dann bei der Mannigfaltigkeit derselben und besonders im Beginne bei dem häufigen Wechsel zwischen offensivem und defensivem Verhalten ein stets wichtiger Gebrauch der Artillerie eintreten kann, ist ganz besonders beim Rencontre-Gefechte die rascheste Kenntnissnahme der Entschlüsse und Intentionen des Ober-Commandeurs für den Commandeur der Artillerie erforderlich, dessen Sache es ist, sie sich zu verschaffen. Ist die Klärung der Situation bis zur Entscheidung zwischen Defensive und Offensive erfolgt, so treten die Verhältnisse dieser Gefechtsarten für die Beurtheilung des Gebrauches der Artillerie ein. —

Aus Vorstehendem und in der Erwägung, dass jedes Offensiv-

Gefecht Momente zeigt, die wegen der Behauptung eines eben genommenen Terrainabschnittes etc. rein defensiven Charakters sind, dass ferner keine Defensive mehr denkbar ist ohne die Absicht, zur Offensive überzugehen, sobald die Verhältnisse es gestatten, oder falls keine allgemeine Offensive möglich ist, ohne durch partielle Stösze auch in die Defensive die Elemente des Offensivgefechtes zu bringen, — hieraus geht hervor, dass jedes Gefecht an die Artillerie die oben entwickelten Anforderungen stellt. Es kann aber nicht immer vorher bestimmt werden, in welchen Momenten man offensiv, in welchen defensiv sein wird.

Nur allein die Geschicklichkeit des Artillerie-Commandeurs in der Beurtheilung der Gefechtssituation, sowie seine stets ausreichende Information über die Absichten des Oberbefehlshabers können dann Garantie gewähren für die stets rechtzeitige Verwendung der Artillerie.

Als allgemeine Grundsätze für diese ergeben sich aus dem Vorhergehenden:

1) Die Artillerie leitet jedes Gefecht ein. Zweckmäszig ist es, dazu starke, in der Offensive jedenfalls überlegene Artillerie zu verwenden.

2) Bei der Durchführung des Gefechtes ist die gesammte Artillerie zu entwickeln; in der Offensive so früh wie möglich; in der Defensive spätestens, wenn die feindlichen Angriffstruppen vorstürmen.

3) Eine Reserve an Artillerie ist bei der Offensive nicht nöthig; in der Defensive ist sie unbedingt erforderlich zum Ausgleiche der Schwächen, d. h. der Flanken, bei stets zu erwartenden Umgehungen*).

4) Zu der Entscheidung des Gefechtes muss die Artillerie vorbereiten; sie concentrirt in der Offensive ihr Feuer auf das ihr bezeichnete Angriffsobject, und wechselt dies Ziel erst dann mit den seitlich davon gelegenen Theilen der feindlichen Front, wenn die vorstürmenden Abtheilungen sie maskiren.

In der Defensive sind die Angriffstruppen des Feindes das einzige Ziel und bleiben es bis vor die Mündung.

5) Bei der Verfolgung müssen alle Batterien vorgeführt werden,

---

*) Es kann sehr wohl eintreten, dass ein offensiv operirender Feind, in defensiven Momenten Reserven aus allen Truppen incl. Artillerie formirt, z. B. zum Schutze seiner Flanken.

in die eroberte Position; sie feuern aus ihr bis auf die weitesten Distancen gegen den weichenden Feind.

6) Beim Rückzuge muss die Artillerie durch ihr ausdauerndes Feuer den Gegner aufhalten und die eigene Infanterie aus dem Contacte mit demselben bringen. Da das Feuer nie aufhören darf, muss der Rückzug der Artillerie selbst nie auf einmal, sondern abwechselnd in Theilen erfolgen. —

Die Mittel, um eine Artillerie zu befähigen, nach diesen Grundsätzen eine Verwendung im Gefechte eintreten zu lassen, beruhen in ihrer Organisation und Bewaffnung, ihrer Eintheilung in der Ordre de bataille und den Vorschriften über Marschordnung, Truppeneintheilung u. s. w. Alle diese Verhältnisse sind seit den Erfahrungen des letzten Feldzuges so in der Armee geregelt, dass in der Zutheilung der Artillerie zu den Divisionen, resp. den Armeecorps, in den den Batterien nun überwiesenen Plätzen in der Marschcolonne, in der Art der Befehlsführung durch die Commandeure der Waffe in der nächsten Zeit keine Aenderungen zu erwarten sind. Diese Verhältnisse sämmtlich als bekannt vorausgesetzt, kommt es nun darauf an, nachdem die allgemeinen Grundsätze für die Verwendung entwickelt sind, zu bestimmen, wo und wann die Artillerie ihre Thätigkeit beginnen soll.

Gewöhnlich erhielt bisher die Artillerie eines Truppencorps, welches auf den Feind stiesz, im Allgemeinen den Befehl, vorzukommen und das Gefecht zu eröffnen. Es wurde meist in der Nähe der Anmarschstrasze eine passende Position recognoscirt und demnächst eingenommen. Ob die Artillerie einem Detachement von wenig Bataillonen oder der Avantgarde eines Armeecorps angehörte, machte keinen Unterschied.

Und doch, welch' ein Unterschied in der Gefechtssphäre eines Armeecorps und der weniger Bataillone! Leuchtet da nicht von vorneherein die Nothwendigkeit hervor, das voraussichtliche Gefechtsfeld einzutheilen, so dass die zunächst zum Gefechte entwickelten Truppen kein Hinderniss bilden für den Aufmarsch der folgenden, oder dass die nach und nach einzunehmende Gefechtsfront von den nachfolgenden Truppen erreicht werden kann, ohne die bereits kämpfenden zu stören, resp. zu maskiren?

Welche Vortheile würden alle Truppentheile von einer vorher mitgetheilten Eintheilung haben, die ihnen nicht allein die Richtung des Vormarsches, sondern auch ihre Stelle in der Front mit Rücksicht auf die Nebentruppen anweist. Vor Allem lassen sich die

kürzesten Wege nach den einzunehmenden Punkten rascher bestimmen; die Aufmerksamkeit der zur Flügelbildung bestimmten Truppen wird von vorneherein nach dieser Richtung hin angeregt; grosze Uebersichtlichkeit der Truppenvertheilung und Gewöhnung an ein bestimmtes Entwickelungsverfahren, dessen Schnelligkeit damit befördert wird, werden erreicht.

Die vorgeschickten Theile eines Truppencorps, gewöhnlich $^1/_4$—$^1/_6$ der Stärke, können unmöglich beim Beginne eines Gefechtes die Gefechtsfront einnehmen, welche später dem entwickelten Corps zukommt; die Avantgarde kann nur eine solche Stellung besetzen, welche ihrer Gefechtskraft entspricht und die durch die Truppen des Gros verlängert wird; ob rechts, links oder beiderseits, ist selten vorher bestimmt.

Aber es frägt sich, ob sich nicht vorher einigermaaszen feststellen lässt, wo man zunächst vorgehen und ob man dann rechts oder links entwickeln muss? oder ob man nicht so vorgehen kann, dass man sich seinen Wünschen gemäsz formire?

Gewiss verfügt man vor jedem Gefechte über eine mehr oder weniger grosze Zahl von Anhaltspunkten zur Beurtheilung dieser Verhältnisse, und zwar zunächst hauptsächlich solcher, die stets die allgemeine Grundlage für den Entschluss des Truppen-Commandeurs, sei es zum Angriffe, sei es zur Vertheidigung bilden.

Diese Gefechtsbegriffe*), welche gleichsam die Fragepunkte für die Lösung aller taktischen Aufgaben bilden, sind:

> der Gefechtszweck, die disponibeln Kräfte, die Hauptangriffs- und die Rückzugsrichtung, die Front, die Flanken und die Nachrichten vom Feinde.

Aus der Betrachtung derselben bei sich wie bei dem Gegner lassen sich Schlüsse ziehen, welche für den Aufmarsch zum Gefechte, für die Eintheilung der Gefechtsfront, für die Führung des Gefechtes selbst im Voraus Bestimmungen erlauben, die den Vortheil frühzeitiger Orientirung der Truppen besitzen.

Was speciell die Eintheilung des Gefechtsfeldes und der Gefechtsfront betrifft, so kann man aus den strategischen Beziehungen des Gegners entnehmen, woher die Unterstützungen zu erwarten sind, wohin also die Rückzugsrichtung geht; welches strategisch die gefährdete Flanke ist. Die Hauptangriffsrichtungen im Augenblicke des Zusammenstoszes bestimmen, ob die strategisch gefährdete Flanke

*) Taktische Lehren des Krieges 1870—71, Preisschrift.

auch taktisch die Schwäche des Gegners sein wird. Die Kenntniss dieser Verhältnisse wird es ermöglichen, für die Sicherheit des gefährdeten Flügels in den Dispositionen Vorsorge zu treffen; die Schwäche des Gegners wird die Richtung des diesseitigen Angriffes bestimmen, falls taktisch keine Hindernisse eintreten. Es ergiebt sich hieraus der Theil der Gefechtsfront, der den Feind festhalten soll, und derjenige, von wo aus die Manöver des Angriffs sich entwickeln; für die diesen Theilen überwiesene Artillerie ist dann der Ort der Recognoscirung von Positionen innerhalb der Gefechtssphäre derselben. Es handelt sich nur darum, ob sie besser den inneren oder äuszeren Flügel der Infanterie zur Aufstellung wählt. Am ungestörtesten wird sie immer auf dem äuszeren Flügel wirken können; sie wird dort weniger rasch durch die vorgehende Infanterie in ihrer Schussrichtung behindert und hat zur eigenen Bewegung freieres Terrain; Bedingung ist nur der sichere Schutz ihres äuszeren Flügels durch andere Truppen. Eine Aufstellung in der Mitte oder auf dem inneren Flügel der Theile der Gefechtsfront hat bei der vollständigen Auflösung der 1. Gefechtslinie im heutigen Gefechte keine Aussicht für dauernde Freiheit des Schussfeldes. Nur grosze Artillerieaufstellungen werden sich dauernd den erforderlichen Raum zum Schussfelde bewahren können.

Was bei kleineren Detachements eine der Avantgarde zugetheilte Batterie bildet, repräsentirt in gröszerem Verbande des Armeecorps die Artillerie einer Division, welche, auch wenn sie nicht im Ganzen der Avantgarde zugetheilt ist, doch jedenfalls im Laufe des Vorbereitungsgefechtes vereint wird. Unter dieser Voraussetzung würde man als Ortsbestimmung für die Verwendung der den Kampf vorbereitenden Artillerie aussprechen können:

Die Artillerie der Division, welche die Avantgarde giebt, bildet mit der letzteren einen Flügel der Gefechtsfront. —

Die Erkenntniss, welche im ersten Kampfe aus der Entwickelung der feindlichen Kräfte, aus der Recognoscirung des Terrains, aus den Meldungen der Patrouillen gewonnen wird, bereitet vor und bestimmt den Entschluss des Oberbefehlshabers über Angriffsobject, Angriffsrichtung und die hierfür zu verwendenden Kräfte. Derselbe bestimmt die Rücksichten, welche die zur Sicherung des Aufmarsches und zur Einleitung des Angriffes vorgezogene Artillerie bei der Wahl ihrer Aufstellung zu nehmen hat. Der Angriff kann gegen einen Flügel mit der Absicht der Umgehung oder gegen einen Punkt der Front mit dem Vorsatze des Durchbruches gerichtet sein.

Im ersteren Falle müssen die mit dem Angriffe beauftragten Truppen von der ihr nach der Ordre de bataille zugetheilten Artillerie begleitet sein, welche durch rechtzeitiges Vorgehen die Einleitung des Angriffes übernimmt. Sie wird diese Aufgabe am sichersten und ungehindert auf dem äuszeren Flügel der Angriffstruppen lösen.

Die noch disponible Corps-Artillerie findet ihren Platz im Centrum der Gefechtsfront auf dem inneren Flügel der Angriffstruppen, so dass deren beide Flanken von wichtigen Artillerieaufstellungen beim Vorgehen bestrichen sind und für den etwaigen Rückzug sichere Aufnahmen bilden.

Soll in der Front der Durchbruch versucht werden, so fährt die Artillerie der Angriffstruppen auf einem der Flügel im Centrum auf, um nachher beim erfolgreichen Vorgehen dieselben begleiten zu können; während die Corps-Artillerie vom äuszeren Flügel der Gefechtsfront aus durch schräg vorgeschobene Stellung den Einbruchspunkt unter Feuer nimmt. Jede der auf den Flügeln postirten Artilleriemassen bedarf einer bestimmten, ausreichenden Flankendeckung.

Diese Verwendung der Artillerie eines Armeecorps beim Angriffe in drei groszen Gruppen, deren Zwischenräume grosz genug sein werden, um den anderen Waffen freie Bewegung und Entwickelung zwischen ihnen zu gestatten, aber nicht zu ausgedehnt, um zu je zwei combinirt noch ein gemeinschaftliches Ziel unter ein concentrisches Feuer zu nehmen, wird schlieszlich im Ganzen der Gefechtsfront eine auszerordentliche Stärke geben und kann in allen Gefechtsfällen vorgesehen und vereinbart werden; ihre Positionen sind einfacher zu recognosciren, denn grosse Artilleriemassen sind viel weniger abhängig vom Terrain, wie einzelne Batterien, da bei letzteren die ungünstige Stellung einzelner Geschütze in viel gröszerem Verhältnisse auf die Gesammtwirkung von Einfluss ist.

Im Allgemeinen können solche Directiven für den Ort der Aufstellung nur mit weitem Spielraume für den sie anwendenden Artillerieführer bindend sein; ihr veränderter Gebrauch ist Sache des Geschickes desselben, das ihn nicht selten auf die Vereinigung mehrerer Gruppen führen wird. Jedenfalls aber sind Regeln solcher Art zur Anwendung dann von Vortheil, wenn sie die weitesten Grenzen angeben, innerhalb deren die erforderliche Freiheit zum Aendern nach Umständen sich halten muss. So würde eine Theilung in mehr wie drei Gruppen keine Vortheile bieten, im Gegen-

theile die Befehlsführung und Feuerleitung erschweren, die Wirkung zersplittern.

Hätte man z. B. folgende Regeln als zweckmäszig und durchführbar erkannt:

Beim Frontalangriffe fährt die Artillerie der Angriffstruppen im Centrum, die Corps-Artillerie auf dem äuszeren Flügel der Angriffstruppen auf, oder:

Beim Flügelangriff besetzt die Corps-Artillerie das Centrum und der entsprechende Theil der Divisions-Artillerie begleitet die Angriffstruppen auf dem äuszeren Flügel;

so genügte nach Feststellung des Angriffsentschlusses Seitens des Oberbefehlshabers die Mittheilnng an den bei ihm anwesenden Artillerieführer:

„Ich greife den linken Flügel des Gegners in dieser Richtung an," um sofort den Batterien die erforderlichen Befehle zur Einnahme der Artilleriestellungen für Flügelangriffe zu ertheilen.

Dieser schematische Charakter des Vorgeschlagenen würde gewiss für viele Fälle durch das Terrain, die Zusammensetzung der Truppen, das Auftreten des Feindes nicht passen und Modificationen unterworfen sein. Dennoch würde der Vorzug erreicht werden, bei allen Truppengattungen ein gewisses taktisches Gefühl für die Verwendung der anderen Waffen zu erzeugen und verhindern, dass aus Furcht vor falschem Gebrauche dieser das Eingreifen den resp. Waffen gänzlich überlassen bleibt, wodurch unmöglich die erforderliche Uebereinstimmung aller Anstrengungen zur Erreichung eines Zweckes gewonnen wird.

Für die verschiedenen Momente des Defensivgefechtes werden sich ähnliche Regeln feststellen lassen, wenngleich die Abhängigkeit des Vertheidigers von den Entschlüssen des Angreifers Dispositionen für verschiedene Eventualitäten erforderlich macht. Hierunter leidet natürlich die Bestimmtheit der einzelnen Anordnungen, da diese nicht gleichzeitig verschiedenen Zwecken in derselben Verfassung genügen können. Viele Vorbereitungen können daher nur soweit getroffen werden, dass mit dem Erkennen der feindlichen Absicht noch Zeit zu vollständiger Ausführung des dann Nöthigen vorhanden ist.

Jede ordnungsmäszige Vertheidigung übergiebt einen entsprechenden Theil der zu behauptenden Stellung einem bestimmten Theile der Kräfte im Rahmen der Ordre de bataille zur Besetzung. Hieraus folgt, dass auch die letzterem zugetheilte Artillerie diesen Theil der

Stellung vertheidigen hilft. Sie wird innerhalb ihrer Gefechtsfront diejenigen Positionen ermitteln und vorbereiten, von denen aus der Angreifer am wirksamsten in seiner Entwickelung gestört werden kann. Für die in späteren Momenten eintretenden Verstärkungen müssen die Positionen mit Rücksicht auf eine einheitliche Leitung der Gruppen gewählt werden.

Der Hauptwerth ist zu legen auf die sorgfältige Wahl und Vorbereitung derjenigen Punkte der Front, welche die taktischen Schwächen derselben vertheidigen und stärken sollen, wobei ganz besonders die Erreichung eines kräftigen Flanken- und Kreuzfeuers in's Auge zu fassen ist.

Die Nothwendigkeit, mit möglichst intakten Kräften dem Sturmangriffe entgegenzutreten, erfordert die sorgfältige Benutzung von Deckungen für die zuerst zurückgehaltenen Verstärkungstruppen und Reserven, aus denen diese auf vorbereiteten Wegen in kürzester Zeit möglichst ungesehen die ihnen vorher bestimmten Vertheidigungsstellen erreichen können.

Der nicht zur Verstärkung der Front commandirte Theil der Corps-Artillerie ist zur Hauptreserve eingetheilt.

Die genaue Kenntniss der Entfernung aller im besten Schussbereiche der Geschütze liegenden Objecte vor der Stellung sichert dem Vertheidiger bei concentrischem Feuer die Möglichkeit, die Angriffsmassen zum Stehen zu bringen. —

Nachdem hiermit die für die Verwendung der Artillerie wichtigsten Fragen behandelt sind, wie, wann und wo ihre Thätigkeit einzutreten hat, bleiben noch einige Bemerkungen übrig, betreffend die Art und Weise, in der am besten und schnellsten die marschirenden Batterien zu feuernden gemacht werden.

Da die Thätigkeit der Artillerie mit dem Momente der Eröffnung des Gefechtes beginnen soll, so müssen alle Anordnungen der Marschformation dies möglichst begünstigen; also dürfen die Wege der Batterien aus der Marschcolonne bis zur Position nicht unnöthig verlängert werden durch einen weit zurück angewiesenen Platz in der Marschcolonne. Es ist bekannt, wie diese Verhältnisse seit dem Feldzuge von 1866 bei der Armee geordnet sind und dass nur die Rücksicht für die Sicherheit der zur Selbstvertheidigung auf dem Marsche nicht organisirten Artillerie es verbietet, sie an die Tête der Marschcolonnen zu nehmen.

Eine vortreffliche Art, durch die Marschordnung die Gefechtsbereitschaft der Artillerie zu begünstigen, wendete Friedrich der

Grosze bereits an, der trotz der Schwerfälligkeit seiner Geschütze mit einer unbehülflichen Laffetirung und einer wenig genügenden Bespannung, trotz der mangelhaften Communicationen des Landes, das keine Chausséen kannte, eine bewundernswerthe Schnelligkeit in seinen Märschen und eine stets zeitgerechte Verwendung selbst der schweren Artillerie in der Schlacht erzielt hat.

In einer Broschüre von Wt., Taktik der Zukunft, I. Marschordnung, Seite 10 u. folg. ist darüber Folgendes gesagt:

„Wandte sich der König mit einem Theile der Armeen von den Oestreichern gegen die Franzosen oder gegen die Russen, oder umgekehrt, so hatte er zunächst grosze Strecken zu passiren, auf denen er nichts vom Feinde zu erwarten hatte. Da marschirte er mit der gröszten Bequemlichkeit aller Truppentheile, jede Waffe meist für sich. — Die schwere Artillerie auf den damals besten Straszen, die sich von unseren jetzigen gewöhnlichen Landstraszen nicht unterschieden. Dem Ganzen voraus ging eine Avantgarde von einigen 20 oder 30 Schwadronen, die zeitgerecht die Nähe des Feindes erkundete. Sofort wurden dann die Dispositionen zum Angriffe getroffen; die Marschordnung war von dem Momente an fast wie auf dem Schlachtfelde, nämlich die Infanterie auf Colonnenwegen über die Felder, die schwere Artillerie zwischen der Infanterie auf der Strasze. Voraus waren nur einige Bataillone der Avantgarde nebst der bereits angegebenen Cavallerie. Auf diese Weise war es möglich, die Artillerie stets bei der Hand zu haben, da sie nicht hinter den anderen, gesammten Truppen hermarschirte, sondern in gleicher Höhe mit dem Gros dicht hinter der Avantgarde. Sie fuhr sogar stets auf, ehe das Gros aufmarschirte, oder vielmehr eingeschwenkt war und deckte durch ihr Feuer entweder den Aufmarsch des Gros oder den Alignements-Marsch desselben, der in Zugfront parallel mit der Front des Gegners stattfand. Es brauchte dann nur mit Zügen eingeschwenkt zu werden, dann standen die Bataillone gerichtet und geschlossen da, um sofort zum Angriff überzugehen. Dem Commandeur der Artillerie war der Angriffspunkt mitgetheilt, auf den er, nachdem der Aufmarsch geschehen, plötzlich sein ganzes Feuer richten musste. So hat die Armee den Nachtmarsch zur Schlacht von Hohenfriedberg zurückgelegt, von dem ein Augenzeuge im Gefolge des Königs (Marquis von Valori) berichtet, dass er die Preuszische Armee während der Nacht in der bewunderungswürdigsten Ordnung habe marschiren sehen. Auf einem Raume von drei Meilen habe er nicht einen Nachzügler bemerkt.

Die grosze Strasze, welche nach Striegau führt, war für die Geschütze frei geblieben, während die Infanterie rechts und links derselben in der genauesten Ordnung marschirt wäre, obgleich sie den gröszten Theil des Weges im Wasser bis zu den Knieen hatte marschiren müssen."

Wenn also durch eine zweckmäszige Marschordnung ein rechtzeitiges Auftreten der Artillerie verbürgt wird, so müssen noch die Bewegungsformen, in denen sie im Feuerbereiche nach der recognoscirten Position eilt, geregelt werden, um möglichst intakt zum Feuern übergehen zu können. Vortheilhaft hierfür werden diejenigen Formationen sein, die dem Feinde das kleinste Ziel bieten. In der Marschrichtung gegen den Feind ist dies die Colonne zu Einem, welche auszerdem am meisten geeignet ist, die Schwierigkeiten des Terrains zu überwinden und gleichzeitig sich den Formen desselben am geschicktesten anzuschmiegen versteht. Bei Gräben bedarf sie eines einzigen Ueberganges, während die Batterie in Front deren mehr erfordert oder die Evolutionen des Abbrechens und Aufmarsches nöthig macht, welche stets eine momentane Anhäufung der Geschütze an einem Punkte und dadurch Vergröszerung der Ziel-Fläche verursachen.

Es soll hiermit nicht ausgesprochen werden, dass sämmtliche Batterien einer Abtheilung, die vorgehen soll, in einer einzigen Colonne sich formiren, sondern die Entwickelung derselben muss so erfolgen, dass sämmtliche Têten der einzelnen Batterien in gleicher Höhe mit den Intervallen der aufmarschirten Batterien, also von 120 Schritt oder 90 Meter, sich befinden. Diese einzelnen Colonnen zu sechs Geschützen, denen mit dem nöthigen Abstande, aber nicht mit Vordergeschütz nach dem Feinde die erste Staffele in derselben Formation folgt, bewegen sich bis möglichst nahe an die Position heran, wo dann der gleichzeitige Aufmarsch im Galopp und Einnahme der Position in dieser Gangart stattfindet. Kann die gleichzeitige Ausführung dieses Vorgehens seitens der Batterie wegen des Terrains nicht ausgeführt werden, so hindert Nichts das batterieweise Vorgehen in dieser Colonne mit Annehmen der Marschrichtung der Têten-Batterie unter Beibehalt der Batterieintervalle, demnächst successives Aufmarschiren und Einrücken in die Feuerlinie.

Für die Recognoscirung der Position muss stets der Führer der betreffenden Artillerie rechtzeitig sorgen. Er wird also schon während des Marsches, sobald der Beginn des Gefechtes in Aussicht steht, seinen Platz beim Commandeure der Truppen, dem er

zugetheilt ist, und dessen Intentionen er kennen muss, verlassen und dorthin vorreiten, wo nach dem taktischen Calcül und seiner speciellen Zutheilung für ihn das Feld der Wirkung seiner Batterien sich bieten wird.

Zur Unterstützung der vorbefohlenen Batterien im Auffinden der Positionen, zum Recognosciren und Markiren der Uebergänge oder gangbaren Stellen der zu passirenden Hindernisse, sowie als point de vue in der erwählten Position für die zugehörigen Batterien müssen berittene Unteroffiziere, pro Batterie mindestens einer, mehrere 100 Schritte vor diesen vorgehen, unter sich auch annähernd die Intervalle von 120 Schritt haltend. In der Position werden sie von dem dort haltenden Commandeure je nach Vorschrift als Point für den Flügel oder das Richtungsgeschütz an der für jede Batterie bestimmten Stelle postirt.

Das Verlassen der Batterien durch ihre Chefs zum Recognosciren, wenn dieselben im Abtheilungsverbande sind, kann nicht empfohlen werden, weil der Chef beim Beginne des Gefechtes zu nothwendig bei seiner Truppe ist. Zudem kann er oder können alle drei oder vier dem Abtheilungs-Commandeure dabei wenig helfen; höchstens wird derselbe in seinem Entschlusse zur Wahl einer Stellung durch verschiedene Ansichten in einem Augenblicke noch zur Zögerung veranlasst, wo der geringste Zeitgewinn von hohem Einflusse sein kann.

Kann das Vorgehen der Artillerie, ganz besonders der vorbereitenden Artillerie, durch einen Schleier aufgelöster Cavallerie, die mehrere 100 Schritt den Batterien vorausreitet, dem Auge des Feindes entzogen werden, so würde ein wesentliches Moment beim Auftreten der Artillerie, das der Ueberraschung, im Vereine mit einem gesicherten Abprotzen gewonnen werden.

Die Verwendung eines Theils der Divisions-Cavallerie hierzu könnte bei gemeinsamen Uebungen während der Manöverzeit sehr wohl probirt werden.

In der Position etablirt, beginnt der Artillerie-Taktik anderer Factor, die Wirkung, sich geltend zu machen. Die Mittel hierzu bestehen in einem vorzüglichen Materiale und einer vortrefflichen Anweisung, es zu gebrauchen, der Schieszinstruction. —

Wenn vorstehende Bemerkungen die Anregung geben, dass noch recht viele Ansichten über den künftigen Gebrauch der Artillerie sich äuszern, und das Resultat derselben die Schöpfung

einer Gefechtsinstruction für die Artillerie sein wird, einfach und verständlich für alle Waffen, so hätten sie ihren Zweck vollständig erreicht und wäre des für den Ruhm seiner Waffe begeisterten Verfassers Wunsch erfüllt. —m—.

VI.

Umschau in der Militair-Literatur.

Knesebeck und Schön. Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege von **Max Lehmann**. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1875. 8°. 347 S. 7 Mark.

Verfasser, auf dem Gebiete der kritischen Geschichtsschreibung durch mehrere Aufsätze bereits vortheilhaft bekannt, geht in dieser seiner neuesten Veröffentlichung mit zwei Männern zu Gericht, welche im Beginne dieses Jahrhunderts, also zur Zeit von Preuszens Fall und Erhebung, sich grosze Verdienste um ihr Vaterland erwarben. Beide verstanden es aber demnächst auch meisterhaft Wahrheit und Dichtung mit einander zu verweben und aus dem Lorbeerkranze eines Stein, Scharnhorst und Anderer manches Reis zu nehmen, um sich mit denselben zu schmücken. Die Welt und mancher Forscher sah oder wollte den erborgten Glanz bisher nicht sehen! Aber auf allen Schleichwegen, durch Actenstaub und über alle Hindernisse weg folgt Dr. Lehmann den trügerischen Spuren, welche er entdeckte, bis er prüfend, vergleichend, sichtend zu bestimmten Resultaten gelangte und Suum cuique zuzusprechen vermochte.

Knesebeck ist der Preuszischen Armee bekannt durch seine im Jahre 1803 gemachten Vorschläge, welche auf die Errichtung einer Landmiliz, die Abschaffung der erniedrigenden Strafen in der Armee sowie auf eine besondere Berücksichtigung der gymnastischen Uebungen in den Schulen des Landes hinzielten. Damals fanden diese Vorschläge keinen günstigen Boden, der Feldmarschall Möllendorf berichtete unter Anderem: „die Ausarbeitung . . . . . ist vor mir zu

hoch ..... Auch glaube ich nicht, dass viel zu gebrauchen sein wird, weil erstlich das Land selbst und die Armee auch ganz umgewältzet werden müssen" *). Als diese Umwälzung alsdann aber nach harten Schicksalsschlägen unabweisbar wurde, durchdrang der Geist, welcher Knesebeck's Ausarbeitung belebte, die Preuszischen Reformen. Derselbe Knesebeck vindicirte sich dann späterhin die Urheberschaft des Russischen Feldzugsplanes von 1812 und behauptete, es hätten im Frühjahre 1812 dreihundert Preuszische Offiziere den Dienst verlassen, um nicht unter Napoleon den Feldzug gegen Russland mitmachen zu müssen; auch Scharnhorst selbst sei missvergnügt damals aus dem Dienst getreten. Gegen die Richtigkeit dieser Behauptungen zieht Max Lehmann nun aber mit rücksichtsloser Klarlegung der ganzen Verhältnisse zu Felde und dürfte durch die mit logischer Schärfe erlangten Resultate für ein und alle Mal die Gegner auf diesem Gebiete beseitigt haben. Viel Interessantes aus der Heeresgeschichte jener Zeit bringt das Buch bei dieser Veranlassung und über manche Familie, deren Namen in Preuszens Heere besonderen Klang hat, theilt der Verfasser schätzenswerthe Einzelheiten mit. Manchmal ist er vielleicht im Vernichten des Entgegenstehenden zu scharf, im Schildern Desjenigen, welches seinem Zwecke dient, zu warm. Neben der gründlichen historischen Forschung birgt die ganze Abhandlung eine echt Preuszische, patriotische Gesinnung, welche sich besonders in den Schlusszeilen des Aufsatzes über Knesebeck zu schwungvollen Worten mit Bezug auf Preuszens Kriegsherrn und Kriegsheer erhebt.

Schlimmer wie Knesebeck kommt in der zweiten Abhandlung dieses Buches Schön davon. Der ehemalige Preuszische Minister hat ja viele und grosze Verdienste für Preuszen, aber Max Lehmann legt es uns klar vor Augen, er hat gegen die geschichtliche Wahrheit auch viel gesündigt. Als das Preuszische Staatsschiff nach dem Sturze Napoleon's wieder in ruhigern Bahnen dahinsteuerte und der Reflexion über die verlebte bewegte Zeit das Feld gehörte, liesz der Ruhm der anerkannt groszen Männer Schön nicht schlafen; er wollte sich auch zu einem anerkannt groszen Manne machen. Das glaubte er nur auf Kosten Anderer erreichen zu können; namentlich Stein sowie Scharnhorst mussten zu diesem Zwecke herhalten. Es können hier nicht alle die Wege erwähnt werden, welche Schön

*) Entnommen aus Courbière's vortrefflichem Werke: „Geschichte der Brandenburgisch-Preuszischen Heeres-Verfassung". —

mit Erfolg betreten, ebensowenig ist hier der Ort, alle die Punkte anzuführen, in denen Schön fremdes Verdienst zu schmälern bemüht gewesen. Im militairischen Interesse muss nur besonders hervorgehoben werden, dass Schön sich unberechtigte Verdienste anmaszt, was das Auftreten der Russen bei ihrem Vorgehen in der Provinz Preuszen im Jahre 1812, sowie die Organisation der Landwehr in dieser Provinz anbelangt. Was Stein damals that, will Schön erst richtig eingedämmt resp. angeregt haben; was die Provinz Groszes an Opfern gebracht, was Scharnhorst Gutes in Betreff der Landwehr-Organisation geschaffen, will Schön auf sich als den geistigen Urheber zurückgeführt haben. Diese Anmaszungen bekämpft nun aber Dr. Lehmann in der vorliegenden Schrift mit der vollen Kraft, welche ihm durch gründlichste geschichtliche Forschung geworden ist; nicht selten stellt er seinen historischen Gegner und die von ihm Uebertölpelten an den Pranger und vernichtet mit Keulenschlägen Sage und Unwahrheit.

Für die Klarlegung vieler Verhältnisse aus Preuszens Geschichte zu Anfang dieses Jahrhunderts hat sich das vorliegende Buch wesentliche Verdienste erworben; es wird für die Geschichtsschreibung jener Zeit in mancher Beziehung einen neuen Abschnitt geschaffen haben. Wer über Knesebeck oder Schön, über Stein, York, Scharnhorst und manchen anderen hervorragenden Mann jener Zeit, — wer über diese Zeit selbst richtig urtheilen will, der muss das vorliegende Buch eingehend studiren. Die Geschichtsschreibung darf stolz auf eine solche Forschung sein, und wenn die Thaten und Männer der vergangenen Zeit immer solch gründlichen und gerechten Richter finden werden, als welchen sich Max Lehmann in dem vorliegenden Werke zeigt, dann wird die Sage kein groszes Reich mehr innebehalten, dann darf sich jeder verdiente Mann mit der Ueberzeugung in's Grab legen, dass die Nachwelt seine Verdienste richtig würdigen wird, ohne dass er selbst seine Memoiren schreibt oder seine Biographie sich schreiben lässt.

Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. I. Abtheilung. — Allgemeine Kriegsgeschichte des Alterthums. — Herausgegeben von Fürst **N. S. Galitzin.** Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt von **Streccius,** Königlich Preuszischem Major à la suite des Generalstabes und Director der Kriegsschule zu Cassel. — Dritter Band. Vom Beginne des zweiten Punischen Krieges bis zum Anfange der Kriege Julius Cäsar's in Gallien. (218 bis 58 vor Chr.) Mit einer Karte und acht Plänen. — Gr. 8°. 372 Seiten.

III. Abtheilung. — **Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit u. s. w.** Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt von **Eichwald,** Kaiserlich Russischem Oberst a. D. zu Riga. — Dritter Band. Krieg der II. Hälfte des 17. Jahrhunderts in West-Europa 1740 bis 1792. — Die Kriege Friedrich's des Groszen. — Mit einer Karte und neunzehn Plänen. — Gr. 8°. 389 Seiten. Cassel, 1875. Verlag von Th. Kay.

Von dem groszartigen Unternehmen des Fürsten Galitzin liegen uns in guter Uebersetzung und reicher Ausstattung wieder zwei neue Bände vor, deren allgemeiner Inhalt vorstehend angegeben.

Aus der Kriegsgeschichte des Alterthumes bringt der vorliegende III. Band die Geschichte des zweiten Punischen Krieges in eingehender Schilderung auf ungefähr 220 Seiten.

Von den zahlreichen Kriegen der Römer, welche dann in die Zeit von 200 bis 64 vor Chr. fallen und deren Verlauf in dem vorliegenden Bande kurz, aber verständlich und belehrend, geschildert wird, weisen wir besonders auf den Krieg mit Jugurtha, mit den Cimbern und Teutonen, auf die Kämpfe zwischen Marius und Sulla, auf die beiden Kriege gegen Mithridates hin.

Unter Zugrundelegung der besten vorhandenen Werke über den bezeichneten Zeitabschnitt ist es den Verfassern des vorliegenden Werkes gelungen, recht anschauliche Darstellungen zu liefern, deren Werth noch dadurch besonders erhöht worden, dass über die einzelnen Persönlichkeiten und Hauptereignisse Urtheile gefällt werden, welche dem wissenschaftlichen Standpunkte der Jetztzeit entsprechen. Manche landläufige Ansicht, manche bisher lediglich den Römischen Geschichtswerken entnommene Behauptung finden in dem Werke des Fürsten Galitzin eine Berichtigung und Aenderung. So wird

unter Anderem der allverbreiteten Ansicht entgegengetreten, dass Hannibal's Heer in den Quartieren bei Capua während des Winters 216—215 verweichlicht und kriegsunbrauchbar geworden sei. Auch einen interessanten Vergleich zwischen Alexander und Hannibal, sowie eine Beurtheilung des groszen Römerfeindes Mithridates glauben wir besonders hervorheben zu müssen. Das einzigste, was an diesem Bande auszusetzen sein dürfte, ist, dass die beigegebene Karte es nicht ermöglicht, die geschilderten Kriege auf derselben verfolgen zu können.

An die Durchsicht des III. Bandes der Kriegsgeschichte der Neuzeit musste man selbstredend mit ganz anderen Ansprüchen herantreten, als wenn es sich um kriegerische Ereignisse handelt, die einer 2000jährigen Vergangenheit angehören. Die Schilderung der Kriege Friedrich's des Groszen bilden den wesentlichen Inhalt dieses Bandes. Die Geschichte dieser Kriege dürfen wir als ein Gemeingut der Preuszischen, der Deutschen Armee ansehen. Was die Thatsachen anbelangt, wird das Russische Werk für uns also wohl wenig Neues bringen, jedoch bleibt es immerhin interessant, ein Russisches Urtheil über den groszen König und seine Zeit kennen zu lernen. Ob bei diesem Urtheile immer das richtige Verständniss der Verhältnisse obgewaltet hat, ob namentlich die Bedeutung Friedrich's für die Taktik von den Russischen Offizieren richtig aufgefasst worden ist, möchten wir allerdings stark bezweifeln, wenn wir unter Anderem auf Seite 37 die Behauptung finden, Friedrich habe gewöhnlich seine Truppen folgendermaaszen aufgestellt: Die Infanterie in zwei deployirten Linien und die Reiterei hinter den Linien der Infanterie, entweder in den Intervallen oder in der zweiten Linie mit der Infanterie zusammen in einigen deployirten, von einander ziemlich entfernten Linien u. s. w. Wenn der selige Pz. in den militairischen Versammlungen des Olymps diese Stelle dem erlauchten Könige und Feldherrn unter die Augen bringt, so fürchte ich wird ein anhaltendes homerisches Gelächter geraume Zeit eine ernsthafte Discussion unmöglich machen. Leider ist die vorbezeichnete Stelle nicht die einzigste, die ein Verkennen der einschlagenden Verhältnisse beweist. Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf das Einzelne näher eingehen, dessen Durchsicht wir aber recht empfehlen, um, wenn manchmal auch auf negative Weise, zur richtigen Würdigung des groszen Königs zu gelangen. Eingehend beschäftigt sich dann der vorliegende Band auch mit dem Hauptbegründer der neueren Kriegswissenschaft, mit

Lloyd und dessen Schriften. Dieser geistreiche Schriftsteller scheint in Russland eine ganz besondere Beachtung gefunden zu haben; auch General Leer geht in seiner positiven Strategie vielfach auf den gelehrten Kriegstheoretiker zurück. Das hier in dem Werke des Fürsten Galitzin über Lloyd und dessen Theorien Gesagte wird gewiss das Interesse manches Lesers voll in Anspruch nehmen. Schlieszlich sei noch hingewiesen auf die Charakteristik der Preuszischen, Oesterreichischen, Russischen, Französischen Feldherren und Generale jener Zeit, welche der Band in einer Beilage enthält.

Dass ein Werk wie das vorliegende von hoher Bedeutung und groszen Werth, dass es namentlich in militairischen Bibliotheken nicht fehlen darf, glauben wir trotz der Ausstellungen, welche hier und da zu machen sind,*) dennoch mit voller Ueberzeugung aussprechen zu müssen.

Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben durch die historische Commission bei der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Leipzig, Duncker und Humblot. 1875. 1. bis 9. Lieferung.

Ein Werk wie das vorliegende, welches sich zum Ziele gesetzt hat, über Leben und Schaffen aller verstorbenen Deutschen, sofern sie in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe, kurz in irgend einer Richtung des öffentlichen Lebens Nachwirkendes geleistet haben, ausführliche und zuverlässige Kunde zu geben, konnte sicher in allen Kreisen als vorzugsweise nationales Unternehmen nur die freudigste Aufnahme finden. So wurde denn dieses groszartige Sammelwerk gleich nach Erscheinen der 1. Lieferung in der Tagespresse wie in literarischen Wochenschriften in höchst anerkennender Weise besprochen; in militairischen Zeitschriften ist indessen derselben bis jetzt nur in spärlichem Maasze Erwähnung geschehen. Und doch kann die Allgemeine Deutsche Biographie auch in militairischen Kreisen rege Theilnahme beanspruchen, denn sie führt uns alle jene Männer vor, welche wegen ihrer militairischen Verdienste eine mehr oder minder grosze Rolle in der politischen Entwickelungsgeschichte Deutschlands spielen. Dass hierbei der Begriff Deutschland nicht auf die politischen Grenzen des heutigen Deutschen Reiches beschränkt werden durfte, liegt nahe; es finden demnach auch Angehörige jener Staaten und

*) Siehe auch die bezügliche Besprechung im Mil. Wochenblatt.

Staatentheile von theilweise deutscher Nationalität Besprechung, welche zeitweilig zu Deutschland gehört haben, z. B. die Niederlande bis zum Jahre 1648. Ebensowenig sind Ausländer ausgeschlossen, welche im Dienste Deutscher Staaten Hervorragendes geleistet haben.

Zugleich für den wissenschaftlichen Gebrauch der Gelehrten und für die Gesammtheit aller Gebildeten berechnet, will die Allgemeine Deutsche Biographie die betreffenden Persönlichkeiten nicht blos für die Fachgenossen darstellen, sondern dem Verständnisse der Gebildeten überhaupt entgegenbringen. Ihr weiterer Zweck soll sein: „Den nationalen Sinn der Deutschen Mit- und Nachwelt zu befriedigen durch die Freiheit eines leichten Verkehrs mit der Fülle bedeutender Gestalten unserer Vorwelt, die nun auch insgesammt hineintreten wollen in die geistige Gemeinschaft, welche die lebendigen Glieder unseres Volkes verbindet."

Wie aus den ersten Lieferungen zu ersehen, hat die Redaction des Werkes die Bearbeitung von Lebensbeschreibungen militairischer Persönlichkeiten fast ausschlieszlich Fachgenossen übertragen, wofür wir derselben nur dankbar sein können. Bis jetzt sind von bedeutenden Namen besprochen worden: Aldringen † 1634, Aug. von Braunschweig-Bevern † 1781, Alten † 1840, Aug. Prinz von Preuszen † 1843, Aster † 1850, Auerswald † 1848, Barfusz † 1704, Beaulieu † 1819, Berenhorst † 1814, Belling † 1779, Bernhard von Weimar † 1636; auszerdem eine grosze Reihe minder hervorragender Persönlichkeiten, deren Ruf innerhalb engerer Grenzen geblieben ist, oder, welche nur durch ihre Beziehungen zu bedeutenden Gestalten ihrer Zeit der Nachwelt bekannt geblieben sind.

Anerkennend muss gesagt werden, dass in der groszen Reihe von Lebensbeschreibungen wohl die überwiegende Mehrzahl als sehr gute Bearbeitungen bezeichnet werden können, indessen finden sich auch mehrere, von denen wohl nicht gesagt werden kann, dass sie den oben bezeichneten Zweck erfüllen. Um den Leser mit der Persönlichkeit irgend eines Truppenführers bekannt zu machen und zur Darstellung zu bringen, was derselbe unter seinen Zeitgenossen war, kann es doch nicht genügen, eine Reihe von Jahreszahlen anzugeben und nur mitzutheilen, in welchem Jahre derselbe die verschiedenen Grade der militairischen Hierarchie erreicht oder irgend welchen Orden erhalten hat. Gerade in der Soldatenlaufbahn kommt es so häufig vor, dass Einzelne, durch Zeitverhältnisse und Glück begünstigt, ohne besondere Leistungen rasch zu hohen Stellen gelangen,

während mitunter gröszere Talente vom Schicksale minder bevorzugt werden, und eben deshalb sind, wenn auch noch so sehr beschränkte Angaben über die Persönlichkeit sicher von wesentlicher Bedeutung für die biographische Darstellung. In dieser Beziehung dürften die Lebensbeschreibungen einzelner Oesterreichischer Generale einen kleinen Mangel aufweisen, so dass man beinahe die Namen umtauschen könnte, ohne hierdurch an der Persönlichkeit der Betreffenden etwas zu ändern, während vielleicht wenige Worte genügt hätten, um jeden als eine besondere Gestalt zu charakterisiren. Auch sind Ausdrücke wie: „Er commandirte in Italien" und dergleichen wohl zu allgemeiner Natur; hier ist der Spielraum gegeben zwischen dem Führer einer kleinen Unterabtheilung und dem eines gröszeren selbstständigen Truppenkörpers. Dergleichen Dinge sind eben für die Beurtheilung der militairischen Fähigkeiten und Verdienste von wesentlicher Bedeutung.

Die Mehrzahl der Biographien sind aus neuer Bearbeitung hervorgegangen. Wohl mit Recht legt die Redaction Werth darauf, da nur auf diese Weise vermieden werden kann, dass irrige Angaben aus älteren Handbüchern oder Sammelwerken übernommen werden. Dass solche vorhanden sind, ist oft nicht einmal schwierig zu finden. Man vergleiche nur z. B. in Schweigerd's „Oesterreichs Helden und Heerführer" die Biographien der gleichzeitig auf einem Kriegsschauplatze thätigen Generale Boucquoi, Dampierre und Waldstein, so wird der Mangel an Uebereinstimmung in einzelnen Punkten rasch in's Auge fallen. Mitunter schrieben auch ältere Biographen zur besseren Ausschmückung ihrer Arbeit ihren Helden Erfolge zu, von denen der neueren Forschung Nichts bekannt ist, und fälschen damit die Geschichte. Um so werthvoller ist daher die Allgemeine Deutsche Biographie, indem sie uns nur zuverlässige Nachrichten über die bedeutenden Männer der Deutschen Vergangenheit giebt.

Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte von J. v. H. Fortgesetzt von **Th. Frhr. v. Troschke**, Königl. Preuszischem Generallieutenant z. D. III. Theil, 5. Lieferung.

Das vorliegende Heft, welches des ganzen Buches 13. Lieferung bildet und bis 1866 incl. reicht, bringt zugleich den Abschluss derjenigen kriegsgeschichtlichen Darstellungen, welche — nach einer Anfang 1870 gemachten Aufstellung — im Plane des Gründers des Werkes, des Generallieutenants v. Hardegg lagen.

Derselbe hat noch die Freude gehabt, ein Werk, an dem er 24 Jahre gearbeitet und dessen Fortschreiten sodann er mit dem lebhaftesten Interesse begleitet und unterstützt hatte, bis hierher fertig gestellt vor sich zu sehen. Nur kurze Zeit nachher ist er dem Nervenleiden erlegen, das ihn an der persönlichen Weiterführung seiner Schöpfung verhindert hatte. Es ist somit doppelte Veranlassung gegeben, gerade in diesem Augenblicke der Verdienste des weithin bekannten und verehrten Autors zu gedenken.

Julius von Hardegg hat nicht nur in seiner militairischen Laufbahn, als Offizier des Generalstabes, dem er in verschiedenen Chargen angehörte, als Militairlehrer, als Erzieher Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Württemberg, als Divisions-Commandeur sowie als bevollmächtigter Gesandter Tüchtiges und vielfach Hervorragendes geleistet, sondern wusste sich auch, wie die Urtheile L. v. Ranke's und Häuszer's bekunden, entschiedene Anerkennung auf dem Gebiete der Wissenschaft zu erwerben.

Der Ernst seiner Arbeit, die Tiefe seiner echt wissenschaftlichen Auffassung und seine Geschichtskunde, aus ihnen folgend die Unbestechlichkeit seines Urtheils und die Objectivität seiner Darstellung, das waren die Vorzüge, die ihm reiche Anerkennung eintrugen. Es genügt die Lectüre der Einleitung, die er seiner groszen Arbeit vorangestellt hat, es genügt ein Blick auf die geschmackvoll und sinnig gewählten Motto's, mit denen er dieselbe begleitet hat, um einen Eindruck seiner geistigen Persönlichkeit zu gewinnen. Als Militair-Schriftsteller hat er aber auch noch das besondere Verdienst Maasz gehalten zu haben in seinen Ausarbeitungen. Er hat eben nur „anleiten" wollen zum Studium und deshalb scharf begrenzte Bilder gezeichnet. Die ihm besonders eigene Kunst des Portraitirens ermöglichte es ihm das Letztere zu leisten, und er hat dadurch in sehr gediegener Weise auch das Erstere erreicht. In dem von ihm geplanten Umfange hat er, wie erwähnt, sein Werk sich noch vollenden sehen; auch die vorliegende Lieferung bringt in der Besprechung des Amerikanischen Secessionskrieges eine Arbeit von seiner Hand. In der nicht oft zu findenden Vereinigung wissenschaftlicher Gründichkeit mit der klaren Erkenntniss des Erreichbaren und groszer schriftstellerischer Gewandtheit liegt daher das besondere Verdienst des verewigten Autors, dessen Namen in der Militair-Literatur unseres hrhunderts eine sehr geachtete Stelle gesichert bleiben dürfte.

Noch mit Einverständniss Hardegg's hat General v. Troschke dem 3. Theile des gesammten Werkes, der mit den Revolutionskriegen

anhebt, den Nebentitel „Geschichte der Kriege der Neuzeit“ gegeben, und verheiszt nun, während die vorliegende Lieferung den ersten Band dieses 3. Theils abschlieszen soll, in einem zweiten Bande desselben auch den Krieg von 1870—71 zu behandeln, auf den die Anlage des Buches nicht berechnet sein konnte, der aber naturgemäsz zur Krönung des Gebäudes nicht entbehrt werden kann. So schwierig es nun auch, zumal für den Einzelnen, sein mag, die der jüngsten Vergangenheit angehörenden und so vernehmbar noch in der Gegenwart nachklingenden Kämpfe zum Gegenstande objectiver kriegsgeschichtlicher Darstellung zu machen, so sehen wir doch der angekündigten Arbeit des Verfassers mit um so gröszerem Vertrauen entgegen, als auch das jüngste Heft des Werkes den Beweis liefert, wie sehr die gesammte Fortsetzung Sinn und Geist des ersten Autors aufzunehmen gewusst hat.

Nächst dem Abschlusse der Ereignisse von 1859 und einer Reihe auf die Erfahrungen des Französisch-Italienischen Feldzuges gerichteter Betrachtungen und der schon erwähnten Hardegg'schen Skizze des Amerikanischen Krieges bringt das Heft die Darstellung der Kriege von 1864 und 1866, letzteren unter der Ueberschrift: „Die Schlacht von Königgrätz“, die eine ähnlich eingehende Behandlung, wie die Schlacht von Magenta, erfahren hat.

Der Verfasser ist in Folge der Unterstützung, die ihm seitens des Chefs des Preuszischen Generalstabes zu Theil geworden ist, in der Lage gewesen, die Kriegsacten einsehen und auch sonst mehrfach noch ungedruckte Quellen benutzen zu können, was namentlich für den Krieg von 1864, der eine officielle Darstellung seitens des Generalstabes bekanntlich nicht gefunden hat, von Wichtigkeit ist. Die der Darstellung desselben theils eingestreuten, theils folgenden Betrachtungen machen es sich zur dankenswerthen Aufgabe, u. A. auch die kritischen Stimmen zu sichten, die über den kurzen, aber epochemachenden Feldzug sich erhoben haben. Es wird der ungewöhnliche Grad von Energie, der die Verwendung der alliirten Streitkräfte charakterisirt hat, besonders betont, und es werden die interessanten Erfahrungen gesammelt, die der Feldzug nach so vielen Richtungen hin geboten hat.

Die Darstellung der Böhmischen Entscheidungsschlacht fesselt besonders durch das klare Auseinanderhalten nicht nur der einzelnen Gefechtsmomente, sondern auch derjenigen Thätigkeit der einzelnen höheren Führer, die der Autor mit Recht als „geschickte Improvisationen der Feldherren“ charakterisirt, und für die auch hier Raum

bleibt im Rahmen der einheitlichen Leitung des siegreichen Monarchen. Die Hauptlehren des Krieges sind waffenweise resumirt als ebensoviele Bahnen, in denen sich der innere Fortschritt und die Vorbereitung der Armee auf die Leistungen von 1870 bewegt hat.

Die verheiszene Bearbeitung des letzten groszen Krieges wird, wie mit Sicherheit zu erwarten ist, auch die beiden äuszeren Mängel vermeiden, die beim Erscheinen der bisherigen Lieferungen als störend empfunden wurden: das Abbrechen des einzelnen Heftes mitten im Worte, und die bekannten schwarzen Kärtchen, die an sich oft mit künstlerischem Verständnisse ausgeführt, dennoch den heut an eine Kriegskarte zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen.

IIϱ.

VII.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. November bis 15. December 1875.)

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 44—48): Die Kriegs-Operationen des Königlich Bayerischen 1. Armee-Corps vom Gefechte bei Coulmiers bis zur Schlacht von Bazoches les hautes. — Die diesjährigen Divisions-Manöver in Tirol. — Die Uebungen der 30. Cavallerie-Brigade bei Metz vom 2. bis 6. September 1875. — Ueber Organisation, Bewaffnung und Taktik der drei Waffen unserer Feldarmee seit 1871.

Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des Deutschen Reichsheeres (78. Band, 3. Heft 1875): Die Pioniere zur Zeit der Landknechte. — Notizen über die Fabrikation der Armstrong-Geschütze. — Die transformirten Geschützröhre der Vereinigten Staaten Nordamerika's. — Der Stand des Torpedowesens in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (Nr. 21 und 22): Die Expedition S. M. S. „Gazelle“.

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (XI. Band, 4. und 5. Heft): Ueber Artillerie-Bedeckung. — Zur Geschichte der inter-

nationalen und freiwilligen Hülfe im Kriege. — Das Französische Infanterie-Gewehr, System Gras. — Die unterseeischen Angriffs- und Vertheidigungsmittel (Torpedo's). — Das Exercir-Reglement für die K. K. Fusztruppen. — Die überseeischen Gebietserwerbungen Groszbritanniens im Jahre 1874. — Zur Ernährungs- und sanitairen Frage des Heeres. — Die Russische Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873.

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung (Nr. 91—99): Die Türkische Armee. — Bemerkungen über die Blessirtenträger der K. K. Armee. — Die Montenegrinischen Kriegsgelüste. — Noch einige Worte über Dr. Fischhoff's Abrüstungs-Idee. — Gedanken über die Reorganisation der Cavallerie. — Die Disciplin in unserer Armee. — Die projectirte Eisenbahnlinie Wien-Novi.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung „Vedette" (Nr. 47—50): Der siebentägige Krieg unter Marschall Wrangel. — Zum neuen Eisenbahnbau-Programm. — Kartographische Briefe. — Das neue Französische Infanterie-Reglement.

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 91—98): Der Hohlgeschoss-Wurf beim Feldgeschütze. — Ueber Heeres-Ausrüstung. — Militair-Sanität. — Theorien und Erfahrungen. — Der Malteser-Ritter-Orden und sein neues Sanitäts-Statut. — Feldübungen und Manöver. — Die Schweizer Armee. — Die Honveds. — Russland und England.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (II Heft): Das Englische 81 Tonnen-Geschütz. — Verwerthung der Stahlbronce für Festungsgeschütze. — Die zufällige Belastung von Kriegsbrücken mit besonderer Rücksicht auf die K. K. Oesterreichische leichte und schwere Kriegsbrücke.

L'avenir militaire (Nr. 317—323): Die Recrutirung in Algerien. — Bestimmungen über den Dienst als Freiwilliger. — Die Veränderungen des militairischen Gesetzbuches. — Die Ausdehnung des Administrativ-Dienstes. — Die Freiwilligen und die Verpflichtung lesen und schreiben zu können. — Die Recrutirung in der Militair-Medicin im Jahre 1875. — Das Generalstabs-Gesetz. — Bericht und Gesetzentwurf über die Administration der Armee. — Die Assimilation der Militair-Aerzte. — Bazeilles. — Das Requisitions-Gesetz.

Le Spectateur militaire (November-Heft 1875): Wilhelm III. — Die Insurrection in der Herzegowina; geographische, historische, politische und militairische Studie. — Die Administrativ-Reform. — Ueber die Organisation der Deutschen Armee.

Journal des sciences militaires (November 1875): Marschtaktik. — Kriegsprincipien in gemeinverständlicher Fassung. — Studie der Schlacht bei Rezonville. — Der Commandant en chef und die Cavallerie-Offiziere während des Gefechts. — Die Farben Frankreichs.

Revue d'Artillerie (November-Heft 1875): Laffeten und Bedienungsmaschinen für die Hantirung der Geschütze groszen Calibers. — Versuche in Dartmoor über die Wirkungen der Feld-Artillerie. — Der comprimirte Stahl.

Revue Maritime et Coloniale (December-Heft 1875): Studien über die Windstösze. — Bericht über eine Schieszschaluppe. — Die Geschützfrage wie sie jetzt steht. — Das erste Französische Geschwader in Indien.

Russ. Invalide (Nr. 235—258 pro 1875): Aus Chiwa. (Ueber den Verlauf der Expedition des Generalstabsoberst Sossnowski.) — Die kriegerischen Operationen gegen Chokand. — Befehl über die Ausbildung der Remonten.

Morskoi Sbornik (November-Heft 1875): Die Londoner maritime meteorologische Conferenz. — Die frühere und die jetzige Seetaktik. — Die Geschichte des Hafens von Archangel.

Wojenny Sbornik (November-Heft 1875): Die heutige Erziehung und Ausbildung der Truppen. — Ueber den Kundschaftsdienst selbstständiger Cavallerie-Körper. — Die Verpflegung der Truppen im Kriege und im Frieden in der Russischen und in fremden Armeen. (Schluss.)

Russ. Ingenieur-Journal (September-Heft 1875): Mittel zur Armirung von Festungen für den Fall einer Blockade. (Auszerdem Fortsetzungen früherer Aufsätze.)

Russ. Artillerie-Journal (November-Heft 1875): Allgemeine Grundsätze hinsichtlich der Verwendung der Artillerie im Kampfe in Gemeinschaft mit den anderen Waffen. (Fortsetzung.) — Ueber die Ziele der Feld-Artillerie.

L'Esercito (Nr. 133—148): Der Krieg und seine Geschichte. — Das Hantiren mit dem Säbel. — Eine Episode aus der Schlacht von Custoza im Jahre 1848. — Die mobile Miliz. — Bericht über die Kriegsbilanz von 1876. — Die Debatte über das Kriegsbudget. — Die Feld-Artillerie. — Statistik. — Von der permanenten Formation der Armee-Corps, der Divisionen und der Brigaden. — Das Kriegsspiel in Russland. — Die Schlacht von Legnano.

Rivista militare italiana (November-Heft 1875): Die Kasernirung der Truppen. — Das neue Französische Infanterie-Manövrir-Regle-

ment. — Die Cavallerie in der Gefechtsübung des 3. Grades. — Bemerkungen über einige Besonderheiten der Schlacht von Gravelotte-St. Privat.

Army and Navy Gazette (December 1875): Vertheidigung und Angriff einer Position. — Die Mobilisation der Armee.

Army und Navy Journal (Nr. 27): Sherman und Johnston, und der Atlanta-Feldzug.

La Belgique militaire (Nr. 253—255): Die Abschaffung der Hauptleute als Adjutant-Major des Bataillons in der Infanterie. — Die Frage der Geschützbronce als Metall für Feldgeschütze. — Ueber gezogene Mörser und Haubitzen.

De nieuwe militaire spectator (Nr. 12): Zusammenstellung der Batterien. — Beiträge zu unserer Kriegsgeschichte.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 46—49): Die Militair-Organisation Serbiens. — Unser Militair-Sanitätswesen. — Recrutenprüfung in Basel. — Die Militair-Organisation Serbiens. — Stand und Entwickelung unseres Wehrwesens.

Zeitschrift für die Schweizerische Artillerie (Nr. 9 und 10): Artilleristische Aufgaben. — Ein Schweizerisches Artillerie-Organisationsproject aus dem Jahre 1630.

Revue militaire suisse (Nr. 21—23): Neue Ausgabe der Infanterie-Reglements. — Project eines neuen Administrativ-Reglements. — Ein Blick auf die Französische Cavallerie. — Recrutenschule für Lehrer.

Memorial de Ingenieros y revista cientifico militar (Nr. 20—23): Bemerkungen über das Krupp'sche 8,7 Centimeter Stahlgeschütz. — Die Insurrection in der Herzegowina. — Sonnentelegraphie. — Straszenlocomotiven.

Norsk Militaert Tidsskrift (8 u. 9. Heft): Kriegsbegebenheiten in Norditalien zwischen dem 29. Juli und dem 12. August 1796. — Die neue Befestigung von Paris. — Kopenhagen's Befestigung. — Die Dänische Schieszschule.

Verantwortlich redigirt von Major v. Marées, Berlin, Derfflinger Str. 1.
Verlag von F. Schneider & Co. (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

VIII.

Kriegs-Scenen aus den Zeiten der Kaiserin Katherina II.

Von **Th. v. Bernhardi.**

(Schluss.)*)

II.

Die Schlacht am Kagul hatte den Feldzug im Allgemeinen zu Gunsten Russlands entschieden; die zweite Armee unter dem Grafen Panin konnte gewiss sein, dass keine Türkische Heeresmacht den Versuch machen werde, sie in den Belagerungen zu stören, die ihr am Dniestr aufgetragen waren. Auch von der anderen Seite, von der Krimm her, wurde nichts gegen sie unternommen, — und dennoch wollte die Eroberung von Bender nicht so bald glücken, wie man gerechnet hatte. Die Ungeschicklichkeit der Russischen Ingenieure war hauptsächlich Schuld daran.

Graf Panin war in den ersten Tagen des Juni aus Neu-Serbien aufgebrochen, und am $\frac{29.\ \text{Juni}}{10.\ \text{Juli}}$ bei dem Flecken Jagorlyk über den Dniestr gegangen; nur eine Brigade unter dem Generalmajor Kamensky (dem späteren Feldmarschalle) blieb auf dem linken Ufer zurück, um Bender von dieser Seite zu beobachten. Am $\frac{15.}{26.}$ Juli wurde diese Festung dann endlich auf dem rechten Ufer eingeschlossen. Die nicht sehr zahlreichen Russischen Truppen standen in fünf verschiedenen Lagern, in einer Entfernung von drei und vier Wersten um Bender herum. Ein kleines Beobachtungs-Corps unter dem Generallieutenant Berg und dem Generalmajor Fürsten Prosorowsky, gegen Otschakow vorgeschoben, sollte die Belagerung von dieser Seite decken. Die Laufgräben wurden in der Nacht unter der Leitung eines Ingenieurs, Generalmajor Gerbel, eröffnet,

*) Vergl. Jahrbücher Band XVIII, Seite 10 (Januar 1876).

dem Major v. Fersen, der spätere Besieger Kosciuszko's, als Tranchéemajor zur Seite stand. Doch schritten die Arbeiten nur langsam vor, und besonders der Minenkrieg, auf den man sich einlassen musste, erforderte viele Zeit.

„Da die Belagerung sich in die Länge zog," erzählt Knorring, „Panin's Armee durch Krankheiten sehr zusammengeschmolzen und der Feldzug in der Moldau beendigt war, detachirte Rumäntzow den General Bauer mit seinem Corps, um Panin zu verstärken. Aber Panin und Rumäntzow waren verfeindet, und Panin nahm die Verstärkung nicht an. — So reiste denn Bauer (im September) allein, ohne sein Corps, nach Bender, um zu sehen, wie es mit der Belagerung stand, und nahm einen Preuszischen Ingenieuroffizier Namens Haas mit, der als Volontair, oder eigentlich von seiner Regierung gesendet, bei uns war."

„Der General fuhr in einer Britschka voran, ich folgte mit Haas in seinem Reisewagen. Unterwegs sagte ich zu meinem Gefährten, er würde wohl die Führung der Tranchéen übernehmen. Er antwortete mir, dass er das wohl thun wolle, aber unter der Bedingung, dass es geheim und ganz unter uns bleibe; denn er wolle mir seine Instruction zeigen; sie besage ausdrücklich, dass er uns in keiner Weise, weder durch That noch Rath, Beistand leisten solle."

„Wie wir vor Bender ankamen, zeigte sich, dass Panin's ganze Armee, die aus vierzehn Infanterie- und vier Husaren-Regimentern bestand, nur noch 8000 Mann stark war (d. h. seine Bataillone im Durchschnitte nur 230 Mann). Und doch wollte er keine Verstärkung von Rumäntzow annehmen!"

„Gleich den Tag nach unserer Ankunft beritten wir die Tranchéen. Man hatte die Festung von der stärksten Seite angegriffen, und anstatt dass man wenigstens den einen Flügel hätte an den Fluss — den Dniestr — anlehnen können, hatte man die Laufgräben so geführt, dass ihre beiden Flügel durch Verschanzungen gedeckt werden mussten. Haas erklärte, die Attake sei allerdings sehr fehlerhaft geführt, aber jetzt sei es zu spät, etwas daran zu ändern. Die Arbeiten seien doch schon viel zu weit vorgerückt, als dass man sie aufgeben könnte, um anderswo von vorne anzufangen. So wurden die Tranchéen fortgeführt, wie sie angefangen waren."

„Aber dem Grafen Panin dauerte das zu lange, er wurde ungeduldig, und da nun vollends Rumäntzow doch dem Fürsten Repnin den Befehl gab, mit seinem Corps zur Verstärkung nach Bender zu marschiren, beschloss Panin den Platz mit Sturm zu nehmen, ehe

Repnin eingetroffen war. Der Plan wurde entworfen. An einer Stelle, von den Laufgräben aus, sollte eine sogenannte überladene Mine, ein globe de compression, die Contre-Escarpe in den Graben stürzen und auf diese Art einen Damm zum Hauptwalle hinüber bilden. Sobald die Mine gesprungen war, sollte der Sturm in vier Colonnen unternommen werden, von denen die eine über diesen Damm vorgehen sollte; eine zweite sollte ein Thor sprengen, an das man kommen konnte, die beiden anderen mussten die Wälle mit Leitern ersteigen. Den Sturm im Ganzen leitete General Rennenkampff, die vier Colonnen wurden commandirt von den Generalen Kochius und Browne, einem Obersten Müller und einem Maltheser-Ritter Baron Stein, der als Volontair bei uns war, und auf diese Weise seine in der Ordens-Regel vorgeschriebenen „„Karavanen"" gegen die Ungläubigen machte."

„Ich war ($\frac{14.}{26.}$ September) in der Batterie, wo die Mine um zehn Uhr Abends angezündet wurde; da fühlten wir alle eine starke Erschütterung, wie ein paar starke Erdstösze in verschiedener Richtung, und die Mine flog in die Luft. Eine schwarze Säule stieg hoch auf, darin sahen wir im Mondlichte allerhand Körper; grosze Klumpen Erde, die zusammen geblieben waren, menschliche Gestalten, Pallisaden, Kanonen — dann erschien oben ein ganz kleines Flämmchen und die ganze Säule sank in sich zusammen. Die ganze Erscheinung hatte nur einen Augenblick gedauert. Nun hatte sich aber der Mineur um einige Toisen in der Entfernung verrechnet, die Mine machte nur einen groszen Trichter; sie nahm wohl den Kamm des Glacis mit und einen Theil des bedeckten Weges, aber sie warf nicht die Contre-Escarpe in den Graben. Wie die Mine sprang, begann von allen unseren Batterien ein heftiges Bombardement, und schon während unsere Colonnen anrückten, entstand Feuer in der Stadt."

„Stein kam glücklich an das Thor, das er sprengen sollte. Wie er aber nun selbst die Petarde anschraubte, schien ihm deren Kessel zu klein; er glaubte, sie würde das Thor nicht sprengen, liesz sie liegen, und rief nach Leitern, die auch glücklicherweise im Vorrathe waren und herbeigeschafft werden konnten. So stieg denn auch diese Colonne, wie die drei anderen, auf Leitern den Wall hinan. Noch auf der Leiter, an der Spitze seiner Leute, wurde Stein durch einen Schuss am Halse verwundet und, wie er sich oben auf die Brustwehr schwingen wollte, bekam er einen Hieb in den Kopf, er liesz sich aber nicht abhalten. Wie er dann oben auf dem Walle stand, traf ihn ein eigenthümliches Schicksal. Er hatte

9*

ein sehr schwaches Gesicht und trug Augengläser; die Flammen der brennenden Stadt spiegelten sich in den Gläsern seiner Brille; wie es scheint, zielte ein Türke nach den leuchtenden kleinen Scheiben; Stein bekam einen Schuss durch eines seiner Brillengläser, durch das Auge und durch den Kopf. Er war auf der Stelle todt."

„Oberst Müller war ein sehr corpulenter, schwerer Mann; wie er schon hoch hinauf war an der Leiter, brach ein Spross unter seinen Füszen, und er fiel durch. Die Grenadiere hinter ihm fassten ihn zwar noch bei einem Rockschoosze, aber der Rockschoosz riss ab, Müller stürzte in den Graben hinunter und fiel sich todt. — Kochius bekam einen Schuss durch beide Backen. Browne war der Einzige von den vier Colonnenführern, der gesund und wohlbehalten auf den Wall kam und auch unverwundet blieb. — Wie es Tag wurde, schlugen die Türken Chamade. Sie waren ihrer, Besatzung und bewaffnete Einwohner zusammen, an 30,000, und wir waren nur 8000."

Repnin, der für Bender zu spät kam, nahm Ackermann am Dniestr-Liman in Besitz. — Panin verliesz die Armee, weil Gregor Orlow zu bewirken wusste, dass alle seine Vorschläge, Belohnungen und Beförderungen seiner Offiziere betreffend, unberücksichtigt blieben. Wie schon gesagt, zog sich der verdiente Rennenkampff mit ihm zurück.

In Folge der drohenden Haltung, die Oesterreich angenommen hatte, konnte die Russische Armee während des folgenden Jahres — 1771 — ihre Vortheile an der Donau nicht energisch verfolgen. Während der Feldzug hier deshalb ziemlich thatenlos verlief, wurden die hauptsächlichsten Anstrengungen der Russen gegen die Krimm gerichtet, die einer vorübergehenden Eroberung verfiel. Während des dann zunächst folgenden Jahres — 1772 — ruhten die Waffen ganz. Friedrich II. von Preuszen, der Verbündete Russlands, drang auf Frieden, weil er befürchtete, dass der Krieg sich zu einem Europäischen erweitern, und dass er dann in den Fall kommen könne, dessen hauptsächlichste Last zu tragen; die Angriffe Oesterreichs und vielleicht auch Frankreichs von Russland abzuwehren, und, wenn es glücklich ging, in Böhmen die Moldau und Walachei für Russland zu erobern.

Friedrich drang auf Frieden, und über den Frieden wurde denn auch, erst zu Focsany, dann zu Bucharest unterhandelt. Im Rathe der Kaiserin Katherina aber war es wenigstens nicht den beiden Parteien, in die er sich theilte, in gleicher Weise redlicher Ernst

mit diesen Unterhandlungen. Der Kanzler Panin wollte allerdings den Frieden, und fast noch entschiedener verlangte ihn der commandirende Feldmarschall Rumäntzow, der die Fortsetzung des Krieges als hoffnungslos darstellte, und stets klagend von den Kosten sprach, die er verursache, von den Verlusten, die er herbeiführe. Anders dagegen der vor allen mächtige Gregor Orlow, der auf dem Congresse zu Focsany als der Bevollmächtigte Russlands erschien. Er wollte den Frieden nicht. Während er die Unterhandlungen in gebieterischer Weise betrieb, wurde zugleich der Plan zu einem Angriffe unmittelbar auf Constantinopel entworfen, bei dem natürlich die Russische Flotte im Mittelmeere eine Hauptrolle spielen sollte — und der Waffenstillstand, der Unterhandlungen wegen geschlossen, wurde benutzt, um G. v. Knorring von Focsany aus über Constantinopel zu eben der Flotte im Mittelländischen Meere zu senden. Er sollte dort das Nöthige des Angriffes wegen mit dem Grafen Alexey Orlow verabreden, und unterwegs die Dardanellen-Schlösser besichtigen.

Knorring brach von Bucharest auf und gelangte, mit den nöthigen Papieren versehen, ohne auf Hindernisse zu stoszen, über die Donau und in das Lager der Türkischen Armee, wo er gut empfangen und wo, in dem besonderen Lager des Groszvezirs, ein groszes Zelt für ihn aufgeschlagen wurde. Wir lassen ihn nun selbst erzählen.

„Kaum dass ich in meinem Zelte eingerichtet war, so kam der Schatzmeister des Groszvezirs zu mir und fragte mich durch seinen Dolmetscher nach allen Richtungen aus, wer ich wäre, woher ich käme und wohin ich ginge? — Ich gab ihm Bescheid, wie es sich gehörte: ich sei der Oberstlieutenant Knorring, komme vom Grafen Rumäntzow und gehe zum Grafen Alexey Orlow. — Endlich fragte er, ob ich Depeschen an den Groszvezir zu übergeben habe? — Ich hatte dergleichen nicht. — Dann, erklärte der Schatzmeister, könne mir auch der Groszvezir nicht eine Audienz gewähren, denn der Groszvezir empfange keinen Fremden, der nicht Depeschen an ihn überbringe. — Das nahm ich ziemlich gleichmüthig auf, denn mir lag in der That wenig daran, ob mir eine Audienz gewährt wurde oder nicht; zu meinem Auftrage that das nichts. Indessen nach einer kleinen Weile kam der Schatzmeister wieder, um mir ohne weitere Einleitung zu sagen, der Groszvezir wolle mir am folgenden Tage um zehn Uhr früh Audienz gewähren."

„Ich hielt mich natürlich bereit, und zur festgesetzten Stunde kam denn auch der Schatzmeister, mich abzuholen. Der ganze

Weg von meinem Zelte bis zu dem des Groszvezirs war von Soldaten — Arnauten — besetzt, die eine Gasse bildeten. Wie ich in das Zelt eintrat, sah ich den Groszvezir, Muhsinsade-Mohamet-Pascha, im Fond, mir gerade gegenüber, auf einem rothen Teppiche sitzen, umgeben von mehreren Türken vornehmeren und geringeren Standes — und hinter ihm sah ich gleichsam ein Meer von Köpfen. Es war nämlich hinter seinem Sitze ein vertiefter Raum, in dem sich sein geringeres Gefolge, Wache und Dienerschaft versammelt hatten; so viel tiefer, dass nur die Köpfe der Leute in gleicher Höhe mit dem Boden waren, auf dem wir standen."

„Die Ceremonien der Audienz waren wunderlich genug, so dass es nicht ganz leicht war, ernsthaft dabei zu bleiben. Ich musste mich drei Mal vor dem Groszvezir verbeugen; darauf wurde mir ein Becken und Wasser hingehalten und ich musste mir die Hände waschen; dann wurde ein schwarzsammtener, mit Silber gestickter Teppich herbeigebracht und vor dem Groszvezir ausgebreitet; es wurde ein rothsammtenes, mit Gold gesticktes Kissen darauf gelegt, das war der Sitz, der mir dem Groszvezir gegenüber angewiesen wurde. Aber noch war der Augenblick nicht gekommen, das Gespräch anzufangen. Wie ich dem hageren alten Manne gegenüber sasz, wurde ein groszes rothseidenes, mit Gold gesticktes Tuch gebracht und mir um die Schultern und um den Hals gelegt, ganz so, wie der Barbier einem, den er rasiren soll, seine Servietten umhängt. Jetzt endlich redete der alte Muhsinsade mich an, und fragte durch seinen Dolmetscher nach Allem, was er gewiss schon wusste: wer ich sei, nämlich — woher ich komme, wohin ich ginge. Ich beantwortete natürlich diese Fragen jetzt, wie früher. Da näherte sich mir der Schatzmeister und wollte mir einen Beutel mit 2000 Ducaten überreichen; die lehnte ich ab, indem ich sagte, ich sei mit Gelde hinlänglich versehen. Das nahm der Groszvezir aber ganz gewaltig übel, er sah sehr verdrieszlich aus, sprach sehr heftig und liesz mir durch den Dolmetscher sagen: „„Es ist nicht das Geld, das wir schenken, sondern durch das Geschenk suchen wir unsere Zuneigung zu der Person zu beweisen, und wir erwarten nicht, dass man die Beweise unserer Achtung und unseres Wohlwollens zurückweise."" — Ich sah nun wohl, dass ich einlenken musste, und erwiderte, wenn dem so sei, nähme ich das Geschenk an und bedanke mich bestens für die Ehre, die mir dadurch erwiesen werde."

„Nun nahmen sie mir das seidene Tuch wieder ab, dagegen aber wurde mir ein Türkischer Kaftan über die Uniform angezogen, und darauf wurde mir ein groszherrlicher Firman übergeben, dass

man mich überall solle frei passiren lassen, dass Niemand mich aufhalten dürfe. Dieser Firman steckte wie immer in einem gelbseidenen Beutel. Alle Türken kennen den gelbseidenen Beutel und haben eine grosze Scheu und Ehrfurcht davor. Nun wurde mir wieder ein Becken mit Wasser gebracht, das ist ein Zeichen, dass die Audienz zu Ende ist. Ich wusch mir abermals die Hände, machte meine drei Verbeugungen und zog mich zurück."

„Der Groszvezir hat immer eine besondere Truppe, auf die er sich glaubt besonders verlassen zu können, unmittelbar um sich. Diese Truppe, die bis an 30,000 Mann stark ist, hat stets im Lager der ganzen Armee ein abgesondertes Lager für sich inne, in dessen Mitte das Zelt des Groszvezirs steht. Dieses innere Lager ist durch eine Art von Wand, von rothem und grünem Seidenzeuge, so hoch, dass Niemand herüber steigen oder springen kann, von dem übrigen Lager abgesperrt. Innerhalb dieses abgesperrten Raumes ging ich den Tag über ganz ungehindert herum. Ich kam da unter Anderem an ein ungemein langes Zelt — das war der Pferdestall des Vezirs. Da sah ich 150 Reitpferde, herrliche Thiere von hochedler Zucht, eines schöner als das andere, und wie das im Orient so üblich ist, einige an zwei, andere an drei, einige sogar an allen vier Füszen gefesselt — Ich kam auch zu dem Raume, wo alle Vorräthe für die Armee, zu meiner Verwunderung ganz ohne Obdach, unter freiem Himmel aufgestapelt waren. Da waren Pyramiden von Weizen aufgehäuft, von Reis, von Haber und Gerste, von Butter sogar, jetzt im Herbste."

„Als ich nun am anderen Morgen weiter reiste — zu Pferde natürlich, wie ich angekommen war — wurden mir zwei Tataren zur Begleitung mitgegeben. Ueberall, wo wir unterwegs anhielten, fand ich eine reichliche Mahlzeit für mich und meinen Diener bereit, und wenn ich bezahlen wollte, wurde nichts angenommen; man sagte mir, ich werde auf Befehl des Groszvezirs und auf Kosten des Sultans bewirthet. Meine beiden Tataren waren ein paar recht gute zuverlässige Menschen und so dienstfertig, dass der Eine, als er sah, dass der Beutel mit den 2000 Ducaten, den mein Diener im Busen trug, ihm die Brust wund gerieben hatte, diesen Beutel übernahm und bis an das Ende der Reise im Busen trug — und ich muss ihm zur Ehre nachsagen, dass er nicht einen einzigen Ducaten davon genommen hat. Wie ich diese Tataren an den Thoren von Constantinopel entliesz, schenkte ich einem jeden von ihnen fünfzig Ducaten. Sie waren sehr erfreut, aber fuszfällig haben sie meinen Diener gebeten, keinem Menschen ein Wort davon zu sagen, denn

wenn der Groszvezir etwas davon erführe, würden sie Beide strangulirt."

„Die Russischen Curiere standen damals in Constantinopel unter dem Schutze der Preuszischen Gesandtschaft, und so kam denn auch ich in das Haus des Preuszischen Gesandten, Herrn v. Zegelin, in Pera. Er selbst war nicht zu Hause, er war auf dem Congresse in Focsany. So fand ich denn nur Frau v. Zegelin. Das war eine sehr lebhafte, liebenswürdige Dame, die mich auf das beste aufnahm, und es unter Anderem auch dahin zu bringen wusste, dass mir ein Lieblingswunsch erfüllt wurde. Ich hätte nämlich gern eine vornehme Türkische Dame und das Innere eines Harems gesehen. Ich fragte Frau v. Zegelin, ob sich das nicht machen lasse — da mir der Türkische Ambassadeur in Focsany einen Brief an seine vornehmste Gemahlin mitgegeben hatte. Sie antwortete zuerst, das würde wohl nicht gehen — da ich aber hinzufügte, der Ambassadeur habe mir aufgetragen, den Brief selbst persönlich abzugeben, meinte sie, wenn das der Fall sei, werde es sich vielleicht möglich machen lassen. Die Schwierigkeiten erwiesen sich beinahe gröszer, selbst als sie erwartet haben mochte; sie musste mehrere Tage über mit der Türkin capituliren, ehe diese sich entschloss, mich vorzulassen; aber Frau v. Zegelin war eine Dame, die nicht leicht etwas aufgiebt, und so wurde denn doch am Ende der Entschluss gefasst, mich im Innern des Harems zu empfangen."

„An der Thüre des Türkischen Palastes hatte ich dann aber zur festgesetzten Stunde noch eine letzte Schwierigkeit zu überwinden, auf die ich nicht gefasst war. Die Türken tragen bekanntlich Stiefelchen, deren Sohlen, wie das Ganze, von weichem Safian sind, und nur in den Straszen darüber Pantoffeln mit wirklichen Sohlen, die aber stets an der Hausthüre abgelegt werden. Der Thürhüter wollte nun die allgemeine Regel auch auf mich anwenden, und verlangte sehr entschieden, ich solle meine Reiterstiefel an der Hausthüre ausziehen. Vergebens suchte ich ihm begreiflich zu machen, dass das nicht gut möglich sei; er bestand auf seinem Sinne und liesz mich nicht ein, bis am Ende einer von der vornehmeren Dienerschaft aus dem Hause trat und mich einführte. In dem Saal, in den ich nun geführt wurde, saszen auf Teppichen und Polstern vier Türkische Damen ohne Schleier. Ich wusste nicht, an welche dieser Damen ich mich mit meinem Briefe wenden sollte, doch die vornehmste Gemahlin des Ambassadeurs half mir selbst aus der Verlegenheit, indem sie Miene machte, den Brief in Empfang zu nehmen. Merkwürdig aber war mir bei diesem Besuche,

wie wenig meine Anwesenheit die Damen störte, nachdem sie sich einmal entschlossen hatten, mich zu empfangen. Sie waren vollkommen unbefangen. Ich durfte sie in ihren mit hohen Mauern umgebenen Garten begleiten, sie scherzten und lachten unter sich — ja sie spielten Versteckens mit mir, und wir liefen wie Kinder im Garten herum. Natürlich waren wir bei alledem sehr gut bewacht."

„Wie ich von diesem Besuche zurückkam, wurde ich dem Kaimakan vorgestellt, der auch wieder die Fragen über Woher und Wohin, an die ich nun schon gewöhnt war, an mich richtete. Zuletzt fragte er mich, ob ich einen Dolmetscher bei mir habe? — Da ich darauf mit Nein! antworten musste, hatte er die unerwartete Güte mir einen Türken mitzugeben, der mir als Dolmetscher dienen konnte, und darauf wurde ich entlassen."

„Ich nahm nun auch von Frau v. Zegelin Abschied und schiffte mich auf einem gemietheten Boote ein, um nun zunächst die Dardanellen-Schlösser genau zu besichtigen Bei dem ersten dieser Schlösser aber wurde ich einige Tage aufgehalten. Der Kapudan-Pascha hatte sich krank dorthin bringen lassen, und verlangte mich zu sehen. Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich denn zur Audienz entboten. Der kranke alte Mann, der Kapudan-Pascha, lag in seinem Bette und erhob sich auch nicht, um mich zu empfangen. Sein Arzt stand neben dem Bette, und sonst umher noch eine Menge anderer Personen. Er selbst richtete wieder die gewöhnlichen Fragen an mich und zwar in ganz besonders umständlicher Weise, und da ich berichtete, dass ich zu dem Grafen Alexey Orlow gehe, sagte er mit so viel Eifer, als seine schwachen Kräfte zulieszen: „Grüsze den Grafen Alexey recht herzlich von mir, denn nie werde ich vergessen, wie viel Gutes er mir gethan hat.""

„Nämlich, der Kapudan-Pascha hatte, ich weisz nicht mehr weswegen, das Gelübde gethan nach Mekka zu pilgern, und auf der Rückreise von dieser Wallfahrt war er unverhofft unserer Flotte zu nahe gekommen; das Schiff, auf dem sich seine Frauen und Kinder befanden, war in unsere Hände gefallen. Orlow aber hatte dieses Schiff nicht nur ganz unversehrt wieder frei gegeben, sondern er hatte ihm auch eine unserer Fregatten als Escorte beigegeben und es auf diese Weise sicher bis an die Dardanellen geleiten lassen."

„Zum Schlusse der Audienz verehrte mir auch der Kapudan-Pascha 2000 Ducaten, und mit den Ansichten der Türken besser bekannt, machte ich diesmal keinen Versuch sie abzulehnen. — Später wurde ich auch mit dem Arzte des alten Herren etwas näher bekannt, und er erzählte mir seine Lebensgeschichte — freilich nicht

ganz vollständig und ohne Lücken. Er war ein Deutscher von Geburt; was sein eigentlicher Lebensberuf gewesen war — warum er auf Reisen gegangen war, und warum gerade nach dem Orient: das erfuhr ich nicht; aber er erzählte mir, dass ihm auf Schio das Geld ausgegangen sei, so dass er nicht weiter gekonnt habe. Da habe er denn versucht, als Lehrer sein Fortkommen zu finden; worin er eigentlich die Griechische Jugend unterrichten wollte, das weisz ich nicht — jedenfalls wollte es ihm damit nicht glücken. Da ging er denn mit sich selbst zu Rath, und überlegte, wie er mir sagte, er habe doch in früher Jugend im elterlichen Hause und auch sonst viel von Arznei reden hören — kurz, er entschloss sich und wurde Arzt, d. h. er erklärte sich einfach dafür und fing an zu prakticiren, und zwar mit solchem Erfolge, dass der Kapudan-Pascha, als er erkrankte, von einem berühmten Arzte hörte, der auf Schio wunderbare Curen vollführe, und eigens ein Schiff dorthin schickte, ihn abzuholen. Nun behandelte er also den guten alten Kapudan-Pascha, und wie er mir sagte, hatte ihm die Cur schon 10,000 Ducaten eingetragen."

„Nach einigen Tagen Aufenthalt setzte ich dann meine Fahrt im Boote fort, um auch die anderen Dardanellen-Schlösser zu besichtigen. Da traf es sich unglücklich, dass mein Dolmetscher die Bewegung des Bootes nicht vertragen konnte; er wurde seekrank, und kam auch, wo wir landeten, nicht so bald wieder zu sich, dass er mich hätte begleiten können. Ich musste ihn im Boote liegen lassen, und doch war es bedenklich, die Festungen zu besuchen, ohne Jemanden, der für mich antworten konnte, wenn ich angeredet wurde, der mir gesagt hätte, was man von mir wollte. Ich suchte mir dadurch zu helfen, dass ich den gelben seidenen Beutel mit dem groszherrlichen Firman an mein Degengefäsz hing, und die Ehrfurcht und Scheu, die alle Türken vor dem gelben Beutel haben, half mir wirklich überall durch. Ich ging ganz ungehindert in den Schlössern herum und orientirte mich darin, ich sah mir selbst die Kanonen auf den Wällen ganz genau im Einzelnen an, Niemand störte mich. Die Türken, denen ich begegnete, sahen mich wohl verwundert an, aber Niemand wagte mich anzuhalten oder auch nur anzureden."

„Nachdem ich nun meinen Auftrag hier erfüllt hatte, musste ich suchen nach Naxos zu kommen, wo damals unsere Flotte unter dem Grafen Alexey Orlow lag. Ich fand aber keine andere Möglichkeit dahin zu kommen, als dass ich ein kleines altes Griechisches Fahrzeug miethete. Es war eines von den kleinen Segelschiffen, wie sie in den dortigen Meeren üblich sind; ein Fahrzeug, das sich nach

Umständen auch der Ruder bedienen kann. Es war alt und in sehr schlechtem Zustande; indessen ich hatte keine Wahl. — Im Anfange ging die Fahrt ganz gut, wir hatten günstigen Wind, aber wie wir auf der gröszten Höhe waren, zwischen der Einfahrt in die Dardanellen und Schio, wurde der Wind stärker, die See unruhig und die Wellen zerschlugen uns das Steuerruder. Wir suchten in den nächsten Hafen zu flüchten, nach dem uns Wind und Wellen trieben, und das war Schio. Hier aber geriethen wir zuerst in eine noch gröszere Gefahr. Die Einfahrt nämlich in den Hafen von Schio, zwischen Felsen, wie durch eine Pforte hindurch, ist nämlich sehr schwierig; selbst die Einfahrt durch den mittleren und gröszten der drei Canäle, die in den inneren Hafen führen. Da, bei unruhiger See, ohne Steuerruder durchzukommen, war nicht leicht. Wir suchten uns zwar mit den Rudern zu helfen, aber es war doch eine schlimme Sache. Indessen wir kamen doch glücklich durch in den Hafen und an das Land."

„Am Ufer liefen eine grosze Menge Menschen zusammen, um mich als einen Fremden zu sehen; es waren viele Frauen darunter, und ich war überrascht und erstaunt. Ich muss sagen, was der Ruf von der Schönheit der Griechischen Frauen sagt, ist wahrlich nicht übertrieben. Nie und nirgends habe ich so viel schöne Frauen gesehen, als auf Schio. — Ich ging zu dem Türkischen Gouverneur der Insel und erzählte ihm meinen Unfall; er erwies sich ungemein gefällig und dienstfertig; er liesz mein Fahrzeug an das Land ziehen und nicht nur mit einem neuen Steuerruder versehen, sondern auch überhaupt so gründlich repariren, als in der Geschwindigkeit möglich war."

„So wie es wieder im Stande war, setzte ich meine Seefahrt fort und kam glücklich nach Naxos. Da hatte ich natürlich viel mit dem Grafen Alexey Orlow zu verhandeln. Der ganze Entwurf zum Angriffe und, wie wir hofften, zur Eroberung von Constantinopel wurde hier zwischen mir und dem Grafen Alexey verabredet und festgestellt. Er ist nur deswegen nicht zur Ausführung gekommen, weil es inzwischen dem Kanzler Grafen Panin, der immer für den Frieden stimmte, gelungen war, den Günstling der Kaiserin, den Grafen Gregor Orlow, zu stürzen. Das konnten wir auf Naxos nicht wissen."

„Wie ich nun zur Rückreise wieder auf einem solchen Segel- und Ruder-Fahrzeuge eingeschifft an die Dardanellen gelangte, hörte ich bald, da die Schiffsleute gelegentlich mit den Leuten am Ufer verkehrten, und mit Fahrzeugen, die uns begegneten, ein Gerücht,

dass die Friedens-Unterhandlungen zu Bucharest sich zerschlagen hätten und dass der Krieg wieder ausgebrochen sei; ich achtete aber nicht sonderlich darauf. Der Kapudan-Pascha, den ich noch immer bei dem ersten der Dardanellen-Schlösser fand, empfing mich wieder in Audienz, fragte aber nur nach dem Grafen Alexey und nach gleichgültigen Dingen, und liesz sich gar nichts merken von der veränderten politischen Lage. Sein Arzt aber zog mich bei Seite, als ich entlassen war, und sagte mir in Deutscher Sprache: „Wissen Sie! der Krieg ist von Neuem ausgebrochen und Sie haben alle Ursache, sich in Acht zu nehmen.““

„Das merkte ich mir wohl, aber ich konnte doch vor der Hand nichts Anderes thun, als meine Reise nach Constantinopel fortsetzen, mich dort unter den Schutz der Preuszischen Gesandtschaft stellen, und dann sehen, wie ich wieder zu unserer Armee kam.“

„In Constantinopel eingetroffen (März 1773), sah ich gleich zuerst in den Straszen Türkische Werbungen. Da trägt ein Türkischer Unteroffizier oder Subalternoffizier, begleitet von einem Tambour und einem Pfeifer, eine Fahne durch die Straszen. Wer sich unter die Fahne stellt, ist angeworben und Soldat.“

„Wie ich bei Frau v. Zegelin eintrat, nahm sie mich bei der Hand, führte mich an ein Fenster, das die Aussicht auf Constantinopel mit allen seinen Minarets hatte, und sagte zu mir: „„Sehen Sie, was hier während Ihrer Abwesenheit Alles vorgegangen ist!““ — Jede Stunde erschien auf jedem der Minarets ein Türkischer Beamter, stiesz in eine Trompete und rief dann mit lauter Stimme in die Straszen hinunter, dass der Krieg wieder ausgebrochen sei.“

„Frau v. Zegelin sagte mir auch gleich, ich würde wohl einige Zeit in Constantinopel verweilen müssen. Es vergingen acht Tage, die ich natürlich ganz zurückgezogen im Hause zubrachte, und ich konnte wohl gewahr werden, dass während dieser Zeit etwas Besonderes vorging. Es kamen vornehme Türken mit ihren Dolmetschern in das Haus und Frau v. Zegelin unterhandelte lange mit ihnen; auch war sie zerstreut und schien öfter auf dem Punkte mir etwas zu sagen und hielt dann doch wieder an sich. Endlich, nach ungefähr acht Tagen, sagte sie mir: „„Sie können jetzt reisen!““ — und dann, nach einiger Ueberlegung, fügte sie hinzu: „„Ich muss Ihnen sagen, wenn ich nicht gewesen wäre, säszen Sie längst in den sieben Thürmen.““ — Ich antwortete, ich habe wohl bemerkt, dass etwas im Werke sei und dass sie viel zu unterhandeln habe, und bat sie, mir zu sagen, was denn eigentlich vorgegangen sei. Da erzählte sie mir dann, der Kaimakan habe mich wollen verhaften

und in die sieben Thürme setzen lassen; sie aber habe das entschieden nicht zugelassen, weil ich hier unter Preuszischem Schutze stehe. Endlich habe sich der Kaimakan entschlossen, einen Courier an den Groszvezir abzufertigen und anzufragen, wie man mit mir zu verfahren habe Der Vezir Muhsinsade war ein sehr billig denkender Mann; er antwortete: der Waffenstillstand sei zwar gebrochen, ich aber sei während desselben nach Constantinopel abgefertigt worden, und habe nicht rechtzeitig benachrichtigt werden können, dass die Feindseligkeiten wieder beginnen würden; ich hätte also bis zu meiner Rückkehr in das Russische Lager alle Rechte, die der Waffenstillstand gewährte, und man müsse mich reisen lassen."

„Ich hatte wohl alle Ursache mich bei Frau v. Zegelin zu bedanken, aber ich nahm auch so bald als möglich Abschied von ihr und säumte nicht abzureisen. — Nicht weit von Constantinopel begegnete ich dem Preuszischen Gesandten Zegelin, der aus Bucharest zurückkam. Er war sehr unzufrieden mit den dortigen Unterhandlungen, sehr unzufrieden damit, dass der Friede nicht zu Stande gekommen war. Wir frühstückten zusammen und reisten dann Beide weiter; er nach Constantinopel und ich in das Türkische Lager."

„Hier wurde mir, so wie ich eingetroffen war, wieder, wie das erste Mal, ein Zelt in dem besonderen Lager des Groszvezirs eingeräumt, man sagte mir aber gleich, ich werde einige Tage verweilen müssen, der Vezir könne mich nicht sofort empfangen. Nach einer Mahlzeit, die mir vorgesetzt wurde, legte ich mich nieder, etwas zu schlafen. Wie ich wieder aufwachte, sah ich, dass sich in meinem Zelte vierzig oder fünfzig Türkische Offiziere eingefunden hatten, wahrscheinlich, um den Fremden zu sehen. Sie saszen mit gekreuzten Beinen auf dem Teppiche, rauchten ihre langen Pfeifen und tranken Caffee. Um mir ihr Wohlwollen und ihre Achtung auf ihre Weise zu beweisen, bot mir Einer nach dem Anderen erst seine Pfeife an, aus der ich ein paar Züge rauchen musste, und dann seine Tasse, und ich musste einen Schluck daraus trinken —: Beides für mich sehr unangenehm, da ich kein Raucher bin, und die Türken ihren Caffee ohne Zucker und ohne Sahne trinken."

„Einige der Herren entfernten sich, andere kamen — es war ein beständiges Gehen und Kommen — allmälig aber wurde die Zahl derer, die da gingen, überwiegend — der Türken wurden nach und nach weniger in meinem Zelte — endlich verloren sie sich alle, und die Letzten, die sich entfernten, machten das Zelt von auszen zu. Das fiel mir auf; ich wollte zu der Oeffnung an der Rückseite meines Zeltes hinaus, um zu sehen, was das bedeuten sollte — da

wurde ich aber zwischen den beiden Leinwandwänden des Zeltes meinen Dolmetscher gewahr, der an allen Gliedern zitterte, mir winkte, nicht hinaus zu gehen, den Finger auf den Mund legte, und noch andere Zeichen machte, ich solle mich ruhig verhalten und kein Geräusch machen. Da hob ich denn nur an einer Stelle das Dach meines Zeltes ein wenig auf, so dass ich zwischen dem Dache und der äuszeren Wand durchsehen konnte. Da sah ich denn in einiger Entfernung ein groszes Gewühl von Menschen in groszer Aufregung, reitende Boten, die eilig heransprengten oder fortgaloppirten, und in der Entfernung ein Gefecht. Ich ging ganz still in mein Zelt zurück und verhielt mich ruhig."

„Bald darauf erfuhr ich, was vorgefallen war. Die ganze Türkische Armee war im höchsten Grade unzufrieden damit, dass der Congress zu Bucharest sich zerschlagen hatte, ohne den Frieden herbeizuführen. und in Folge dessen war eine gewaltige Desertion in der Armee eingerissen. Das Balkangebirge steckte voll entlaufener Soldaten, die Räubereien im Lande verübten. Der Groszvezir hatte darauf die Pässe im Gebirge durch seine besten und treuesten Leute, durch Arnauten, besetzen und auch sonst das Gebirge von Abtheilungen Arnauten durchstreifen lassen. Diese hatten nun eine Anzahl Deserteurs — wie man mir sagte, 700 — eingefangen und brachten sie als Gefangene in das Lager. Die Türken aber, ohnehin sehr schlecht gestimmt, waren empört darüber, dass Mahomedaner von Ungläubigen. von Christen, als Gefangene behandelt und daher geführt wurden. Es entstand ein Aufruhr, die Türken im äuszeren Lager fielen über die Escorte her, die Gefangenen wurden befreit, die Arnauten niedergemacht, und nun drohte der Aufstand immer weiter um sich zu greifen; er war schon gegen den Groszvezir selbst und seinen unmittelbaren Anhang gewendet; Alles hing an einem Haar. Der Groszvezir stellte den Leuten seine getreuesten Spahi's entgegen, und es gelang am Ende denn doch die Aufständischen zu beruhigen und es sogar dahin zu bringen, dass die Rädelsführer, etwa 1000 Mann, verhaftet werden konnten. Aber die Gefahr war grosz gewesen; der Aufstand regte sich auf beiden Flügeln der Armee, und wäre es nicht gelungen, ihn gleich im ersten Augenblicke zu unterdrücken, später wäre es wohl nicht mehr möglich gewesen, und der Groszvezir und Alle, die zu ihm hielten, hätten wohl ihren Untergang darin finden können. Ich natürlich mit den Anderen."

„Sobald der Vezir wieder Herr seiner Armee war, wurde der Aufstand in Türkischer Weise bestraft, und ich konnte von meinem

Zelte oder vielmehr von meinem Verstecke aus, ohne mich zu zeigen, die Anstalten zu einer Hinrichtung sehen. Die gefangenen Rädelsführer wurden gebunden auf den Richtplatz geführt; ein jeder von ihnen hatte einen Strick um den Hals und wurde von einem Soldaten, der mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet war, an der Hand geführt. Nebenher standen Truppen genug unter den Waffen. Der Richtplatz war nicht weit vom Zelte des Groszvezirs. Wie man mir erzählte, wurden die Verurtheilten da in eine Anzahl Kreise auf die Erde gesetzt und festgehalten, in der Mitte eines jeden dieser Kreise stand ein Scharfrichter, der die Stricke, alles Halsschlingen, in Händen hatte, und auf ein Zeichen, das der Groszvezir selbst gab, die Schlingen alle zugleich zuzog. Das Zeichen zu solchen militairischen Hinrichtungen wird gewöhnlich dadurch gegeben, dass der Groszvezir aus seinem Zelte heraustritt und drei Pistolen nacheinander in die Luft abfeuert. Diesmal aber wagte er das nicht zu thun; er gab das Zeichen dadurch, dass er aus seinem Zelte heraustrat und eine Fahne in die Höhe hob."

„Erst als der Aufstand auf diese Weise niedergeschlagen war, den Tag nach der Hinrichtung, wurde ich zur Audienz bei dem Groszvezir entboten. Ich liesz mir natürlich nichts merken von Allem, was ich erfahren und zum groszen Theil auch gesehen hatte, aber der Groszvezir erwähnte dieser Ereignisse leicht und obenhin, als seien sie kaum der Rede werth. Er erklärte sie, wie der Dolmetscher übersetzte, für „„Excesse"", die in der Armee vorgefallen seien; dergleichen kämen ja überall in allen Armeen vor und würden wohl auch bei uns, in der Russischen, vorkommen. — Ja wohl! antwortete ich gleichgültig, dergleichen kömmt auch bei uns oft genug vor! — Im Stillen aber war ich sehr erfreut darüber, dass auch ich der Gefahr so glücklich entgangen war."

Von dem Groszvezir entlassen, gelangte Knorring ohne weitere bemerkenswerthe Erlebnisse nach Bucharest und zur Russischen Armee. —

Dieses Planes, Constantinopel zu erobern, den Knorring, von Gregor Orlow beauftragt, mit dessen Bruder zu verabreden hatte, wird in den Darstellungen dieser Zeiten nirgends ausdrücklich gedacht. Es heiszt da überall nur, Gregor Orlow sei in der Absicht zum Friedenscongresse nach Focsany gekommen, Rumäntzow von dem Oberbefehle über das Landheer zu verdrängen, und selbst an dessen Stelle zu treten, um dann an der Spitze dieses Heeres „in

der Krimm“ grosze Dinge auszuführen, während seine beiden Brüder, Alexey und Feodor, als Befehlshaber der Flotten, der Eine im Aegäischen, der Andere im Schwarzen Meere, glänzende Thaten vollführen sollten. Das lässt sich auch wohl erklären, da um den wirklichen Plan nur sehr Wenige wussten, da er dann wieder aufgegeben wurde, ohne dass auch nur irgend sichtbare Einleitungen zur Ausführung getroffen worden wären, und die Kaiserin, die sich von Oesterreich argwöhnisch beobachtet wusste, gewiss aus politischen Gründen bedacht war, auch nachträglich nichts davon laut werden zu lassen.

Da demnach das Ganze in Schweigen und Vergessenheit begraben geblieben ist, erfahren wir auch nicht, was eigentlich beabsichtigt war, das heiszt, wie weit die politische Absicht reichte, der die Eroberung von Constantinopel dienen sollte. Dass die Kaiserin Katherina zu einer späteren Zeit mit dem kühnen Gedanken umging, Constantinopel zu erobern, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein neugriechisches Reich zu gründen, dessen Krone sie ihrem zweitgeborenen Enkel Constantin bestimmte, das ist bekannt, aber das waren Bilder, mit denen Potemkin ihrem Verlangen nach Glanz und Ruhm schmeichelte, Gedanken und Pläne, die er erst hervorrief, und so sehr sie auch die eigene Macht überschätzen mochte, wusste sie sich doch zu sagen, dass sie dazu mindestens der Zustimmung Oesterreichs bedurfte, oder selbst eines Bündnisses mit dieser Macht. — Nun hatte sie freilich auch während dieses ihres ersten Türkenkrieges den Versuch gemacht, die Griechen in Morea und auf den Inseln zum Aufstande gegen die Pforte zu bewegen, aber was damit beabsichtigt wurde, ist nie klar geworden; nur sind wir berechtigt zu glauben, dass ihre Pläne zu dieser Zeit auch nicht annähernd die groszartige Tragweite der späteren hatten. Wahrscheinlich war es für dieses Mal blos auf den Besitz von Morea und der einen oder der anderen der Cycladen, bequemer und sicherer Stationen für eine Russische Seemacht im Mittelländischen Meere, abgesehen.

Zur Zeit, als dann der Friedenscongress zu Focsany eröffnet wurde, hatte die Kaiserin bereits auf Friedrich's von Preuszen sehr dringende Ermahnungen diejenigen ihrer Forderungen fallen lassen, die den Frieden nahezu unmöglich machten, und Oesterreich in die Schranken, auf den Kampfplatz zu rufen drohten. Sie hatte bereits darein gewilligt, ihre „Entschädigung“ für das Ungemach des Krieges in Polen zu suchen; sie forderte nicht mehr die Schutzherrschaft über die Moldau und Walachei, und hatte namentlich auf den Besitz

einer Insel im Aegäischen Meere verzichtet. Woher nun plötzlich dieser Plan, Constantinopel zu erobern, der mit allen diesen Zugeständnissen in geradem Widerspruche steht, und weit über Alles hinausgeht, was König Friedrich als unzulässig widerrathen und Oesterrecih nicht undeutlich als eine Herausforderung zum Kriege bezeichnet hatte?

Nach Allem, was vorliegt, sind wir wohl berechtigt anzunehmen — oder wenn man will zu vermuthen — dass der Plan nicht eigentlich von der Kaiserin, sondern von Gregor Orlow herrührte. Waren doch die Gebrüder Orlow, die eigentlichen Urheber schon jenes früheren, viel kleiner angelegten Griechischen Projects gewesen, und so wie Gregor beseitigt war, dachte auch Niemand mehr eines Zuges nach Constantinopel. Der Plan wurde nicht eigentlich aufgegeben — er wurde ignorirt, als habe sich nie ein Russischer Staatsmann mit solchem Gedanken beschäftigt. Möglicherweise hatte Gregor Orlow sogar das Unternehmen ganz auf eigene Hand geplant, und die Zustimmung der Kaiserin dabei als selbstverständlich vorausgesetzt. Er traute sich sehr viel zu und wusste sich nicht Rechenschaft davon zu geben, dass Katherina schon seit einiger Zeit den Wunsch hegte, ihn los zu werden. Vielleicht hat er gerade durch diese verwegene Eigenmächtigkeit seinen schon vorbereiteten Sturz vollends herbeigeführt.

Was sich aber Gregor Orlow selbst bei diesem Plane gedacht haben mag — ob er glaubte, dass Russland Constantinopel als bleibende Eroberung behaupten könne — oder ob der Angriff auf die Hauptstadt des Türkischen Reiches nur ein Mittel sein sollte, die Friedensbedingungen ganz nach Belieben zu steigern — darüber fehlt uns jegliche Auskunft.

Merkwürdig ist in Knorring's Bericht auch die Naivetät, mit der die Türken während des Waffenstillstandes, mitten im Kriege, einem Russischen Offiziere gestatteten, die Dardanellen-Schlösser zu besichtigen, — unter den Augen des Capudan-Pascha's!

So viele ihrer Forderungen Katherina auch aufgegeben hatte, musste der Krieg doch fortgesetzt werden, weil die Pforte nicht darein willigen wollte, die Krimmischen und Nogaischen Tataren der Türkischen Oberherrschaft zu entlassen, Russland aber in der That im Interesse seiner südlichen Provinzen darauf bestehen musste, dass dies geschehe. Die Stimmung aber, die Knorring im Türkischen Lager beobachten konnte, die Scenen, die er dort erlebte, tragen wohl dazu bei, die Ereignisse des folgenden Jahres — 1774 — zu erklären. Wir begreifen, dass die Türkische Armee, in solchem

Grade unzufrieden und des Krieges überdrüssig, nach der Niederlage bei Babadagh bis auf 8000 Mann auseinander laufen konnte, und dass dieser geringe Rest, von einer auch nicht sehr zahlreichen Russischen Heeresmacht umstellt, nicht entfernt an einen Versuch dachte, sich durchzuschlagen; dass der Groszvezir in dieser Lage gezwungen war, sich den Frieden von Kutschuk-Kainardschy vorschreiben zu lassen.

III.

Als die Kaiserin Katherina sich früher, als sie erwartet hatte, und in Folge dessen nicht gehörig vorbereitet, in ihren zweiten Türkenkrieg verwickelt sah, glaubte bekanntlich der etwas abenteuerliche König Gustav III. von Schweden den Augenblick günstig, nicht nur den Theil von Finnland wieder zu gewinnen, der in den Friedensschlüssen von Nystädt und Abo an Russland abgetreten worden war, sondern die gesammten Ostsee-Provinzen, die Peter der Grosze dem Schwedischen Reiche entrissen hatte, Ingermanland, Esthland, Liefland. Der unternehmende König hielt es für möglich, seinem Reiche auf diesem Wege wieder, in einer gänzlich veränderten Weltlage, die Europäische Bedeutung einer Groszmacht zu verschaffen, wie es sie unter groszen Königen und Staatsmännern eine Reihe von Jahrzehnten über wirklich gehabt hatte. Die Verfassung Schwedens, die ihm jeden Angriffskrieg ohne Zustimmung des Reichstags untersagte, hielt ihn nicht auf, er glaubte die Nation mit sich fortreiszen zu können, und fiel plötzlich selbst, zu Anfang Juli 1788, mit Heeresmacht in das Russische Finnland ein, während eine Schwedische Flotte unter seinem Bruder, dem Herzog von Südermanland, die Russische im Finnischen Meerbusen aufsuchte.

Die Umstände waren in der That günstig genug. Mit ganz geringfügigen Ausnahmen waren alle Truppen, über welche die Russische Regierung verfügen konnte, unter Potemkin und Rumäntzow nach dem Süden des Reichs gegen die Türken entsendet worden; der Norden, wo man keinen Angriff erwartet hatte, war in dem Grade von Truppen entblöszt, dass zunächst den Schweden nur etwa 6000 Mann entgegengesetzt werden konnten, obgleich selbst die Garden, seit beinahe einem halben Jahrhundert, seit den Tagen Münnich's, des Dienstes im Felde entwöhnt, zum gröszeren Theil nach Finnland aufbrechen mussten. Erst zwei Wochen später konnte dieses kleine Heer bis auf die doppelte Zahl verstärkt werden, und bis an das Ende des Feldzuges blieb das Missverhältniss der Streitkräfte ein solches, dass die Russischen Generale es nicht mit irgend einem

Grade von Zuversicht auf eine Entscheidung in offener Feldschlacht ankommen lassen durften. Die augenblicklichen Verhältnisse hätten sich sogar noch günstiger für Schweden gestaltet, wenn König Gustav seinen Angriff noch um ein paar Wochen verschob, und damit wartete bis die Russische Ostsee-Flotte unter dem Admirale Greigh, wie sie sollte, nach dem Mittelländischen Meere unter Segel gegangen war.

Indessen, obgleich diese Flotte noch zur Hand war, die Hauptstadt von der Seeseite schützen konnte, und wirklich am 17. Juli bei der Insel Hochland in einem Treffen, das unentschieden blieb, einen Angriff der Schwedischen abwehrte, waren doch Bestürzung und Besorgnisse im Rathe der Kaiserin sehr grosz. Eilig waren die jungen Groszfürsten, die Enkel Katherina's, nach Moskau in Sicherheit gebracht worden; auch die Anstalten zur Abreise der Kaiserin waren, für den Fall, dass sie nothwendig werden sollte, in der Stille getroffen, und nicht minder war man darauf bedacht Cassen, Archive und Kostbarkeiten zu retten.

Selbst in dieser dringenden Verlegenheit aber blieb Katherina, ihrem Systeme getreu, immer und überall, wo es sich irgend thun liesz, einen National-Russen, womöglich einen Mann aus den Hofkreisen, ostensibel an die Spitze zu stellen, Jemanden aus einem nach den in Russland herrschenden Begriffen vornehmen Hause, d. h. nach einem Maaszstabe vornehm, durch den solche Emporkömmlinge, wie die Rasumowsky's und Orlow's, die ihre Grösze persönlichen Beziehungen zu der herrschenden Familie verdankten, nicht ausgeschlossen waren. Sie ernannte diesmal den Grafen Mussin-Puschkin zum commandirenden Feldherrn in Finnland, obgleich sie über dessen vollkommene Nullität nicht im Zweifel war. Gotthart v. Knorring weilte in Urlaub auf seinen Gütern in Esthland; sein Urlaub wurde „cassirt", er wurde schleunigst nach Petersburg berufen und dem neu ernannten Feldherrn als General-Quartiermeister beigegeben. „Die Kaiserin wusste, dass ich bei Mussin-Puschkin Alles war!" sagt Knorring selbst.

Seine Stellung bei der kleinen Armee in Finnland war eine schwierige, weil hier mit unzureichenden Mitteln Unmögliches geleistet werden sollte, und sie wurde dadurch noch schwieriger, dass der Groszfürst Paul Petrowitsch, der sich so lange Jahre mit der Stellung eines Thronfolgers begnügen musste, im Hauptquartiere erschien, um den Feldzug mitzumachen. Das hatte etwas Seltsames. Die Kaiserin hatte den Groszfürsten bis dahin sehr geflissentlich der bewaffneten Macht des Reiches fern gehalten; noch vor Kurzem hatte er vergebens um die Erlaubniss gebeten, sich dem Heere anzu-

schlieszen, das gegen die Türken im Felde stand; er hatte vergebens geltend gemacht, dass seine persönliche Ehre ihm zur Pflicht mache, die Beschwerden und die Gefahren der Russischen Krieger zu theilen, vergebens darauf verwiesen, was ganz Europa dazu sagen würde, wenn er ruhig zu Hause bleibe. Seine Mutter hatte ihm mit den bekannten Worten geantwortet: „L'Europe dira que vous êtes un fils obéissant."

Jetzt erschien der Groszfürst mit Erlaubniss der Kaiserin bei dem Heere in Finnland, obgleich der Commandirende, Mussin-Puschkin, für ihn ein Gegenstand des leidenschaftlichsten Hasses war. Er glaubte ihn nämlich mit Unrecht bei der Ermordung Peter's III. betheiligt. Den General Knorring dagegen, den er oft an seinem kleinen Hofe zu Gatschina sah, behandelte der Groszfürst als einen persönlichen Freund mit groszer Hochachtung. Er mied demnach den commandirenden General in jeder Weise, und suchte sich dagegen dem General-Quartiermeister auf das engste anzuschlieszen; von ihm wollte er das Kriegshandwerk lernen, unter seiner Leitung hoffte er sich zum General und Feldherrn zu bilden. Knorring hatte aber von der Kaiserin insgeheim den gemessenen Befehl erhalten, dem Groszfürsten nie irgend etwas von den wirklich beabsichtigten Operationen mitzutheilen. Da der Groszfürst im Gegentheile um Alles wissen, über Alles belehrt sein wollte, war Knorring in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, den künftigen Kaiser, mit ihm zusammen über die Karte von Finnland gebeugt, mitunter halbe Nächte hindurch, von möglichen strategischen Combinationen zu unterhalten, ohne je die wirkliche Lage der Dinge zu berühren. Eine überaus peinliche Rolle, die auf die Länge schwerlich durchzuführen war, wenn sich nicht, zu Russlands Glück, der Feldzug zu einem ziemlich thatenlosen gestaltet hätte.

König Gustav von Schweden war nämlich, zu Russlands Glück, trotz aller glänzenden Schein-Eigenschaften, die er geflissentlich zur Schau trug, nicht der Mann grosze Dinge mit ernster und mannhafter Ausdauer durchzuführen. Sein Charakter war in gewissem Sinne ein gemachter; er war wesentlich ein Schauspieler, der stets darauf bedacht blieb, im Leben eine Rolle durchzuführen, die er sich mit Absicht vorgezeichnet hatte. Eine ritterliche Genialität, die alle Elemente des Lebens zugleich zu umfassen und zu beherrschen weisz — den Dienst der Damen und den Ernst der Schlachten, Kunst und Wissenschaft, die Sorgen des Staatsmannes und selbst die frivolen Künste der Zeit, Oper und Ballet — Alles —: das war es, was er in seiner Person darzustellen bemüht war. Er musste

sich vielleicht einigen Zwang anthun, um den Entwurf zu einem Angriffe auf die Festung Friedrichshamm und die Anordnung eines neuen Ballets zu gleicher Zeit und anscheinend mit gleichem Eifer zu betreiben, aber er that es. Er wusste, dass fast der ganze Adel seines Reiches ihm feindlich gesinnt war, und hätte sich sagen müssen, dass Zeit und Umstände den strengsten Ernst von ihm forderten. Anstatt dessen erschien er im Lager in einem seidenen Anzuge, der mittelalterlich und elegant ritterlich sein wollte, trotz der steifen gepuderten Locken und des Zopfes, die der augenblicklichen Mode huldigten — zu Pferde, in Schuhen mit rothen Schleifen, einen phantastischen Hut mit vielfarbigen wehenden Strauszfedern auf dem gepuderten Haar. Er brachte Dichter, Sänger und Tänzerinnen mit; Oper- und Ballet-Proben wurden im Lager angestellt, während es sich darum handelte, eine feindliche Festung durch einen stürmenden Angriff zu erobern, und auszerdem gab der König seinen Kriegern das gesucht alterthümliche Schauspiel eines Ritterschlages unter freiem Himmel. Ueber dieses theatralische Troubadour-Wesen war aber manches Ernste und Wesentliche vernachlässigt und versäumt worden. Die Schwedische Armee war sehr unvollständig ausgerüstet und schlecht versorgt. Das schwere Geschütz, dessen man zu den Belagerungen bedurfte, war nicht zur Stelle.

Trotz aller Mängel, die sich gleich vom ersten Augenblicke an zeigten, hätte der König freilich bedeutende Erfolge erringen, er hätte gar wohl siegreich in Petersburg einziehen können, da man ihm Russischer Seits zunächst so gut wie nichts entgegen zu setzen hatte — aber zu Russlands weiterem Glücke sah sich der unternehmende Schwedenkönig gleich bei den ersten Schritten seiner Helden-Laufbahn in unerwarteter Weise gelähmt. Das Offiziercorps seiner Armee, aus dem unzufriedenen Adel hervorgegangen, versagte ihm in aller Form den Gehorsam (3. August). In dem Augenblicke, wo er den gewaltsamen Angriff auf Friedrichshamm befehlen wollte, erklärten ihm die Offiziere, dass dieser Angriffskrieg, den er ohne die Zustimmung des Reichstages führe, verfassungswidrig sei. Die Herren konnten es nicht vergessen, dass der König die unbedingte Herrschaft, die sie seit Karl's XII. Ende zu üben gewohnt waren, durch den Staatsstreich von 1772 sehr wesentlich geschmälert hatte, und ihre Standesinteressen standen ihnen höher als das Vaterland. Oberst Hästesko, der vor Allen das Wort führte, drohte sogar dem Könige in Form einer Warnung, indem er den Augenblick als einen entscheidenden bezeichnete, und den König aufforderte zu bedenken, dass ein falscher Schritt ihm die Krone kosten könne.

Vergebens wendete sich Gustav unmittelbar an die Soldaten; sie waren von ihren Offizieren gehörig bearbeitet, und unzufrieden des Mangels wegen, der in Folge schlechter Anstalten im Schwedischen Lager herrschte. Des Königs Reden blieben unbeachtet; das Finnische Regiment Abo, dessen Oberster Hästesko war, legte die Waffen nieder, zwei andere Finnische Regimenter folgten sofort dem Beispiele. König Gustav musste gewahren, dass er hier zur Stelle und in dem Augenblicke vollkommen machtlos sei. Er musste es geschehen lassen, dass sowohl die Belagerung von Friedrichshamm aufgehoben wurde, als die der kleinen Feste Nyslot, die auf dem Punkte stand, sich zu ergeben. Damit waren König Gustav's bis zur Vermessenheit stolze Hoffnungen vernichtet; der Zweck des Krieges war verfehlt; er hätte kaum erreicht werden können, wenn die Gunst des fliehenden Augenblickes mit höchster Energie benützt worden wäre: jetzt musste jedem Besonnenen einleuchten, dass nur noch davon die Rede sein konnte, den Kampf mit Ehren und ohne Verlust zu bestehen. König Gustav übergab nun den Befehl auch über die Landarmee seinem Bruder, dem Herzog Karl von Südermanland, und eilte nach Schweden zurück, um sich vor Allem die Autorität wieder zu verschaffen, die dazu nöthig war, um mit Hülfe des Bürger- und Bauernstandes des Adels Herr zu werden.

Die Finnländischen Landherren und Offiziere waren dem Könige am entschiedensten entgegen getreten. Dieselben Herren, General Armfeldt, die Obersten Hästesko, Otter, Klingspor und Andere an der Spitze, versammelten sich nun (9. August) zu besonderer Berathung — und sendeten — wozu sie selbst durch ihre früheren Vorrechte keineswegs berechtigt gewesen wären — einen Major Jägerhorn als ihren Gesandten nach Petersburg an die Kaiserin Katherina. Der Brief, den dieser Gesandte zu überbringen hatte, besagte im Wesentlichen, sie seien über die Grenze in das Russische Finnland geführt worden, ohne zu wissen, in welcher Absicht; erst unter den Mauern von Friedrichshamm sei ihnen, bei näherem Nachdenken, einleuchtend geworden, dass dieses Unternehmen gegen die Rechte der Nation verstosze. Sie seien Soldaten, aber auch Bürger, und als solche versicherten sie der Kaiserin, es sei der allgemeine Wunsch der gesammten Schwedischen Nation und besonders der Finnländer, dass der Friede zwischen Russland und Schweden gewahrt bleibe, obgleich er durch einige „unruhige Köpfe" gestört worden sei, die unter dem Vorwande des gemeinen Besten selbstsüchtige Zwecke verfolgten. Das Schreiben schloss mit der Frage, ob die Kaiserin geneigt sei, des Friedens wegen mit den Reichs-

ständen zu unterhandeln, wenn dieselben ordnungsmäszig versammelt seien.

In diesen Worten verriethen sie den Plan des Adels, den Krieg in ganz anderer Weise zu benützen, als König Gustav beabsichtigt hatte, und zwar als Veranlassung zu einer Revolution im Innern, um sich mit Russlands Hülfe der gesammten Regierungsgewalt zu bemächtigen.

Jägerhorn wurde natürlich in Petersburg auf das freundlichste aufgenommen und in jeder Weise ausgezeichnet. Als Antwort auf die Erklärungen und Fragen der pflichtvergessenen Offiziere gab ihm Katherina bei seiner Abfertigung eine Erklärung an die Finnländische Armee mit, in der sie mit hinreichender Deutlichkeit aussprach, dass sie allerdings geneigt sei, eine Adels-Revolution in Schweden zu unterstützen, deren Ergebniss die vollständigste Ohnmacht, wie der Krone, so des Reiches sein musste. Sie erklärte nämlich, dass sie das Betragen der Schwedischen Nation sehr wohl von dem des Königs zu unterscheiden wisse. Es sei ihr daher angenehm, dass sie von der Denkart der Finnländischen Armee und ihren Beschlüssen benachrichtigt worden sei. Sie wünsche, es möge sich eine noch gröszere Anzahl von Schwedischen Staatsbürgern vereinigen, um gesetzlich Alles zu ordnen, was die allgemeine Wohlfahrt jetzt und künftig erfordere. Vorläufig verlange sie, dass die Finnländischen Regimenter des Schwedischen Heeres sich aus dem Russischen Gebiete zurückzögen; das unter dem Könige von Schweden versammelte Heer wolle sie mit Gewalt daraus vertreiben.

Mit welcher Entschiedenheit trat Katherina hier und in Polen für die Freiheit, für die Rechte der Nation in die Schranken!

Noch ehe der Sendbote der Finnländischen Offiziere mit diesem Bescheide zurückgekehrt war, hatten die Verschworenen — wie wir sie wohl nennen müssen — am 12. August — zu Aniola, einem Landsitze dicht am Grenzflusse Kymene, eine sogenannte Bundesschrift unterzeichnet, in der sie den Krieg des Königs — nicht Schwedens — nicht nur als verfassungswidrig, sondern auch als ungerecht bezeichneten. Ein „Avertissement“, an die eigentlich Schwedische Armee gerichtet, sollte diese Ansicht auch in ihren Reihen zu unbedingter Geltung bringen, und zugleich wurde auf einen Reichstag gedrungen, der dem Könige und seiner Macht die gehörigen Grenzen ziehen werde. Nach Jägerhorn's Rückkehr schlossen dann die Finnländischen Herren, als ob sie eine anerkannte selbstständige Macht wären und berechtigt Verträge mit auswärtigen Mächten zu schlieszen, einen Waffenstillstand mit Russland. Die

Finnländischen Regimenter zogen sich über die Grenze zurück und nahmen weiter nicht Theil an dem Kriege.

Die eigentlich Schwedische Armee, auch nach dem Abfalle der Finnländischen Regimenter, den Russen, die ihr gegenüber standen, sehr bedeutend überlegen, blieb freilich auf Russischem Gebiete stehen, und zwar in ungemein fester Stellung, zwischen Sümpfen, Felsen und Flüssen — aber rathlos — ohne eigentliche Leitung — und bei dem bösen Willen der Offiziere unfähig, etwas Weiteres zu unternehmen.

Mussin-Puschkin und Knorring waren, im Bewusstsein der eigenen Ohnmacht, sehr erfreut, dass die Dinge diese Wendung genommen hatten, und vermieden es, der Schwedischen Armee Veranlassung zu einer erneuten kriegerischen Thätigkeit zu geben, um so mehr, da sie darauf rechnen durften, dass die böse Jahreszeit das feindliche Heer in wenigen Wochen zwingen werde, über die Grenze zurückzugehen und seine Winterquartiere im Schwedischen Finnland zu nehmen.

Aber die Kaiserin Katherina wollte ihr Wort, dass sie den König von Schweden und sein Heer mit Gewalt aus ihrem Gebiete vertreiben werde, wahr gemacht wissen. Sie befahl, die Schweden in ihrer festen Stellung anzugreifen.

Vergebens stellte Knorring in Mussin-Puschkin's Namen vor, dass die Stellung der Schweden eine ungemein feste sei, die Russischen Streitkräfte kaum zureichend zu solchem Beginnen, der Erfolg eines Angriffes nichts weniger als gewiss; — dass die Schweden jedenfalls binnen Kurzem genöthigt sein würden, sich nach Finnland zurückzuziehen; — dass im besten Falle ein Sieg zu nichts weiter helfen könne, als diesen Rückzug um etwas früher herbeizuführen, da weder die eigene Schwäche, noch die Umstände gestatteten ihn weiter zu verfolgen; — dass ein Misslingen dagegen die Schweden zu weiteren Unternehmungen veranlassen und bedenkliche Folgen haben könnte. — Die Kaiserin bestand auf ihrem Willen und man musste sich fügen. Knorring entwarf die Disposition zu dem Angriffe, den alle höheren Offiziere der Russischen Armee für sehr bedenklich hielten; sie wurde ausgefertigt, Tag und Stunde waren festgesetzt.

Mussin-Puschkin aber sah diesem verhängnissvollen Tage mit sehr geringer Zuversicht entgegen, hielt einen unglücklichen Erfolg des Angriffes beinahe für gewiss und wusste sich nicht zu fassen. Knorring suchte ihn zu beruhigen. Er folgerte aus Allem, was geschehen und nicht geschehen war, dass auch im Schwedischen Haupt-

quartiere wohl nicht eine unbedingt kriegerische Stimmung herrsche, und äuszerte, es gebe vielleicht ein Mittel dem Willen der Kaiserin ohne Schlacht, ohne den sehr misslichen Angriff auf die Schwedische Stellung zu genügen. — „Nun welches?“ fragte Mussin-Puschkin. — „Schreiben Sie dem General Meyerfeldt (der unter dem Herzog von Südermanland den Befehl über die Schwedische Landarmee führte), sagen Sie ihm ganz offen, dass Sie von der Kaiserin den gemessenen Befehl haben, die Schwedische Armee unter allen Bedingungen anzugreifen und über die Grenze zu treiben; stellen Sie ihm vor, dass es ihm zu gar nichts nützen kann, seine Stellung noch länger zu behaupten, da die herannahende böse Jahreszeit ihn doch binnen Kurzem nöthigen werde, sie zu verlassen; dass es ihm sogar nichts helfen könne, wenn es ihm auch gelingen sollte, unseren Angriff siegreich zurückzuschlagen, da die späte Jahreszeit ihm doch nicht gestatten würde, weitere Operationen zu Ende zu führen — und fordern Sie ihn auf, in Erwägung aller dieser Umstände, seinen Rückzug über die Grenze sofort anzutreten, und dadurch sowohl der Schwedischen Armee als der Unserigen ein für beide Theile in gleichem Grade unnützes Blutvergieszen zu ersparen.“

Mussin-Puschkin sah seinen General-Quartiermeister grosz an und fragte: „Willst Du mich zum Narren machen?“ — (хочешь меня дуракомъ сдѣлать?) — „Nein! keineswegs! ich hoffe vielmehr den besten Erfolg von einem solchen Versuche.“ — Knorring verliesz den commandirenden General, um den Brigadier v. Nummers aufzusuchen, einen Liefländer, den er dafür kannte, dass er solche diplomatische Sendschreiben mit Gewandtheit und Takt abzufassen wusste. Diesem trug er auf, den Brief zu entwerfen, dessen Inhalt er ihm angab. Der Brief wurde geschrieben, auf Knorring's Betreiben von dem Commandirenden unterzeichnet, und durch einen Trompeter in das Schwedische Hauptquartier abgefertigt. Das geschah gegen Abend, den Tag vor dem zum Angriffe bestimmten.

Von den Wenigen, die darum wussten, erwartete eigentlich Niemand etwas von diesem Schritte; Mussin-Puschkin in seiner gedrückten Stimmung am wenigsten. — Doch als kaum der folgende Morgen graute, traf ein Schwedischer Trompeter mit der Antwort im Russischen Lager ein. Meyerfeldt sagte darin, dass er, in Erwägung der Gründe, die der Russische Feldherr ihm vorgelegt habe, seinen Rückzug über die Grenze sofort, noch in der Nacht, antrete; er erwarte nun — gleichsam als Gegengefälligkeit — auf diesem Rückzuge weder verfolgt noch sonst belästigt zu werden.

Das wurde ohne die mindeste Schwierigkeit sehr gern gewährt,

und so war die Aufgabe des Augenblickes in einer Gemüthlichkeit gelöst, wie sie im Kriege wohl nur selten vorgekommen sein möchte. Im Russischen Hauptquartiere und Lager herrschte die heiterste Stimmung; allen höheren Offizieren der Armee war ein schwerer Stein vom Herzen gefallen; Alles eilte, die verlassene Schwedische Stellung zu besichtigen. Erst in den folgenden Tagen folgte man der Schwedischen Armee in gemessener Entfernung, und nur so weit, als nöthig war, um die Grenzpässe zu besetzen. Damit war der Feldzug beendigt. —

IX.

Die Anfänge der Deutschen Marine.

Von **Billerbeck**, Major im Ingenieur-Corps.

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerke bleibt!
Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
(Wallenstein's Lager.)

1. Einleitung. — Die Marine des Friedländers.

Die Deutschen Hansestädte hatten keine eigentlichen Kriegsschiffe, bewaffneten aber ihre Handelsschiffe schon zur Zeit der Reformation mit Artillerie, um sich gegen Caper und Seeräuber zu schützen. Der gesammte Seehandel war damals — und blieb so auch bis in's 19. Jahrhundert hinein — zum gröszten Theil Schleichhandel oder Schmuggel, denn kein Staat erlaubte fremden Handelsschiffen, in seinen Häfen einzufahren ohne besonderen Vertrag, und auch dann nur unter sehr hohen Abgaben und Zöllen. Namentlich die Handels-Ansiedelungen (Colonien) an auszereuropäischen Küsten waren streng verbotene Gebiete für jeden Fremden Wollte ein Staat nach irgend einer fremden Küste, auf welcher schon ein anderer Staat sich angesiedelt hatte oder vorgab, sich angesiedelt zu haben, Handel treiben, so konnte er dies nur im Wege der Gewalt resp. laut Staatsverträgen, oder aber im Wege des Schleichhandels, bei welchen es dann leicht zum Kampfe kam.

Als der dreiszigjährige Krieg die Hansestädte in immer precärere Lage brachte, hielten es dieselben für zweckmäszig, die

strengste Neutralität zu beobachten, und bewaffneten daher ihre Handelsschiffe nur noch heimlich. Ja sie gaben sogar den Handel unter eigener Flagge fast ganz auf und lieszen ihre Schiffe unter der Flagge von Seemächten fahren.

Das grószte Prestige als Seemacht besasz Spanien noch zu Anfang des groszen Krieges, in der That aber war seine Seemacht bereits tief zerrüttet. Englands Seemacht war schon recht bedeutend in fernen Gewässern — in Europa machte sie noch weniger von sich reden. Der Herr in Nord- und Ostsee war Holland.

Die Kriegsmarine dieses Staates (im Gegensatze zu der Englischen, damals scharf von der Handelsmarine getrennt und deshalb sehr tüchtig) bestand 1628 aus 133 Orlogsschiffen und 51 Convoyschiffen mit 13,000 Mann Besatzung (Wegnahme der Silberflotte bei Matanzas 1628).

Spanien nährte das Project, den sehr reichen Nord- und Ostseehandel Hollands in seine Hand zu bekommen. Schon 1622 liesz es durch Mansfeld Ostfriesland occupiren. Dieser grosze Condottiere erkannte bereits die Wichtigkeit des Jade-Busens und verlangte dessen Einrichtung als Spanischen Kriegshafen, zu welchem Zwecke er auch ein Project vorlegte. Aber Oesterreich, öffentlich mit Spanien verbündet, fand das Project, sich an den nördlichen Deutschen Küsten zu etabliren, gleichfalls sehr vielversprechend. Schwarzenberg und Wallenstein durchkreuzten die Spanischen Bestrebungen allerorten. Da jedoch diese beiden Männer sich auch gegenseitig hemmten, so geschah Nichts bis 1627, wo endlich Wallenstein, in Holstein und Mecklenburg etablirt, nachdem er Poel besetzt, in Wismar einen Kriegshafen anlegte und auch Kriegsschiffe baute. Als er 1628 Herzog von Mecklenburg geworden war, dehnte er seine Macht über die Pommersche Küste aus, woselbst er Arnim als Gouverneur hinstellte und alle Häfen besetzen, befestigen und zu deren Vertheidigung Schiffe armiren liesz. Thatsächlich fehlten ihm nur Memel und Pillau. Um auch diese in seine Gewalt zu bekommen, liesz er (nominell der Kaiser) dem Kurfürsten Georg Wilhelm sogar Schlesien (Frühjahr 1629) anbieten als Preis für die Abtretung von Memel und Pillau, aber der Kurfürst ging nicht darauf ein.

Wenn der grosze Friedländer somit um diese Zeit defensiv an der Deutschen Ostseeküste, namentlich aber in seinem Lande (Mecklenburg) ganz gut gerüstet war, so trachtete er doch vor Allem nach der Offensive zur See; doch hierzu fehlten ihm gröszere Schiffe und gute Seeleute. Beides konnten ihm nur die Hansestädte liefern.

Diese wurden dann zuerst auf den allgemeinen Hansetagen, und als die Sache so nicht ging, einzeln im Geheimen bearbeitet.

Auch Spanien mischte sich wieder ein, indem es von Danzig das Versprechen. Schiffe und Matrosen zu stellen, erlangte. Wallenstein erzwang 1628 von Lübeck und Wismar, Tilly von Hamburg eine gleiche Verpflichtung. Rostock versprach Schiffe und Matrosen gegen Bezahlung. Spanien liesz sich auch bewegen, einige Kriegsschiffe nach Wismar unter Wallenstein zu stellen, anfangs unter einem Spanischen Admiral, an dessen Stelle später Mansfeld trat. So hatte Wallenstein 1628 eine Flotte von 10 bis 12 Kriegsschiffen in Wismar beisammen (die Zahl wird sehr verschieden angegeben — bis 50), mit denen er in diesem Jahre eine Expedition gegen eine der Dänischen Inseln unternahm. Die Expedition, zu welcher eine grosze Transportflotte gehört zu haben scheint, missglückte, da bei einem Sturme im Hafen von Apenrade allein 30 Schiffe zu Grunde gingen. Vor Wismar muss ein Seegefecht stattgefunden haben, denn eine Wallenstein'sche Fregatte von 40 Kanonen (das Flaggschiff Mansfeld's) wurde daselbst von den Dänen in den Grund geschossen. Auszerdem caperten die Wallensteiner fleiszig in der Ostsee Skandinavische Handelsschiffe. Aber die Leistungen im Ganzen scheinen doch nur geringe gewesen zu sein, denn der Titel Wallenstein's „des Oceanischen und Baltischen Meeres General" erregte die Spottsucht der alten Seemächte. —

1629 stellte Polen neun Kriegsschiffe in Danzig zur Kaiserlichen Flotte. Aber die Hanse-Städte wollten sich jetzt auf Nichts mehr einlassen, wenn nicht Wallenstein die Belagerung von Stralsund aufhöbe. Das that indessen Wallenstein durchaus nicht, da er wohl eingesehen hatte, dass die in der Eile organisirte Kriegsmarine in der Offensive gegen die Dänen und Schweden doch nichts leisten konnte. Er verlegte sich deshalb wieder ganz auf die Defensive, namentlich zur Behauptung seines Herzogthums, das ihm am meisten am Herzen lag.

Er projectirte übrigens schon 1629 einen Nord-Ostsee-Canal durch Holstein.

Nach 1629 findet sich keine Andeutung mehr über eine Oesterreichische Kriegsmarine in der Nordsee oder Ostsee. Es ist auch nicht bekannt, was aus den Polnischen und Spanischen Orlogsschiffen daselbst geworden ist.

2. Die Anfänge der Kurbrandenburgischen Marine.

Man darf wohl annehmen, dass bereits Georg Wilhelm sich klar über die Wichtigkeit des Seehandels war (s. o.).

Der Grosze Kurfürst hat sicherlich schon in früher Jugend in Holland erkannt, eine wie reiche Quelle des National-Wohlstandes der Seehandel ist, und bald nach seinem Regierungsantritte Schritte gethan, um seinem zerrütteten Lande diese Quelle zu eröffnen, der es ja die Niederlande verdankten, dass sie aus dem groszen Kriege verhältnissmäszig unversehrt hervorgingen.

Schon 1647 findet sich ein Vertrag mit dem Holländischen Admirale a. D. van Liers und Holländischen Capitalisten und Rhedern über die Gründung einer Ostindischen Compagnie unter Brandenburgischer Flagge (rother Adler im weiszen Felde)

Auch mit Dänemark wurde Jahre hindurch verhandelt über Abtretung von Trankebar (Vorderindien, Ostküste) für 120,000 Rthlr. als Brandenburgische Colonie. Beide Projecte scheiterten aber an der allgemeinen Erschöpfung der Cassen. Namentlich Brandenburgische Kaufleute hielten sich durchaus von jeder Betheiligung fern. Der Clevesche Erbfolgestreit, der Raubzug der Schweden in Hinterpommern und der Polnisch-Schwedische Krieg legten überdies alle weiter aussehenden Unternehmungen brach. Während des Polnisch-Schwedischen Krieges wird zur Zeit des Vertrages von Wehlau (1657) die Ausrüstung von flachen Kanonenbooten auf der Weichsel erwähnt, aber von deren Verwendung ist nichts bekannt. Dies sind die ersten Spuren einer Brandenburgischen Armirung zu Wasser.

3. Von der Fehrbelliner Schlacht bis zum Frieden von St. Germain

Bis 1675 findet sich kein Zeichen von der Wiederaufnahme maritimer Bestrebungen.

Bevor der Grosze Kurfürst zum Siege von Fehrbellin vom Rheine nach seinem Kurfürstenthume eilte, bot ihm im Winter 1674—1675 Benjamin Raule (ein bankerotter, Holländischer Kaufmann, Rath der Stadt Middelfahrt und Director einer Actien-Gesellschaft) an, Caperschiffe unter Brandenburgischer Flagge gegen die Schweden auszurüsten, und den Erlös der aufgebrachten Schiffe dem Kurfürsten zu zahlen, wenn dieser Raule's Schulden bezahlen wollte; Schweden brauchte Salz und Getreide, und musste in Noth gerathen, wenn ihm die Zufuhr abgeschnitten wurde. Der Kurfürst ertheilte also gern diese Caperbriefe, und die Caperei nahm in der Nordsee ihren An-

fang. Aber da auch Holländer unter Schwedischer Flagge fuhren, so erklärten die Generalstaaten Raule für einen Seeräuber und sperrten ihn ein.

Der Kurfürst musste nun wohl oder übel interveniren, und that dies, indem er einen Scheinvertrag ausfertigen liesz, laut dessen ihm Raule zehn armirte Fregatten verkauft hätte. Hieraus wurde dann ein wirklicher Heuer-Vertrag — allerdings nur über drei (sogenannte) Fregatten: Churprinz, Berlin und Potsdam zu 16 bis 20 Kanonen, worunter aber höchstens 4-Pfünder verstanden sind*). Ferner zwei Fahrzeuge mit 6 und 10 Kanonen (Bulle und Bielefeld: die später auch anders genannt werden). Die Angaben über die Heuer schwanken (25,000 Holländische Gulden monatlich?).

Man staunt mit Recht, dass diese Schiffe schon im Mai $1\frac{1}{2}$ Million Gulden bei der Caperei eingebracht hatten. Da aber die Holländer sich weigerten, das Auslaufen der Caper aus ihren Häfen ferner zu gestatten, so caperte man von Glückstadt aus, wozu Dänemark heimlich seine Einwilligung gab, aber öffentlich verleugnete.

Nach diesem günstigen Resultate fasste der Kurfürst die Sache energischer an. Er liesz durch den „Oberst zu Fusz" Bolsey (der sich später General und Admiral seiner Kurfürstlichen Durchlaucht nennt) ein Regiment Seesoldaten in Holland anwerben, das, bei einem Etat von 550 Mann, anfänglich nur in einer Stärke von 300 Mann, auf obengenanntem Fahrzeug eingeschifft wurde (Anfang Juni 1675).

Die Fehrbelliner Schlacht brachte dem jungen Kurstaate das offene Bündniss Dänemarks und Hollands, dessen schlieszliche Frucht die Vertreibung der Schweden vom Festlande war. Holland stellte sogar drei Fregatten zur Disposition.

---

*) Berlin hatte zehn 4-Pfünder, zwei 3-Pfünder, drei 2-Pfünder und 26 Mann.

Churprinz: acht 4-Pfünder, acht 3-Pfünder, sechs 2-Pfünder, zwei 1-Pfünder Drehbassen und 103 Mann.

Eine alte Abbildung zeigt Churprinz als richtige Holländische Kuff mit drei Masten, Mars, Bram und Besahnsegel (nicht Ruthe, sondern Gaffel, also schon modern). Er hatte ein Zwischendeck.

Potsdam war gleichfalls eine Kuff mit acht Fusz Tiefgang (und führte zwei Jahre später zwei 4-Pfünder, zwei 3-Pfünder und 30 Mann).

Diese alten Brandenburgischen Schiffe sind also aptirte Handelsfahrzeuge. Sie besitzen auch die damaligen hohen Aufbauten der Kriegsschiffe auf Heck und Bug nicht.

Die Werbungen Bolsey's gingen nun schneller vorwärts. — Ende August war seine Flottille in Ostende seeklar und sein Regiment musterte 575 Mann.

Der erste Schlag galt der Schwedischen Veste Carlsburg unweit Bremen.

Bolsey landete am 19. September glücklich mittelst Fischerbooten und Kähnen unter feindlichem Feuer, forderte die Veste zur Uebergabe auf und verschanzte sich am Ufer, als der Commandant, Oberst Mel, die Uebergabe verweigerte. Ein Schwedischer Ausfall (22. September) wird mit groszem Verluste zurückgeschlagen. Die Belagerung kam indessen nicht recht vorwärts. Während eines späteren Gefechtes (bei welchem die Kriegsschiffe und armirten Boote Geschützfeuer auf die Veste unterhielten) kam die Nachricht von dem Anrücken eines Entsatzes von Stade her (2000 Mann). Die Matrosen salvirten sich nun schleunigst mit ihren Booten und Kähnen nach dem anderen Ufer, und der gröszte Theil des braven Regiments Bolsey (dabei drei Stabsoffiziere) wurde kriegsgefangen. Später wurden die Offiziere, gegen die bei dem Ausfalle gefangenen Schwedischen Offiziere (ein Stabsoffizier, fünf Capitaine und vier Lieutenants), ausgewechselt, nachdem der Kurfürst die Rechnungen seiner Offiziere in einem Stader Gasthofe bezahlt hatte.

Die Raule'schen Caperschiffe kreuzten unterdessen in der Nordsee und machten gute Prisen. Die drei Fregatten, unter einen früheren Holländischen Schout by Nacht Brachel gestellt, wurden in die Ostsee berufen, um unter Derfflinger's Oberbefehl an der Expedition gegen Wolgast Theil zu nehmen. Bolsey completirte die Reste seines Regiments auf dem Marsche nach Colberg, woselbst er unter den Gouverneur von Colberg, General Schwerin, gestellt wurde. Noch im Spätherbste 1678 glückte die Einnahme von Wolgast, Wollin und Greifenhagen, wobei sich auch die Schiffe durch Geschützfeuer betheiligt haben sollen. Näheres ist nicht bekannt.

Für den Sommerfeldzug des Jahres 1676 schloss der Kurfürst (wie immer, durch seine Räthe Blaspeil und Remswinkel) mit Raule einen neuen Heuervertrag ab. Diesmal sind die Beträge unzweifelhaft zu constatiren, nämlich:

40,400 Rthlr. (davon 12,000 Rthlr. baar, der Rest in Anweisungen auf rückständige Spanische und Holländische Subsidien) für vier Monate, also pro Monat 10,100 Rthlr., — als Heuer für drei Fregatten: Churprinz, Berlin und ein neues, anscheinend mehr kriegsschiffmäszig gebautes Schiff „König von Spanien" (mit 80 Mann, sechs „4- bis 8-Pfünder", sechs 3-Pfünder und zwei

1-Pfünder); ferner zwei Fahrzeuge: Cleve und Potsdam und sechs Ruderboote — zusammen 320 Mann Etatsstärke. Die Escadre war in Ostende auszurüsten. Bei der Musterung im März waren vier Offiziere vorhanden (darunter der spätere, noch vielfach genannte Claus von Bevern als Kurfürstlicher Schiffscapitain). Ende Mai war das Personal so ziemlich complet. Raule wurde „Marine-Director" titulirt, sein Bruder sollte das Geschwader nach der Ostsee führen und unterwegs bei Kopenhagen sich mit einem Dänischen Geschwader vereinigen, um dann mit letzterem zusammen gegen die Schweden, Franzosen und freien Reichsstädte (besonders Hamburg, das noch Contributionen schuldig war) zu kreuzen und bei der Belagerung von Stettin zu assistiren. Sehr naiv schreibt aber der, als Kurfürstlicher Commissar mit eingeschiffte Rath Neuhaus aus Kopenhagen, dass „Benjamin Raule, der Herr Director, selbst die Flotte commandire, da sein Bruder wegen Schulden in Holland eingesperrt sei". Es war im Vertrage ausbedungen, dass von allen gecaperten Schiffen genaue Inventarien aufgenommen, und dann nach erfolgtem Verkaufe $^1/_3$ des Prisenwerthes dem Raule, $^2/_3$ den Kurfürstlichen Cassen zufallen sollte. Die Caperei lag dem selbst commandirenden Director am meisten am Herzen, und seine Capitaine nahmen es mit den Inventarien und Verkäufen nicht sehr genau.

Auszerdem liesz aber der Kurfürst noch an andere Personen Caperbriefe ausstellen, so an einen Herzog von Holstein-Plön, dessen Schiff reiche Prisengelder in die Flottencasse einzahlte. Ferner caperte ein Oberst von Hill aus Königsberg mit einem auf Kurfürstliche Rechnung angekauften kleinen Schiffe „Litthauer Bauer" recht glücklich. Auch Raule hatte einen Erfolg aufzuweisen, der dem Kurfürsten ungetheilt zu Gute kam. Als Ende Mai „am letzten Sonntag" die Schwedische Flotte bei Jasmund von der vereinigten Dänischen (unter Juel) und Holländischen (unter Tromp) geschlagen wurde, bemächtigten sich die drei Brandenburgischen Fregatten einer bis auf die Höhe von Colberg abgedrängten Schwedischen wirklichen Kriegsfregatte Leopard (23 Kanonen, hohes Heck und Backaufbau) und eines kleinen Schiffes „Brander".

Der Leopard wurde die erste, dem Kurfürsten eigenthümlich gehörige Fregatte. — Die kleineren Schiffe Raule's erschienen später zwar in der Oder vor Stettin, richteten aber nichts aus. Nachdem der Heuervertrag mit Raule bis zum Herbste verlängert war, wurde seine Flotte nur noch zur Blockade von Rügen und Schwedisch-Pommern, sowie zur Caperei verwendet. Raule kam hierbei in den dringenden Verdacht kolossaler Unterschleife. Seine Berufung

auf ein, aus See- und Kaufleuten zusammzusetzendes Spruchgericht (da die Landgerichte unmöglich über maritime Dinge urtheilen könnten), sowie die Gunst des Kurfürsten retteten ihn vor der Verurtheilung.

Im Jahre 1677 wollte der Kurfürst Stettin den Schweden nehmen und dazu einen Theil seiner Seestreitkräfte benutzen. Zu diesem Zwecke erwarb er zwei Galeeren (grosze Ruderfahrzeuge), die er mit je 70 Mann Infanterie (Capitaine Ruis und Struck) besetzte, und heuerte auszerdem die Raule'schen Schiffe vom vorigen Jahre, nebst noch einigen kleineren, wieder zunächst für vier Monate, diesmal für nur 27,000 Rthlr. Endlich aber rüstete er auf eigene Rechnung einige 20 Caperschiffe mit zusammen 57 Kanonen, 225 Matrosen und 75 Mann Infanterie aus, welche gegen Schweden, Franzosen und Frei-Reichsstädter in der Ostsee bis Lievland kreuzten.

Raule kreuzte mit den groszen Schiffen um Rügen und nahm auch ein Schwedisches Kriegsfahrzeug, „das Eichhorn".

Nach dem Siege Juel's (Dänen) am 1. Juni 1677 bei Rostock über die Schwedische Transportflotte, welche ein Entsatz-Corps nach Stettin bringen sollte, schickte der Kurfürst seinen Capitain, Claus von Bevern, mit drei Schiffen (Churprinz, das eben genannte Eichhorn, und ein, sonst unbekanntes, Schiff Maria) nach Hamburg, um die rückständige Schuld dieser Stadt (100,000 Rthlr.) oder Schiffe im gleichen Werthe aufzubringen, nebenbei auch Spanische Schiffe zu nehmen, um die Zahlung der rückständigen Subsidien zu beschleunigen (Spanien war nicht im Kriege mit Brandenburg!), Ersteres gelang glücklich, Letzteres nicht.

Zur Unterstützung der Belagerung von Stettin war eine Escadre von zwei sogenannten Fregatten (Berlin und König von Spanien [?]), zwei Galeeren und fünf bis sechs kleineren Schiffen im Juli 1677 auf dem Damm'schen See versammelt. Die Schweden hatten acht Stück Oderkähne und Haffschiffe mit schwerem Geschütze (Viertel-Karthaunen, d. h. 12-Pfünder und halbe Karthaunen — d. h. 24-Pfünder, Caliber 15 Centimeter) armirt. Diese machten während des Sturmes der Brandenburger auf die Sternschanze (4. August) einen Ausfall, zerschossen eines der kleineren Fahrzeuge und trieben die übrigen zurück. Die beiden Fregatten konnten nicht nahe genug heran, um die Schweden zurückzuweisen. Am 22. August capitulirte Stettin, dessen Garnison nur noch 300 Mann betrug.

Das Jahr 1678 kann als die Glanzperiode der Marine des Groszen Kurfürsten bezeichnet werden, denn es brachte die berühmte Landung auf Rügen.

Der Kurfürst heuerte wiederum die Raule'sche Flotte, stellte neue Caperbriefe aus und armirte seine Kriegsschiffe. Es handelte sich um die Eroberung von Stralsund. Dazu aber gehörte die Wegnahme von Rügen, also eine Landung auf dieser Insel. Admiral Tromp, welcher eine grosze Verehrung für den Kurfürsten gefasst hatte, liesz sich verabschieden und kam zu Friedrich Wilhelm, um „Hochdemselben mit gutem Rathe unterthänigst aufzuwarten". Der Kurfürst liesz während des Frühjahres Alles, was an Transportschiffen an seinen Küsten aufzutreiben war, nach Wolgast bringen (bis von Memel und Pillau her), und versammelte hier im Juli eine Transportflotte von 210 Segelfahrzeugen und 140 Ruderschiffen. Die Kriegsschiffe mussten diesmal schon im Juni ihre weiteren Caperfahrten einstellen und blockirten die Rügen'schen Gewässer, so dass keine Zufuhren nach Stralsund hinein konnten. (Es waren dies die beiden, dem Kurfürsten eigen gehörigen sogenannten Fregatten Leopard und Eichhorn, dann ein kleines Kurfürstliches Fahrzeug [Litthauer Bauer?] und die sieben Raule'schen Schiffe.)

Die Schwedische Flotte unter Graf Wachmeister wurde erst Ende Juli bei Calmar in einer Stärke von 27 Segeln und 3 Brandern seeklar. Trotz aller Eile gelang es dem Kurfürsten aber nicht, schon im Juli überzugehen, zum Theil lag wohl auch die Schuld an Dänemark, dessen, dem Kurfürsten versprochenes Hülfsgeschwader (zwei Fregatten und eine Anzahl kleiner Fahrzeuge mit Infanterie) erst am 8. August seeklar war.

Schon am 1. August (alten Styls) war der Grosze Kurfürst, in dessen Gefolge Tromp, auf der Peenemünder Schanze angekommen. Doch verzögerte sich die Sache, trotz des lebhaftesten Drängens des Kurfürsten, bis Ende August. Der ganze Kurfürstliche Hof kam endlich nach der Peenemünder Schanze, und nach einem feierlichen Gottesdienste begann endlich die Einschiffung, welche, nach zweitägiger Dauer, am 11. September beendet war.

Das Commando über die Truppen führte Derfflinger, den rechten Flügel commandirte von Schöning, den linken Hallard (Haller), das Corps de bataille Götze. Die Landungs-Armee bestand aus einer Escadron Garde-Trabanten, vier Escadronen Reiter (Cürassiere), fünf Escadronen Dragoner, eilf Bataillonen Infanterie.

Die Artillerie war recht zahlreich nach den Abbildungen, doch ist die Stärke nicht annähernd zu berechnen. Auch über die Präsenzstärke der Schwadronen und Bataillone schwanken die Angaben — man wird etwa 7000 Mann Infanterie (incl. Artilleristen) und 1600 bis 1800 Pferde rechnen können.

Ueber den Verlauf der ganzen Action ist Folgendes zu berichten:

Die Dänen sollten nach Verabredung zuerst im Norden der Insel landen, um die Schweden dahin abzuziehen. Dann sollte, auf Tromp's Rath, die Brandenburgische Transportflotte von der Peenemündung aus auf Palmerort segeln, aber nur zum Scheine, halbwegs rechtsum machen und dann in der Gegend von Lauterbach die Landung ausführen.

Die Dänen landeten am 11. September wirklich auf der Halbinsel Wittow, wurden (anscheinend am 12. September) von den Schweden angegriffen, schlugen den Angriff aber ab und setzten sich auf der Halbinsel fest.

Am Morgen des 12. Septembers lief die Brandenburgische Flotte aus der Peenemündung bei frischem Südostwinde aus. Da aber die Segelschiffe, welche einen Theil der Ruderboote schleppten, nur langsam vorwärts kamen, auch auf die gröszeren Ruderschiffe warten mussten, und da endlich schon gegen Mittag der Wind einschlief, so war man Abends erst bis ungefähr in die Mitte des Dreiecks Palmerort — Thiessow — Peenemündung gekommen, und ankerte daselbst die Nacht über. Während der Nacht zum 13. September scheint die Nachricht von der Eroberung der Wittow-Halbinsel durch die Dänen eingetroffen zu sein. Der Kurfürst befahl daher sofort, die Demonstration nach Palmerort zu unterlassen und bei Tagesanbruch auf dem kürzesten Wege an die Küste zu laufen. Die Landungsstelle liegt um Neuenkamp herum.

Die Schlachtordnung der Brandenburger ist nach den Bildern folgende:

Auf den Flügeln die Kurfürstlichen Fregatten, vorauf je ein Segel-Kutter; der Kurfürst selbst auf einer Yacht in der Mitte weit vor der Front. Hinter den Transportern im Halbkreise die Raule'schen Fregatten und armirten Fahrzeuge. Zwischen diesen Kriegsschiffen die Transporter: die Front ziemlich in gerader Linie, im Uebrigen unregelmäszig.

Es sind zu zählen (auszer den Kriegsschiffen) 12 dreimastige Schiffe, meist Kuffen, aber auch einige schärfere Schiffe, 24 Schooner, weit über 100 einmastige Fahrzeuge und sehr viel Ruderboote und Prähme. Die drei Generale führten ihre Flaggen auf kleinen Schoonern, zwei davon vor der Front, der dritte (Götze) mitten in dem Haufen.

Die Landung der ersten Schiffe traf auf keinen Widerstand, es gelang, sogar eine Anzahl von Schiffen, auf denen Feld-Artillerie

eingeschifft war, bis dicht an's Land zu schleppen und die Kanonen zu landen.

Die Infanterie landete (wie es im Berichte heiszt) „bataillonsweise" zuerst. — Die ersten Bataillone, die an's Land kamen, fingen sofort an, sich am Ufer zu verschanzen. Während der Kurfürst seine Reiterei (unter Derfflinger's speciellem Befehle) landen liesz, erschien der Schwedische General Graf Königsmark auf den Höhen mit vier (acht) Schwadronen und acht Geschützen, zog aber nach kurzem Feuer seitens der Brandenburgischen Infanterie und Artillerie wieder ab. Es ist nun ungewiss, ob die Brandenburgische Cavallerie noch am 13. September an's Land kam. Es scheint, dass an diesem Tage Königsmark noch einmal mit Cavallerie, Artillerie und Infanterie von Garz her einen Angriff machte. Diesem Angriffe warf sich Derfflinger selbst an der Spitze von zwei Schwadronen Cürassieren entgegen, nahm ein Schwedisches Geschütz, eine Standarte und viele Gefangene und trieb die Schweden nach Westen zurück.

Wie weit er am 13. September kam, ist nicht zu ermitteln. An diesem Tage und am 14. September landete übrigens der Rest des Landungs-Corps.

Die Schweden zogen sich allmälig theils nach der Fähre bei Stralsund, theils nach der Prossnitzer Schanze (später Fort Napoléon) zurück, ein Theil scheint auch nach Norden ausgewichen zu sein. Denjenigen Abtheilungen, welche nach der Prossnitzer Schanze abzogen, kam aber Derfflinger mit seinen Cürassieren zuvor und zwang sie, nach der Stralsunder Fähre und nach Norden auszuweichen. Nur Königsmark scheint mit einigen 100 Reitern in die Schanze gelangt zu sein, aus welcher er selbst auf einem Fischerboote nach Stralsund entkam. Während des 14. und 15. Septembers wurde die genannte Schanze, welche Wassergräben hatte, eingeschlossen. Am 16. September wurde Artillerie gegen dieselbe zu Lande vorgebracht, — anscheinend betheiligte sich auch ein Kriegsschiff an der Kanonade. Nachdem einige Stunden kanonirt war, ergab sich die Schanze, und die Besatzung wurde kriegsgefangen (über 700 Mann, 250 montirte Pferde und alles Geschütz).

Die nach der Stralsunder Fähre zurückgegangenen Schweden setzten nach Stralsund über; wo die nach Norden ausgebogenen Schweden geblieben sind, ist ebensowenig klar, wie das Verhalten der Dänen auf Wittow während der Zeit der Kämpfe an dem südöstlichen Ufer der Insel.

Der Kurfürst liesz etwa ein Drittel seines Armeecorps auf der Insel als Besatzung; den Rest schiffte er auf der Halbinsel Sudar-

wieder ein und verwandte denselben bei der Belagerung von Stralsund. Die Kriegsschiffe liefen nun in den Strehlasund und betheiligten sich gelegentlich an dem Bombardement der Festung.

Am 15. October ergab sich Stralsund*), am 6. November auch Greifswald.

Noch in demselben Winter transportirten die Kurfürstlichen Schiffe und einige Raule'schen die jetzt in Pommern entbehrlich gewordenen Truppen nach Königsberg; einige andere Schiffe gingen nach der Nordsee und caperten den Winter über gegen Schweden und Frankreich. —

Der Kurfürst beabsichtigte nach diesen Erfolgen seiner Marine eine bestimmte Form zu geben. Die Grundlage war allerdings immer noch der Contract, denn Raule war der Einzige, der überhaupt etwas zu organisiren verstand, und dieser ging auf nichts anderes ein, als eben auf einen Contract, der ihm Alles — Material und Personal — so zu sagen in Entreprise gab. Am 1. Januar 1679 wurde ein Vertrag auf sechs Jahre abgeschlossen, wonach Raule sechs Fregatten (darunter auch der Leopard, der ja dem Kurfürsten selbst gehörte), zwei kleinere Schiffe und ein Depeschenboot für monatlich 1000 Thlr. bereit zu halten hatte. Wurden diese Schiffe aber in Dienst gestellt, so betrug die monatliche Heuer 5520 Rthlr. (wenn nur einzelne Schiffe in Dienst können, pro Rata der Grösze), auszerdem für 400 Mann Besatzung die monatliche Löhnung von — 448 Rthlrn. —

Alle Seegefahr trug Raule, alle Kriegsgefahr der Kurfürst. Kriegsbeute und die Erlöse für gecaperte Schiffe sollten in den Staatsschatz fließzen. Raule war Gerichtsherr über die von ihm gestellten Schiffsbesatzungen. Für die Mannschaft der dem Kurfürsten eigen gehörigen resp. von Angeworbenen des Kurfürsten etwa zu besetzenden Schiffe erliesz der Kurfürst den berühmten Articulsbrief, dessen Strafbestimmungen, im Sinne der damaligen Kriegszucht abgefasst, heute furchtbar strenge erscheinen.

Auszer einigen glücklichen Caperfahrten gegen Französische, Schwedische und Reichsstädtische Schiffe in der Nordsee und Ostsee ist von einer Thätigkeit der Brandenburgischen Marine nichts bekannt.

---

*) Im Ganzen hatte der Kurfürst 904 Gefangene auf Rügen und Stralsund gemacht und zwar:

1 General, 7 Stabsoffiziere, 74 Subalternoffiziere, 4 Priester, 751 Unteroffiziere und Gemeine, 24 Beamte, 13 Troszbuben, 64 Damen und Weiber, 66 Kinder.

Der Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) raubte dem Kurfürsten die Früchte seiner Siege über die Schweden und mit Stettin und Stralsund die besten Häfen. Kriegsflotte und Handelsschifffahrt waren auf den äuszersten östlichen Flügel des Staates verwiesen.

An kriegerische Unternehmungen war nach diesem Frieden für's Erste überhaupt nicht zu denken. Es handelte sich also für den Kurfürsten darum, eine Handelsmarine zu schaffen, welche ihm bei später vielleicht eintretenden, günstigeren Constellationen gestatten könnte, leichter und unter wohlfeileren Bedingungen eine Kriegsmarine zu formiren, und welche überdies durch directe Abgaben und durch Erhöhung des Nationalwohlstandes überhaupt seine Cassen füllte.

4. Die Brandenburgischen Seehandels- und Colonisationsbestrebungen zur Zeit des Groszen Kurfürsten nach dem Frieden von St. Germain.

Es fanden sich im Jahre 1680 sowohl im Inlande, als auch im Auslande nach längeren Unterhandlungen einige Capitalisten, welche ein Capital von 50,000 Rthlrn. zusammenschossen und so die Handelsgesellschaft zu Königsberg gründeten. Freilich, das Programm der Gesellschaft: „zehn grosze Schiffe zu bauen und damit nach Afrika und Westindien Handel zu treiben“, konnte damit nicht erfüllt werden. Aber der Anfang wurde gemacht, indem das neu errichtete Commerz- und Admiralitäts-Collegium zu Pillau, an dessen Spitze natürlich Raule stand, Arbeiter aus Holland berief und eine Werft, Waarenschuppen und für die Kriegsflotte ein Arsenal in Pillau zu bauen anfing. Sehr bald gingen aber unter der geschäftskundigen Leitung Raule's die Gelder aus, und es war schon im Mai nicht mehr möglich, die Arbeiter zu bezahlen. Der Kurfürst beschloss daher, versuchsweise gegen Spanien (das ihm aus der Zeit vor dem Nymweger Frieden gegen zwei Millionen Thaler Subsidien schuldete) einen Caperzug zu entsenden, und ertheilte wirklich den Befehl, auf Grund des Vertrages mit Raule vom 1. Januar 1679 die sechs Fregatten und ein kleineres Fahrzeug in Dienst zu stellen. Dies kostete ihm monatlich gegen 6000 Rthlr.

Der Geschwader-Chef, Claus von Bevern, erhielt, nachdem diplomatische Mahnungen ohne Erfolg geblieben, die (erste Brandenburgische) **Segelordre**, nämlich „zunächst nach dem Canale zu gehen, um daselbst vielleicht den Herzog von Parma, welcher als Generalstatthalter nach den Niederlanden reiste, abzufassen, wenigstens aber Spanische Schiffe zu capern. Wenn dies jedoch nicht binnen

vierzehn Tagen geschehen konnte, so sollte das Geschwader nach Cadix und von da nach Westindien gehen, um der Silberflotte aufzulauern." Schon am 18. September 1680 brachte das Flaggschiff des Claus von Bevern (Friedrich Wilhelm, 40 Kanonen) ein Spanisches Schiff „Carolus II." mit Brabanter Spitzen auf (es scheint nach einigen Berichten ein Kriegsschiff gewesen zu sein; der Herzog von Parma war unter Englischer Flagge entkommen). Das Schiff wurde nach Pillau geschickt, aber die Besatzung (nach Anderen Raule selbst) hatte die, von Claus von Bevern auf mehr als eine Million Thaler geschätzte Ladung so schamlos bestohlen, dass der Erlös nur circa 100,000 Thaler betrug. Das Geschwader ging dann nach Mexico und hatte auf der Rückreise ein zweistündiges, resultatloses Gefecht mit einigen Begleitschiffen der Spanischen Silberflotte. Das Bevern'sche Geschwader blieb übrigens bis Herbst 1681 im Atlantischen Oceane und der Nordsee, und setzte die Caperei, anscheinend ohne grosze Erfolge, fort. Die Wegnahme des „Carolus II." wirbelte viel diplomatischen Staub auf, aber da Frankreich sich passiv verhielt, so behielt der Kurfürst das Schiff für sich und gab ihm 50 Kanonen, 50 Mann Brandenburgische Infanterie und 150 Matrosen zur Besatzung. — Es wird von Einigen als das „erste Kurfürstliche Kriegsschiff" bezeichnet. Dies ist (nach Vorstehendem) nicht richtig, man kann die Bemerkung nur so verstehen, dass dies Schiff thatsächlich direct vom Kurfürsten armirt und besetzt wurde, und nicht unter Raule trat. — Eine Untersuchung gegen Raule wegen Unterschlagung der Ladung des Carolus II. ergab, wie gewöhnlich, kein Resultat

Da die diplomatischen Verwickelungen sich für den Kurfürsten günstig entwirrt hatten, das Bevern'sche Geschwader aber Nichts mehr auszurichten schien, so stellte der Kurfürst im Juni 1681 auf Raule's dringende Vorstellung ein neues Geschwader von drei Schiffen (Carolus II., Fuchs [20 Kanonen] und Rothe Leu [20 Kanonen]) und einigen Schoonern unter Thomas Alders ([von Raule empfohlen]) als Commodore in Dienst, welches auf der Höhe von Dünkirchen die Soldaten von dem Bevern'schen Geschwader übernahm und auch seine Matrosen completirte. Dies Geschwader hatte auf einen Convoy Spanischer Schiffe, der von Ostende auslaufen sollte, zu fahnden, und erhielt eine genaue Instruction, in der unter Anderem auch die Verwendung der „Schooner" als Patrouilleurs betont und die Engagirung etwa gefangener Spanischer Matrosen für den Brandenburgischen Dienst empfohlen wird. Wenn die Unternehmungen im Canale fehlschlügen, so sollte das Geschwader bis vor Cadix

kreuzen, um auf Spanier Jagd zu machen, aber auch nebenbei Türken capern, und die Türkischen, etwa gefangen genommenen Matrosen in Lissabon als Sclaven verkaufen. Die gecaperten Schiffe sollten nach Lissabon aufgebracht, dort liegen gelassen werden und schlieszlich, mit Salz befrachtet, mit dem Geschwader nach Pillau zurückkehren. — Lissabon war durch diplomatische Verhandlung zum Rückzugshafen bestimmt. Die Flotte sollte sechs Monate in den Spanischen Gewässern bleiben, hatte aber Vollmacht, wenn die Silberflotte attackirt werden könnte, noch länger zu bleiben.

Die Instruction sagt ferner: „Gegen alle Königlichen Schiffe soll Er die Marssegel streichen und die Flagge nach Seegebrauch von hinten wehen lassen, auszer gegen Particulair (d. h. Caper), oder Holländische Kriegsschiffe, oder vor der Republik Venedig, als vor welcher Er die Flagge führen und die Brandenburgische Losung, das ist drei Schüsse, geben solle. Denen Soldaten soll Er Schiffsarbeit lehren und mit der Zeit zu Matrosen brauchbar machen, weil Wir geneigt sind, selbige alle Zeit zur Marine zu gebrauchen."

Dies Geschwader leistete nicht viel — der ganze Erlös waren 150,000 Rthlr. Prisengelder, woran sich natürlich wieder eine Untersuchung gegen Raule und den Herrn Commodore Alders knüpfte. Auszerdem aber entstanden endlose diplomatische Verhandlungen, aus denen wohl nicht mit Unrecht gefolgert werden kann, dass Bevern, noch mehr aber Alders, sich auch an neutralen Schiffen vergriffen, und ihre Aufgabe überhaupt weniger als militairische Befehlshaber, sondern mehr als richtige Seeräuber aufgefasst hatten. Das finanzielle Resultat der beiden Expeditionen war für den Kurfürsten nur, dass seine Auslagen ungefähr gedeckt wurden.

Auch Raule mag diesmal keinen sehr groszen Gewinn aus seinem Antheile an der Beute gezogen haben, wenigstens fand sich bei seinem Processe, dass er fast kein Vermögen innerhalb der Brandenburgischen Grenzen besasz. So wie er den Kurfürsten betrog, so betrogen ihn seine Commandanten, und letztere ihre Matrosen etc.

Als die Gründung der Königsberger Handelsgesellschaft allgemein bekannt geworden war, drängten sich verschiedene Kaufleute und Gesellschaften mit Anerbietungen heran, Fischfang bei Holland, Elfenbeinhandel von Guinea und Sclavenhandel nach Westindien zu treiben — immer mit dem Hinweise auf die Kurfürstliche Flotte, welche ihnen Schutz gewähren sollte. Die Bedingungen scheinen nicht annehmbar gewesen zu sein. Dagegen gründete Raule mit einem seeländischen Kaufmanne eine (angeblich von der Königsberger

unabhängige) Gesellschaft, um nach Guinea mit Europäischen Waaren zu fahren und dafür Elfenbein, Sclaven und Geld nach Westindien zu bringen. Der Kurfürst nahm den Vorschlag an, den beiden von dieser Gesellschaft ausgerüsteten Schiffen: „Das Wappen von Brandenburg“ und „Der Mohrian“ (Mohr) die Brandenburgische Flagge zu geben, aber unter der Bedingung, dass auf Guinea die Gründung einer Brandenburgischen Ansiedelung versucht und ihm selbst einige Affen, Papageien und sechs hübsche Mohrenknaben mitgebracht werden sollten. Zum gröszeren Nachdrucke setzte er auf jedes Schiff zehn (nach Anderen zwanzig) Brandenburgische Kriegsknechte. Das Geschwader, unter einem Capitain Blonck (Blanck), segelte Ende Juni 1680 von Pillau ab, kam am 16. Mai 1681 am Vorgebirge tres puntas (bei Axim) an, und Blanck schloss mit drei Mohrenfürsten einen vorläufigen Vertrag über die Abtretung eines Landstriches unter Vorbehalt der Ratificirung seitens des Kurfürsten nach zehn Monaten. Dann wurden die Handelsgeschäfte glücklich erledigt und die Expedition kehrte heim. Der Kurfürst liesz aus den mitgebrachten Probe-Goldkörnern die sogenannten Schiffsducaten schlagen.

Der Kurfürst, hierdurch ermuthigt, und durch den ganz günstigen Verkauf der Afrikanischen Waaren mit Geld versehen, schickte noch 1681 dieselben beiden Schiffe, auszerdem aber noch zwei seiner Kriegsfregatten (Churprinz und Brandenburgische Dragoner) nach Guinea. Auch Raule schickte auf Rechnung seiner Gesellschaft einige Schiffe von Holland aus dorthin. Von letzteren erfährt man nichts weiter. Auch ob die beiden Kurfürstlichen Fregatten überhaupt ausgelaufen sind, ist sehr zweifelhaft. Aber die Holländisch-Afrikanische Handelsgesellschaft, welche in der Nähe des Caps tres puntas schon seit einigen Jahren angesiedelt und also der Brandenburgischen Ansiedelung sehr abhold war, nahm das „Wappen von Brandenburg“ als gute Prise fort. Die Generalstaaten desavouirten zwar die Gesellschaft und erkannten formell die Brandenburgische Ansiedelung in Guinea als rechtmäszig an — aber erst 1686 konnte der Kurfürst die Herausgabe des „Wappen von Brandenburg“ durchsetzen.

Während die obengenannte zweite Expedition nach Guinea ausgerüstet wurde, constituirte sich die Afrikanische Handelsgesellschaft definitiv. Der Kurfürst gab ihr ein Privilegium auf dreiszig Jahre, sicherte ihr seinen Schutz zu Lande und zu Wasser, diplomatisch und mit den Waffen, zu, versprach in der Afrikanischen Colonie Festungen anzulegen und für die ersten

vier Jahre jährlich 6000 Rthlr. Zuschuss. Der Zweck war hauptsächlich Elfenbein- und Sclaven-Handel nach Westindien. Die Befehlsverhältnisse in der künftigen Colonie wurden geregelt: ein Offizier sollte das Militaircommando haben, ein Oberkaufmann oberste Civilinstanz sein. Der Gesellschaft präsidirte ein Kurfürstlicher Rath (Minister), vier gewählte „Bewindhaber" bildeten den Verwaltungsrath. Die Kriegsmarine-Verwaltung war nominell Sache des Kurfürstlichen Ministers, aber Raule hatte die gesammten Leistungen und Lieferungen in Entreprise, und so bestand in der That keine Trennung. Ueberdies waren die höchsten Staatsbeamten Actionaire der Gesellschaft, auch der Kurfürst selbst hatte Actien für 8000 Rthlr. So hatten die beiden Admiralitäts-Collegien (Pillau und ein neues in Berlin) fast keinen Einfluss auf die Gesellschaft.*)

Da das Wappen von Brandenburg, wie gesagt, von der Holländischen Gesellschaft gecapert war, so kehrte 1682 nur der Mohrian zurück, nachdem er die Bündnisse in Guinea abgeschlossen hatte. Dasselbe Schiff (Capitain Blanck) und die Fregatte Churprinz (Capitain Voss) wurden nunmehr (12. Juli 1682) von Pillau wiederum ausgeschickt, um (auszer Handelsgeschäften) die Besatzung für die anzulegende Festung nach Guinea zu bringen. Als Kurfürstlicher General-Bevollmächtigter ging der Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben, ein gewandter Orient-Reisender, mit.

Die Generalstaaten waren mit der projectirten Ansiedelung ein-

*) Wie confuse das ganze Verhältniss war, sieht man daraus, dass die Gesellschaft sich verpflichten musste, jederzeit zum Kriegsdienste (von ihren 30 Schiffen) parat zu halten:

Fregatte	Friedrich Wilhelm zu Pferde	54	Kanonen,
„	Dorothea	40	„
	Markgraf von Brandenburg .	50	„
„	rothe Löwe	32	„
„	Fuchs	20	„
Brander	Salamander	6	„
	St. Peter	6	„
Schnaue	Rummelpot	8	„
	Litthauer Bauer	8	„

und ferner zu besolden (also erstes Marine-Stammpersonal):

12 Schiffslieutenants,
100 Bootsknechte,
50 Zimmerleute.

Die Kurfürstliche „Marine-Casse" sollte dafür monatlich 3800 Rthlr. bezahlen, diese aber von der Gesellschaft aus den Prisengeldern und Handelsüberschüssen wieder erstattet erhalten. Es ist fast unmöglich, irgend einen Punkt in Geldsachen zu finden, dem nicht ein anderer geradezu widerspräche.

verstanden unter der Bedingung, dass die Brandenburger mindestens eine Meile von der Holländischen Niederlassung entfernt blieben. An Bord der beiden Schiffe befanden sich 25 (nach anderen wohl besseren Quellen 75) Kurfürstliche Kriegsknechte als Besatzungsstamm der anzulegenden Festung.

Beim Cap tres puntas angekommen, hatte Gröben zuerst Streit mit der Holländischen Niederlassung, dann, als er sich an einem nicht weit entfernten Punkte (Accoda) festgesetzt, mit den, von den Holländern aufgewiegelten Negerfürsten. Die alten Negerfreunde Blanck's von 1680 und 1681 her waren nicht mehr vorhanden. So zog sich die endliche Besitzergreifung eines geeigneten Punktes bis zum 1. Januar 1683 hin, an welchem Tage Gröben mit einigen Negerfürsten auf dem Berge Mamfro ein feierliches Bündniss schloss und Capitain Voss die Brandenburgische Fahne aufpflanzte. Die Soldaten begannen sofort die Anlage einer Schanze, welche Grosz-Friedrichsburg getauft und mit Hülfe der Neger in wenigen Wochen zu einem geräumigen, vertheidigungsfähigen Fort erweitert wurde. Blanck wurde Commandant, Voss übernahm das Commando über die Schiffe.

Eine in feierlicher Weise (in rothen Galla-Fracks mit Degen und Federhüten) protestirende Holländische Deputation wurde freundlich abgewiesen, das Fort dann aber sogleich mit Schiffsgeschützen armirt. Sehr zur rechten Zeit, denn bald darauf erfolgte ein Angriff von 3000 wohlbewaffneten Negern, welche die mit den Brandenburgern verbündeten Stämme vor sich her in das Fort trieben.

Gröben übernahm, obgleich schwer fieberkrank, selbst das Commando und schlug den Angriff ab, worauf er sich auf dem Mohrian nach der Heimath einschiffte. Der Churprinz (Capitain Voss) ging mit Sclaven nach Westindien, und trieb dort bis 1684 oder 1685 Schleichhandel, ohne dass man erführe, ob er einen Ertrag an die Gesellschaft abgeliefert hätte.

Die Brandenburger litten anfangs in Friedrichsburg entsetzlich am Fieber. Später aber scheint die hohe Lage des Forts von gutem Einflusse gewesen zu sein. 1684 hatte das Fort ein stattliches Ansehen, hübsche Gebäude und einige 40 Kanonen. Der Boden war sehr fruchtbar, und Blanck säumte nicht, eine gute Cultur einzuführen, die Neger in ihren Fehden mit den Nachbarn zu unterstützen, dabei Gefangene (Sclaven) zu machen und seinen Einfluss immer weiter auszudehnen.

Schon 1683 legte er bei dem (früher erfolglos besuchten) Dorfe Accoda, $2^1/_2$ Meilen östlich von Friedrichsburg, die Dorotheen-

Schanze (neun Mann Brandenburger als Besatzung unter einem Feldwebel) an, und endlich 1684, nicht weit von Cap tres puntas, halbwegs zwischen Accoda und Friedrichsburg, ein Blockhaus mit vier Geschützen zur Behauptung einer guten Trinkwasser-Quelle. Ein Dorf Taccarari wurde auch besetzt, aber nicht lange behauptet.

1684 schickten die Neger von Accoda eine Gesandtschaft zur Huldigung nach Berlin, die viel Stoff zur Unterhaltung gab.

Die Schiffe der Gesellschaft verkehrten viel zwischen der Colonie, Westindien und dem Mutterlande. Dennoch zahlte die Gesellschaft, wie wir heute sagen würden, keine Dividende, ja Raule wusste sogar die Verpflichtung zu umgehen, die oben in der Anmerkung aufgeführten Kriegsschiffe „parat" zu halten, und unterliesz die Löhnung des contractmäszigen Stammpersonals, welches denn auch bald auf wenige Personen zusammenschmolz.

Bald nach dem Frieden von St. Germain waren Streitigkeiten in Ostfriesland zwischen der Fürstin Wittwe (Christine Charlotte) als Vormünderin ihres jungen Sohnes (Christian Eberhard) und den Ständen ausgebrochen, deren Beilegung der Kaiser schlieszlich 1681 den Fürsten des Westphälischen Kreises (Braunschweig) übertrug. Nach fruchtlosen Verhandlungen mit den Generalstaaten, die auf Seite der Fürstin waren, machte der Kurfürst den Ständen den Vorschlag, zum Schutze gegen die, ihnen von Braunschweig und den Generalstaaten angedrohte Gewalt, Emden und Schloss Greetsyl besetzen zu wollen. Die Stände nahmen diesen Vorschlag dankbar an, und der Kurfürst schickte eine Besatzung von 300 Mann nach den genannten Orten (und zwar zu Wasser auf einigen seiner Schiffe), zu deren Verpflegung die Ostfriesischen Stände monatlich 1250 Rthlr. zahlten. So fasste Brandenburg festen Fusz in Ostfriesland. Der Minister Danckelmann, welcher sich damals gerade durch einen groszen Ankauf von Gesellschafts-Actien mit Raule engagirt hatte, betrieb nun energisch die Verlegung des Sitzes des Admiralitäts-Collegiums (und damit der Kriegs-Marine-Station), sowie der Afrikanischen Handelsgesellschaft von Pillau resp. Königsberg nach dem in jeder Beziehung günstiger gelegenen Emden. Der Kurfürst ergriff lebhaft diesen Plan und ertheilte den Ostfriesischen Kaufleuten das Privilegium, unter seiner Flagge und seinem Schutze Schifffahrt zu treiben — wogegen sich Emden mit der Anlage von Kriegs- und Handels-Etablissements in Emden einverstanden erklärte und zu gewissen Abgaben von dem Ueberschusse des Seehandels verpflichtete.

Der Kurfürst wandte übrigens der Stadt noch dadurch eine reiche Einnahmequelle zu, dass er bei dem Kurfürsten von Cöln die Anlage eines Wein-Entrepôts in Emden durchsetzte.

Die Afrikanische Gesellschaft wurde nun mit verstärkten Fonds neu constituirt, Präses wurde Danckelmann, ihm zur Seite stand (für die Ostfriesen) Knyphausen. Der Verwaltungsrath („Bewindhaber", darunter Raule) wurde durch einige grosze Ostfriesische Actionaire verstärkt. Die Stadt Emden nahm für 28,000 Rthlr. Actien, der Kurfürst für 24,000 Rthlr. —

Die Verwaltung der Kriegsmarine sollte nun aber völlig von der Gesellschaft getrennt werden. Dem Admiralitäts-Collegium präsidirte indessen der Freiherr von Danckelmann, einer der Haupt-Actionaire der Gesellschaft.

Der Kurfürst liesz durch dies Collegium (dessen Revenüen, mit jährlich auf circa 54,000 Rthlr. abzuschätzen, er auf die Emdener Verpflegungsgelder, die Seezölle und auf die allgemeine Kriegscasse anwies) im Jahre 1684 der alten Raule'schen Gesellschaft, d. h. eigentlich dem Raule selbst, folgende Schiffe abkaufen — für den erstaunlich geringen Preis von 110,000 Rthlrn.:

Friedrich Wilhelm zu Pferde (50 Kanonen),
Dorothea (40 Kanonen),
Churprinz (36 Kanonen),
Fuchs (20 Kanonen),
Litthauer Bauer (14 Kanonen),
Rummelpot (8 Kanonen),
Friede (10 Kanonen),
Philipp (6 Kanonen),
Maria (6 Kanonen).

Dazu trat der, schon dem Kurfürsten eigen gehörige, Carolus II. (50 Kanonen).

Dies ist also eigentlich die erste Brandenburgische Flotte. Einige der kleineren Schiffe blieben in Königsberg stationirt, die Mehrzahl stationirte in Emden. Raule aber verpflichtete sich, noch auszerdem auf Befehl jederzeit zu stellen:

in Königsberg 9 Schiffe,
in Emden 7 Schiffe,

so dass der Kurfürst in einem Kriege über 26 armirte Schiffe verfügen konnte.

Mit der Besatzung und Unterhaltung aller dieser Schiffe stand es freilich schwach. Um hierin Abhülfe zu schaffen, wurde der Geheime Rath von Besser nach England entsendet, officiell, um die

dortige Marine zu studiren, thatsächlich aber, um Seeleute und Schiffshandwerker zur Auswanderung nach Brandenburg zu bewegen. Es wurde nicht viel daraus, doch kam eine kleine Englische Colonie in Rügenwalde zu Stande. Aber Englische Kaufleute fanden sich in Menge ein und betrieben die Gründung einer Brandenburgisch-Ostindischen Gesellschaft. Aus diesen Bestrebungen wurde Nichts. Ebensowenig aus den Verhandlungen mit Frankreich wegen des Ankaufes von St. Croix oder St. Vincent als Sclavenmarkt für Guinea. Dagegen wurde Ende 1685 mit Dänemark ein Vertrag geschlossen, wonach letzteres die Anlage einer Niederlassung und die Erbauung eines Forts auf St. Thomas, gleichfalls als Sclavenmarkt, gestattete. Die Brandenburgische Besatzung sollte zwar unter Dänischem Oberbefehle stehen, aber dafür die dort verkehrenden Brandenburgischen Schiffe unter Dänischem Schutze segeln.

Aeuszerlich standen die Sachen somit 1684 und 1685 ganz gut. Die Actionaire und deren Vertreter (die Bewindhaber) vertrugen sich jedoch sehr schlecht untereinander; bald beschuldigten die Ostfriesen, bald die Brandenburger den Raule (welcher alle Fäden insofern in seiner Hand hielt, als er die meisten Schiffe befrachtete und über den Verkauf der zurückgebrachten Waaren disponirte), dass er den grószten Theil des Erlöses für sich behalte und falsche Rechnungen vorlege. Ueberdies wurden häufig die Holländischen Grenzen in Guinea verletzt und Schiffe unter Brandenburgischer Flagge auf dem Schleichhandel ertappt.

Doch erst Ende 1686 kam es zum Eclat, denn die Gesellschaft zahlte nicht nur die versprochene Dividende nicht aus, sondern verlangte sogar Zuschüsse von den Actionairen, um den Handel weiter betreiben zu können.

Die Ostfriesen bestanden auf Liquidation. Damit wäre aber die Sache zusammengebrochen, der Kurfürst selbst und fast alle seine höchsten Beamten um ihre Actien gekommen und, da Emden zugleich Miene machte, die Kurfürstlichen Garnisonen nicht mehr zu besolden, die Existenz der neuen Marine-Station in Frage gestellt worden. So entschloss sich der Kurfürst nicht nur, die Verwaltung seiner Kriegsmarine mit derjenigen der Handelsgesellschaft wieder zu vereinigen — um Kosten zu sparen, — sondern auch, den Ostfriesen zu versprechen, ihre Actien binnen vier Jahren al pari ankaufen zu wollen. Die erstere Maaszregel hatte den Erfolg, dass von 1687 ab kein Geld mehr auf Unterhaltung der Kriegsschiffe verwandt und kein stehendes Personal mehr gehalten wurde, nur um einigermaaszen Zinsen an die Actionaire bezahlen zu können.

Die Besatzungen in Guinea wurden auch nicht mehr completirt: es waren dort in den drei befestigten Punkten zusammen nur noch 1 Offizier, 2 Feldwebel, 24 Soldaten und 10 Sclaven vorhanden.

Sei es aber, dass der Kurfürst von seinem höchsten Beamten über diese traurige Lage getäuscht wurde und sich an seinem ausländischen Besitze erfreuen wollte, oder sei es auch, dass er mit eigenen Augen sehen wollte, wie die Sachen standen — genug, es finden sich Ende 1686 und Anfang 1687 zahlreiche Angaben, dass der hohe Herr selbst auf einem Kriegsschiffe nach Guinea und Westindien segeln wollte.

Während dessen hatte ein unternehmender Schiffsführer van Reers, der unter Brandenburgischer Flagge an der Afrikanischen Westküste Handel trieb, mit dem mächtigen Häuptlinge Wilde Heddy, der über den circa 150 Meilen langen Küstenstrich Arguin (bei Cap Blanco) und ein Heer von angeblich 100,000 Mann gebot, Freundschaft geschlossen. Danckelmann und Raule benutzten diese Gelegenheit, den Kurfürsten auf neue Ideen zu bringen und seinen Aerger über die ungünstigen finanziellen Resultate abzulenken. Sie setzten es durch, dass der Kurfürst ein Commando von 40 Mann mit 30 Kanonen auf einem Handelsschiffe nach der Arguin-Bai schickte, welche Expedition auch Anfang 1687 glücklich ankam und eine Niederlassung gründete. (Es wurde nahe beim Cap Blanco ein steinernes Fort erbaut, welches von der See her sehr hübsch aussah.) Obgleich die Generalstaaten diese Niederlassung anerkannten, griff doch die Holländisch-Afrikanische Handels-Compagnie dieselbe schon 1688, wie es scheint mit Hülfe Französischer Kriegsschiffe, an, plünderte die Vorräthe und führte die Besatzung gefangen ab.

Die diplomatischen Verhandlungen mit den Generalstaaten führten zu keinem Resultate, weil Frankreich entschieden Front gegen den Kurfürsten machte. Dieser hatte schon die Indienststellung seiner Flotte befohlen, als der Tod ihn abberief. Seine letzte Parole auf dem Sterbebette war „Amsterdam“.

(Schluss folgt.)

X.

Batterie Nr. 1 St. Cloud.

Eine Episode aus der Belagerung von Paris.

Von **Rathgen,**
Premierlieutenant im Hessischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 11.

(Mit zwei Karten.)

Bei der Beschlussfassung des artilleristischen Angriffes gegen Paris wurde zunächst nur eine Beschieszung der Forts Issy, Vanvres und Montrouge vorgesehen. Dieselbe sollte hauptsächlich von den Höhen bei Clamart und Chatillon aus Statt finden.

Die auf der Terrasse vor dem Schlosse Meudon gelegenen, gegen das Fort Issy gerichteten Batterien wurden von der Französischen Stellung am Point du jour enfilirt. Zum Schutze derselben wurde daher, gleichfalls auf der Terrasse, aber rechtwinkelig zur Flucht der anderen Batterien, eine Demontirbatterie gegen den Point du jour errichtet. — Die starke Armirung des Point du jour mit Marinegeschützen war bekannt und sollte deshalb die in's Angriffsfeld schlagende Front desselben enfilirt werden. Dies konnte nur von einer Stellung im Parke St. Cloud aus geschehen. Nach vorgenommener Recognoscirung wurde beschlossen, ungefähr 200 Schritt südöstlich der Diogenes-Laterne eine Batterie unter dem Namen Batterie Nr. I. St. Cloud zu erbauen.

Den Befehl zur Ausführung des Baues erhielt die 3. Compagnie Brandenburgischen Festungs-Artillerie-Regiments Nr. 3 (General-Feldzeugmeister) unter dem Hauptmann Korsch. Die Compagnie quartierte von La cour Rolande nach Ville d'Avray um. Dies neue Quartier lag im Bezirke des V. Armee-Corps und ungefähr eine halbe Stunde von dem Batterie-Bauplatz entfernt.

Der Park von St. Cloud erstreckt sich zum groszen Theil über einen Hügel, welcher gleichmäszig von dem tiefliegenden Schlosse auf der einen, von dem Städtchen Sèvres auf der anderen Seite ansteigend, seine höchste Erhebung da findet, wo einst die Laterne des Diogenes gestanden. Nach Osten, also nach Paris zu, fällt dieser Höhenzug steil ab. Längs des oberen Randes führt eine breite Avenue, eine eben solche derselben parallel auf ein Drittel der Höhe. An der untern Avenue liegt der Kaiserliche Pavillon de Breteuil, dessen Dependenzen nach rückwärts in den Berg eingebaut sind. Durch das Abstechen des Berges ist eine senkrechte Wand

von 40 bis 50 Fusz Höhe entstanden, deren oberes Viertel mit Mauerwerk bekleidet ist.

Von der oberen Avenue führt ein Weg, zunächst als steinerne Brücke über eine künstlich in den Felsen gehauene Schlucht, in gewundener Richtung bis an die erwähnte Mauer, welche hier ungefähr einen Fusz über den Boden hervorragt. An dieser Stelle gabelt sich der Weg und führt in weiten Schlangenlinien zu beiden Seiten die 60 Fusz bis zur unteren Avenue hinunter. — Diese Stelle nun, wo der Weg sich gabelt, also gerade über der Mauer, war als Batterie-Bauplatz ausgewählt und lag derselbe somit auf dem östlichen (vorderen) Hange, ungefähr 24 Fusz unter dem oberen Rande der Höhe.

Der Bau der Brustwehr musste als erhöhter ausgeführt werden. Bei der groszen Beschränktheit im Raume wurden für die Batterie alle Dimensionen so klein als nur irgend angängig gehalten. Die Brustwehr wurde trotz der zu erwartenden schweren und schwersten Kaliber nur auf 20 Fusz Stärke bemessen. Die 7 Fusz vordere und 2 Fusz hintere Böschung dazu erforderten trotzdem noch eine Basis von 29 Fusz Breite. Der Weg war 18, der Raum zwischen ihm und der Mauer nur 5 Fusz breit, so dass man schon 6 Fusz nach rückwärts in den Hang gehen musste, um die Grundfaschinen legen zu können. Dann blieb noch die volle Breite des Batteriehofes auszuheben, welche, auf 18 Fusz bemessen, hinter den Bettungen blos einen 4 Fusz breiten Umgang gestattete.

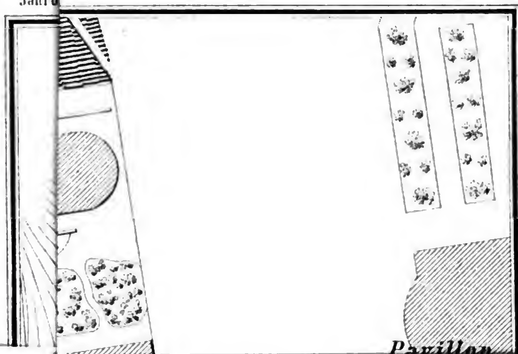
Das Terrain fiel jedoch nicht gleichmäszig nach Osten, sondern auch nach Süden. Deshalb musste zur Herstellung des Batteriehofes auf dem späteren linken Flügel der Batterie 14—16 Fusz tief in den Berg hineingegangen werden, während die Brustwehr für die beiden rechten Flügelgeschütze erst noch einer 7 Fusz hohen Anschüttung bedurfte, um auf den Bauhorizont zu gelangen, hier also im Ganzen 14 Fusz hoch wurde. Der Batteriehof musste jedoch auch hier noch in der Tiefe von 1—8 Fusz ausgehoben werden. Der Sicherheitsstand wurde gleichfalls unter Ueberwindung ganz bedeutender Schwierigkeiten in den vorderen Hang eingebaut.

So ungünstig der Platz für die Anlage der Batterie selbst war, so günstig war er für die Erbauung der Magazine. Die Lage derselben unter resp. südlich neben der Brücke in der Felsschlucht war eine beinahe absolut sichere und nur durch das Verticalfeuer des Valérien gefährdet. — Dann befand sich 350 Schritt südlich der Batterie eine Gärtnerwohnung (Pavillon de Barthélemy), deren geräumiger Keller zum Verbandplatz diente und sich im Laufe der

Belagerung als bombensicher erwies. — Ferner war es von Vortheil, dass dicht bei der Batterie ein guter Brunnen das erforderliche Wasser zum Reinigen der Geschütze etc. lieferte.

Von Seiten des V. Armee-Corps wurde mit der gröszten Bereitwilligkeit der Artillerie entgegengekommen. Für die Dauer von drei Wochen stand eine halbe Pionier-Compagnie und eine Compagnie Infanterie zur Disposition für den Bau der Batterie. Durch die 3. Feld-Pionier-Compagnie V. Armee-Corps (Hauptmann Güntzel) war zur Vorbereitung des Baues die dünne Reihe von Gebüsch und Bäumen auf der 5 Fusz breiten Berme zwischen Weg und Mauer durch Einstecken von Sträuchern derart gedichtet worden, dass, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, die Erbauung einer Erdmaske zum Schutze gegen das Infanteriefeuer begonnen werden konnte. Diese Vorsicht war nothwendig, da der Platz nur 750 Schritt von der permanenten feindlichen Vorpostenstellung entfernt war und besonders der Posten in dem Hause links von der Sèvres-Brücke sich durch seine Aufmerksamkeit auszeichnete. — Ferner war durch die Pioniere eine grosze Zahl von hölzernen Tragen hergestellt worden, um auf ihnen die nöthige Erde an den Batterie-Bauplatz schaffen zu können.

Der Bau selbst begann den 27. October und waren an Arbeitskräften täglich disponibel: zwei Ablösungen von je 1 Offizier, 7 Unteroffizieren und 70 Mann der Artillerie, 1 Offizier, 3 Unteroffiziere und 30 Mann Pioniere und eine halbe Compagnie Infanterie. Die erste Ablösung arbeitete von Morgens 7 bis Mittags 1 Uhr, die zweite von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 11 Uhr. — Das Pionier-Detachement arbeitete selbstständig unter einem Offizier an der Erbauung des Pulvermagazins und des Geschossraumes in dem Ravin. Die von der Infanterie gestellten Mannschaften wurden unter Leitung des Artillerie-Offiziers, wie anfangs auch die Artilleristen, zum Stechen von Rasen und Herantragen desselben nach den Bauplatz verwendet. Hier war eine kleine Zahl dauernd angestellter Leute damit beschäftigt, den Rasen regelmäszig aufzuschichten und parallel der künftigen Batterieflucht weiter zu bauen. Als diese Schutzwehr am linken Flügel eine Höhe von 5 Fusz erreicht hatte, wurden Arbeiter angestellt, um durch Eingraben den Batteriehof vorzubereiten und die Deckung zu vermehren. Hierbei stiesz man plötzlich auf ungeahnte Schwierigkeiten. Des ziemlich reichen Baumwuchses wegen war der Baugrund für gut, für erdig gehalten worden. Jetzt aber stellte sich heraus, dass der Humus nur eine Stärke von $^1/_2$ bis 1 Fusz hatte; dann stiesz man auf Steingeröll, welches seinerseits auf dem weiszen felsartigen Pariser Kalkboden lagerte. Von dem


Pavillon

Steingeröll konnten nur die kleinen Steine zu dem Bau der Batterie verwendet werden. Die groszen Steinblöcke mussten von den Trägern, welche Erde herangetragen hatten, nach hinten herausgeschleppt werden. Dadurch wurde die Arbeit sehr verzögert. Das Schanzzeug, nicht für derartige Arbeiten eingerichtet, liesz die Arbeiter oft im Stich und kam zu Bruch.

Als die Schicht des Steingerölls überwunden war und nun der harte Kalkboden folgte, welcher zwar dem Spaten widersteht, sich aber mit der Kreuzhaue bearbeiten lässt, glaubte man das Schlimmste überstanden zu haben. Doch es zeigte sich, dass der Kalk nur den gewachsenen Felsen verdecke. Durch das Steingeröll hatten die Wurzeln der Bäume den Weg gezeigt, wie man die scheinbar festesten Theile zerkleinern und überwältigen könne. Hier am Felsen gab es aber keinen Riss, in dem die Hacke hätte haften können. Die Mächtigkeit dieser Felsschichten musste erforscht werden; vielleicht war alle bisherige Mühe vergebens. — Die nächsten Tage konnten nur Meiszel, Hammer und Brechstange arbeiten, welche feststellten, dass man es mit drei Schichten von 6, 9 und wieder 6 Zoll Stärke zu thun habe, welche in den harten Kalkboden eingesprengt waren. — Nachdem aber die Schichten einmal durchbrochen waren, ging die Arbeit verhältnissmäszig rasch von Statten. Der Kalk konnte zwischen den einzelnen Lagen mit der Hacke herausgeräumt werden und dann wurden durch eingezwängte Wuchtbäume grosze Platten, oft bis zu 6 Fusz Länge und Breite auf einmal abgesprengt. Theilweise konnten diese Steine für den Unterbau des rechten Flügels benutzt werden, zum gröszten Theile musste man dieselben jedoch rückwärts hinaustragen.

Am 10. November, also nach vierzehntägiger angestrengter Arbeit, war der Bau so weit vorgeschritten, dass der Batteriehof, wenn auch noch nicht auf seine völlige Breite, ausgehoben war. Die Brustwehr war bis zum Knie mit Faschinen bekleidet, auch die Schanzkörbe schon gesetzt, doch fehlte noch die Erde für die Kasten. Diese Erde wurde theils bei der Erbauung des Sicherheitsstandes, theils bei der Herstellung einer Communication nach dem Pulvermagazin, gewonnen.

Der Sicherheitsstand wurde 15 Schritt hinter dem linken Flügel angelegt. Es wurde ein groszes länglich-viereckiges Loch in den Hang gegraben, in welches ein unter Anleitung der Pioniere gezimmertes Blockhaus gestellt wurde. Das Material des Blockhauses bestand aus lauter einfüszigen Eichbäumen; die Abmessungen betrugen im Lichten 30 Fusz Länge, 15 Fusz Breite und 7 Fusz

Höhe. Der Eingang befand sich auf der einen Kopfseite; die anderen Wände wurden durch den gewachsenen festen Kalkboden des Berges gebildet. Eingedeckt wurde der Stand mit einer Lage Eichenstämme, einer Lage Faschinen und einer vorn 4, hinten 7 Fusz starken Erdschicht. Man deckte den Stand vorn nicht stärker ein, um nicht über das alte Niveau des Berghanges herauszukommen und so dem Feinde ein sich scharf markirendes Ziel zu bieten.

Während dieser Zeit waren die Pioniere auch mit der Erbauung der Magazine fertig geworden und legten dieselben schlieszlich noch eine sehr praktische steinerne Treppe an, welche von der Anhöhe nach dem Ravin hinunterführte. — Das Pulvermagazin hatte einen lichten Raum von 7 Fusz Höhe, Breite und Tiefe. Eingedeckt war dasselbe mit zwei Lagen 6zölliger Kreuzhölzer, einer Lage Faschinen und 7 Fusz Erde. Der Geschossraum wurde durch die Wölbung der steinernen Brücke gebildet, welche bei 20 Fusz Breite 10 Fusz hoch war. Die dem Valérien zugekehrte Seite des Brückenbogens wurde durch einen Versatz von 5 übereinandergestellten Schanzkorbreihen geblendet.

Die Verbindung der Batterie mit dem Pulvermagazine konnte nur über die Höhe hinweg, gerade in dem Strichfeuer, unterhalten werden. Deshalb wurde eine breite, tiefe Communication nach dem Ravin zu angelegt und so der Munitionsersatz sicher gestellt. Gleichzeitig wurde der Brustwehrkörper vollendet, die Scharten eingeschnitten und bekleidet. An den vorderen Schartenöffnungen blieb noch ein Erdkeil stehen.

Viel Schwierigkeiten machten anfangs die Bäume, welche entfernt werden mussten, um den Batteriehof herzustellen. Am Tage durfte man sie nicht fällen, um durch ihr Stürzen dem Feinde den Bauplatz nicht zu verrathen. Nachts hätte der Gebrauch von Axt oder Säge die feindlichen Vorposten gewiss über die Arbeit aufgeklärt. — Die Bäume wurden daher am Tage durch Umgraben, resp. Unterhöhlen soweit gelockert, dass sie Abends bei einbrechender Dunkelheit ohne grosze Anstrengung umgezogen und nach hinten aus der Batterie herausgeschafft werden konnten. Die Bäume in der Brustwehr blieben bis zum Armirungstage stehen und wurden erst in der letzten Nacht mit denjenigen Bäumen gefällt, welche das Schussfeld behinderten. Das Umhauen der letzteren war von den Pionieren des V. Armee-Corps schon seit mehreren Abenden begonnen und wurden zu diesem Zwecke allein 1500 Bäume niedergelegt.

Die Batterie war für 6 Geschütze (12pfünder) bestimmt, erhielt

jedoch 7 Scharten. Die siebente Scharte, auf dem linken Flügel, war rechtwinkelig zu den anderen zurückgebogen und bestimmt, ein Geschütz das Feuer gegen die untere Seine richten zu lassen, wenn etwa Kanonenboote dort eine die Batterie enfilirende Stellung nehmen würden. Ebenso wurden 7 Bettungen gestreckt. Zwischen der dritten und vierten Bettung wurde eine freilich schwache Traverse erbaut, welche ein Zündungen-Reservoir enthielt. Am linken Flügel wurde ein kleiner Geschossraum in die Brustwehr eingebaut. Alle diese Arbeiten, sowie die Anlage eines Munitionszwischendepots (Nr. V.) halbwegs Ville d'Avray waren bis zum 21. November vollendet.

Der Anmarsch zur Batterie konnte gerade von hinten über die Brücke, oder von rechts seitwärts durch das Ravin am Pulvermagazine erfolgen. Der Deckung wegen wurde der zweite Weg gewählt. Da aber auch hier eine breite freie Wiesenfläche überschritten werden musste, so wurde von dem Eingange in das Ravin aus der Bau einer gedeckten Communication begonnen. Dieselbe führte in der Nähe der Gärtnerwohnung vorbei und wurde ein Seitenschlag nach derselben als der Verbandstätte und zu dem Brunnen abgezweigt. Rückwärts reichte die Communication so weit, dass die marschirenden Mannschaften durch Buschwerk dem feindlichen Auge entzogen waren. Die Länge dieser Communication betrug ungefähr 500 Schritt; der Erbauung derselben stellten sich fast dieselben Schwierigkeiten entgegen, wie dem Bloszlegen des Batteriehofes. Es ist daher erklärlich, dass dieser Bau vom 21. November bis zum 11. December dauerte. Freilich muss dabei berücksichtigt werden, dass seit dem 21. November die Compagnie auf ihre Arbeitskräfte allein angewiesen und ferner ein neuer Dienstzweig hinzugetreten war.

Die Mannschaften der Compagnie bestanden zum gröszten Theile aus Landwehrleuten und Reservisten. Die Jahrgänge der Landwehr reichten bis 1854 hinauf. Der vierte Theil der gesammten Mannschaften hatte früher noch nie am gezogenen Geschütze exercirt. In der Garnison Mainz war sofort die artilleristische Ausbildung energisch in die Hand genommen worden, da sich jedoch in der Armirung der Festung nur gezogene Geschütze mit Kolbenverschluss befanden, so trat hier den Unteroffizieren und Mannschaften der Reserve in dem Keilverschlusse etwas ganz Neues entgegen, mit dessen Handhabung und Behandlung sie vertraut gemacht werden mussten. Der Compagnie wurden zu diesem Zwecke zwei völlig ausgerüstete 12pfünder aus dem Belagerungspark überwiesen, welche ihre Aufstellung vor der Kirche in Ville d'Avray fanden.

Nachdem am 11. December die Batterie im Wesentlichen vollendet war, wurde die Compagnie auf Requisition des V. Armee-Corps zu Arbeiten zur Sicherung der Batterie gegen Ausfälle vom Valérien her verwendet. Diese Arbeiten bestanden in der Herstellung eines 1400 Schritt langen, 200 Schritt breiten Verhaues, welcher von der Sternschanze (Stellung für 3 Feldbatterien) bis zum Plateau der Laterne führte, und ferner in der Erbauung einer Flesche für Infanterievertheidigung, zur Sicherung eines Durchganges durch diesen Verhau.

Am 19. December traf der Befehl ein, die Batterie I solle telegraphische Verbindung mit Versailles erhalten, das Telegraphen-Detachement werde den Bau der Station selbst ausführen. Die Station wurde auf der Mitte zwischen Batterie und Verbandplatz, 5 Schritt von der Communication abzweigend, erbaut.

Am 22. December wurde der Generalmajor Prinz Kraft zu Hohenlohe mit der Gesammtleitung des artilleristischen Angriffes gegen Paris betraut. Am 27. December inspicirte derselbe die Batterie und befahl die Herstellung dreier Bombenschirme, die Erbauung eines zweiten Beobachtungspostens hinter dem linken Flügel der Batterie, die Bekleidung der steinigen Rückwand mit Hurden und schlieszlich die Verbreiterung der Communication zwischen Batterie und Pulvermagazin.

Diese Arbeiten wurden sofort begonnen und in den nächsten Tagen fertiggestellt. Viel Schwierigkeiten verursachte die Bekleidung der Rückwand mit Hurden. Dieselbe wurde endlich dadurch ermöglicht, dass man Faschinen $1\frac{1}{2}$—2 Fusz tief mit dem einen Kopfende eingrub, dieselben an der Wand aufrechtstellte und am andern Ende mit Drahtseilen an den auf der Höhe stehen gebliebenen Baumstumpfen festband. Weiter wurden sie mit dazu hergerichteten $2\frac{1}{2}$ Fusz langen eisernen Hakennägeln an die Wand festgenagelt. Auf diese Faschinen wurden die Hurden mit Hakenpfählen befestigt. Der Fusz der Böschung wurde auszerdem noch mit Sandsäcken bekleidet.

Diese Bekleidung der Rückwand hat auszerordentliche Erfolge gehabt und ihr sowohl, wie noch dem beinahe absolut sicheren Sicherheitsstande ist vielleicht zu Gute zu rechnen, dass die Batterie bis zuletzt ausdauern konnte. Die Hurden mussten groszentheils täglich erneut werden. Die Faschinen aber waren so solide befestigt, dass kaum eine ergänzt zu werden brauchte. — Wie oft wurden die Hurden durch die Sprengstücke der durchgedrungenen und in der Rückwand crepirenden Granaten zurückgeschleudert, wie

oft lagen Sandsäcke der Rückenwehr plötzlich unter den Geschützen und doch hat von den Mannschaften der Batterie nur ein Einziger eine leichte Contusion durch Rückenfeuer erhalten. Jede abgerissene Hurde wurde auch sofort wieder sorgfältig befestigt, ein Jeder in der Batterie wusste, was er ihnen dankte.

Am linken Flügel, wo das sechste Geschütz im Winkel stand und die siebente Scharte Seine abwärts gerichtet war, konnten der Enge des Hofes wegen keine Bombenschirme errichtet werden, daher waren solche nur zwischen den ersten 5 Geschützen vorhanden. Obgleich die Bombenschirme unten nur zwei und oben einen Korb stark waren, so haben sie doch wesentlich mit dazu beigetragen, die Zahl der Verluste so gering zu erhalten.

Der zuerst angelegte Beobachtungsstand lag in der Mitte hinter der Batterie und war ein 3 Fusz im Quadrat groszes, $4^1/_2$ Fusz tiefes Loch mit rückwärtigem Ausgange nach der Communication zwischen Batterie und Pulvermagazin. Dass er der Batterie nahe lag, war wohl sein einziger Vortheil. Der zweite, jetzt erst erbaute Beobachtungsposten, lag links oberhalb der Batterie und bestand aus einem 7 Fusz tiefen, 4 Fusz im Quadrat haltenden Loch mit treppenartigem Ausgange nach hinten. Vorn war ein $2^1/_2$ Fusz hoher Auftritt. Die Beobachtung war von hier eine ausgezeichnete und seine Lage links seitwärts eine relativ gesicherte; während der Weg dorthin auf dem oberen Rande des Höhenkammes, hinter der ganzen Länge der Batterieflucht her, völlig ungedeckt, zu den wenigst angenehmen Passagen in der Nähe der Batterie gehörte.

Am 29. December traf in Ville d'Avray ein Commando von 1 Offizier, 3 Unteroffizieren und 30 Mann der 11. Compagnie ein, welches bestimmt war, im Verein mit der 3. Compagnie eine dreifache Ablösung der Batteriebesatzung zu ermöglichen.

Am 30. December erhielt die Batterie einen Bayerischen Distancemesser zur Verfügung, der jedoch keine wesentlichen Dienste leistete.

Am 2. Januar wurden noch die Richter'schen Richtvorrichtungen an den sechs seit dem 27. December sämmtlich in Ville d'Avray parkirenden 12pfündern angebracht und am 3. Januar wurde ohne jede Störung und Schwierigkeit die Armirung der Batterie in der Zeit von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 8 Uhr vollendet. Dabei wurden die Geschütze mit Gespannen bis dicht hinter die Batterie gebracht. — Für die Nacht blieb nur eine Wache von 1 Unteroffizier und 3 Mann in der Batterie.

Der Bau der Batterie als solcher wurde vom Feinde nicht bemerkt. Die Franzosen beschossen jedoch vom Valérien und von

Boulogne aus täglich irgend einen Theil des Parkes St. Cloud und so wurde denn der Bauplatz auch mehrfach beunruhigt.

Directes, der Batterie allein geltendes, Gewehrfeuer erhielt dieselbe von den Französischen Posten jenseits der Seine am 18. und 19. November. An diesen Tagen stellte sich nämlich die Nothwendigkeit heraus, die Mannschaften zum Eindecken des Sicherheitsstandes frei auf der Höhe arbeiten zu lassen. Die Arbeit wurde jedoch nur am zweiten Tage, als das Feuer in ein salvenartiges Schnellfeuer überging, unterbrochen. Am folgenden Tage, als die Mannschaften ebenso ungedeckt weiter arbeiten mussten, fiel kein Schuss und dürfte dies vielleicht zu der Annahme berechtigen, dass unterdessen feindlicherseits eine Ablösung der Vorposten stattgefunden, ohne dass sich dieselben die einzelnen Zielobjecte übergeben haben. Ganz hörte das Chassepotfeuer erst auf, als durch die diesseitigen Geschütze die Posten delogirt oder wenigstens vorsichtig gemacht worden waren.

Das erste Geschützfeuer erhielt die Compagnie am 21. December bei der Erbauung der Flesche für Infanterie-Vertheidigung. An demselben Tage wurde die Communication der Batterie vom Valérien aus mehrfach getroffen.

An einem der letzten Tage im December hatte das Wallbüchsendetachement des V. Armee-Corps den Pavillon de Breteuil als Aufstellungsort gewählt. Der Feind erwiderte das Feuer desselben mit heftigem Artilleriefeuer. Die über den Pavillon hinweggehenden Geschosse trafen die Batterie.

Das Cantonnement der Batterie, Ville d'Avray, wurde, wie die meisten in der Vorpostenstellung gelegenen Ortschaften, oft und zu jeder Tageszeit, hauptsächlich aber des Nachts, beschossen. Besonders heftig war das Feuer an mehreren Tagen Anfangs November; vom 27. November bis zum 2. December Nachts war es andauernd. Auch während des Decembers und Januars hörte diese Beschieszung nicht auf. Vorzüglich bemerkenswerth waren in dieser Beziehung die Ausfalltage vom 21. December und 19. Januar. Die Compagnie hat durch das Bombardement keine Verluste gehabt, obgleich die mit den Offizieren und Mannschaften belegten Häuser mehrfach von Granaten getroffen wurden.

Für die Besetzung der Batterie mit Offizieren und Mannschaften war Folgendes bestimmt: Der Hauptmann Korsch von der 3., der Hauptmann Kayser von der 6. Artillerie-Brigade führen abwechselnd als Stabsoffiziere du jour das Commando. Ablösung derselben um 6 Uhr Abends. An Offizieren sind zugetheilt die Secondlieutenants

Reizenstein, Rathgen, Rothenberger und Nonn, also bei zweitägigem Turnus je zwei zum Dienst. Ablösung derselben mit den Mannschaften um 4 Uhr. Für die Mannschaften war anfangs ein dreitägiger Turnus eingeführt, doch wurde derselbe in Folge der Verluste und Erkrankungen bald undurchführbar, so dass auch für die Mannschaften wie für die Offiziere ein nur zweitägiger Wechsel stattfinden konnte. 24 Stunden Dienst wechselten also mit 24 Stunden Ruhe. Von letzteren ist noch die Zeit für Hin- und Rückmarsch, Uebergabe oder Uebernahme der Geschütze etc. in Abzug zu bringen, so dass sich in Wirklichkeit auf 26 Stunden ununterbrochenen Dienstes nur 22 Stunden Ruhe ergaben.

Am 4. Januar 1871 Morgens 7½ Uhr sollte das Feuer der Belagerungs-Artillerie beginnen. — Dichter anhaltender Nebel verhinderte die Eröffnung noch für diesen Tag. In der Batterie wurde eifrig an kleinen Vervollkommnungen gearbeitet, auch wurden die Russischen Schornsteine, welche sich wie ausgesteckte Richtstäbchen auf dem Pavillon de Breteuil befanden, von dem Dache entfernt.

Am 5. Januar schien wiederum der Nebel hindernd eintreten zu wollen. Doch als die Sonne ihn um 9 Uhr etwas zertheilte, wurde der Befehl zum Beginne des Feuers gegeben. — Für die Batterie Nr. I. war es die nächste Aufgabe, sich die feindlichen Schützen vom Halse zu schaffen, und so fielen denn die ersten Schüsse gegen das so oft unbequem gewordene Haus links von der Sèvres-Brücke, freudig begrüszt von der Infanterie der diesseitigen Vorposten. Weiter wurden alle Häuser längs der Seine, welche als Postenstellungen bekannt waren, durch das Feuer der Batterie abgesucht. Gegen den Point du jour konnte die Batterie nicht wirken, weil ihn den ganzen Tag über der Nebel verschleierte. Die Nacht hindurch blieben zwei mit Shrapnells geladene Geschütze, auf das jenseitige Ende der Sèvres-Brücke gerichtet, stehen. Mit den anderen 4 Geschützen wurde ein langsames Feuer, alle 10—15 Minuten ein Schuss, gegen die Stadt Paris unterhalten.

Der Feind hatte das Feuer erst um 1 Uhr Nachmittags aufgenommen; er führte dasselbe jedoch nur schwach, weil er des Nebels wegen die Batterie nicht sehen konnte.

Am 6. Januar war der Nebel geschwunden und begann somit dann der eigentliche Geschützkampf. — Französischerseits nahmen zuerst die Bastione 66 und 67 des Point du jour im Vereine mit dem Bastion 68 auf dem linken Seine-Ufer den Kampf auf. Bald gesellte sich hierzu noch eine von Batterie Nr. I aus nicht genau bestimmbare Batterie schweren Kalibers zwischen Bastion 67 und

68. Diese Batterie lag, von Batterie Nr. I aus gesehen, links vor dem groszen Eisenbahnviaduct. Am Nachmittage betheiligte sich fernef das 3. Bastion des Point du jour (65) an dem Geschützkampfe, ebenso der Valérien; doch dieser ohne jeden Erfolg. — Die Bastione 65—68 boten der Batterie gute Zielpunkte, jedoch war es in Folge des Baues der Batterie nicht möglich, das Feuer von allen Geschützen auf ein Bastion zu concentriren. Bastion 68 konnte nur von den drei Geschützen des rechten, Bastion 65 nur von den drei des linken Flügels erreicht werden. Gegen die Bastione 66 und 67 konnten je 5 Geschütze wirken. — Das Feuer wurde diesseits so concentrirt wie möglich gehalten und war zunächst gegen die Bastione 66 und 67 gerichtet. Als hier das Feuer schwieg, ging das diesseitige mit den drei Geschützen des rechten Flügels auf Bastion 68, mit den drei des linken auf Bastion 65 über. Die Bastione 66 und 67 wurden von Zeit zu Zeit wieder beschossen, obgleich der Feind nicht mehr feuerte, um ihn etwaige Herstellungsarbeiten wenigstens nicht ungestört vornehmen zu lassen. Ueber die Lage der Batterie links von dem Eisenbahnviaduct gelang es am ersten Schiesztage nicht, sich klar zu werden. Landhäuser, Gärten, der Rauch der Bastione 66 und 67 hinderten die Beobachtung. Die während des Schieszens festgestellten Entfernungen betrugen: Bastion 66=3600, 65=3800, 67=3900, 68=5100 Schritt.

Die Aufgabe der Batterie, die Verbindungslinie von Bastion 67 zu Courtine 67—68 zu enfiliren, stellte sich schon am ersten Schiesztage als beinahe undurchführbar heraus. Die Beobachtung dieser mehrfach gebrochenen Linie wurde durch die vorliegenden Terraingegenstände sehr gehindert, und es war diese Linie, soweit man sie beobachten konnte, stark traversirt. In Folge dessen musste sich das Enfilirfeuer in ein indirectes Ricochettfeuer verwandeln, zu welchem die gezogenen 12pfünder auf Entfernungen von 3900 Schritt und darüber zu wenig Treffsicherheit haben, ganz abgesehen davon, dass die Wirkung der 12pfünder gegen Erde (die Traversen) beinahe Null ist.

Das Feuer des Valérien, welcher 6300 Schritt links seitwärts, ja sogar etwas rückwärts lag, konnte selbstredend nicht erwidert werden.

Das Feuer des Feindes war zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags am stärksten und betheiligten sich auch die Bastione 66 und 67 wieder am Kampfe. Diese Erscheinung wiederholte sich jeden Tag. Glaubte man in der Batterie I endlich die Geschütze dieses oder jenes Bastions stumm gemacht zu haben, von 3 Uhr ab, wenn die

untergehende Sonne die Batterie grell beleuchtete und so das Richten französischerseits erleichterte, diesseits erschwerte, betheiligten sich die sämmtlichen Geschütze, welche im Laufe des Tages gefeuert hatten, wieder an dem Kampfe.

Die Batterie löste eine ihrer Aufgaben jedoch schon am 6. Januar. Es war dies die Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs auf dem Viaduct hinter dem Point du jour. Nachdem einige Treffer auf der Plattform des Viaducts erzielt waren, mithin die Entfernung festgestellt war, liesz sich kein Bahnzug mehr auf demselben sehen. Der Bahnbetrieb auf der militairisch so wichtigen Gürtelbahn wurde jedoch nicht ganz gehindert. Die Franzosen legten am Fusze des Viaducts, dessen Bogen durch Mauerwerk geblendet worden waren, auf dem Niveau der Straszen ein neues Geleise und führten die Bahn auf einer für Fuhr- und Menschenverkehr bestimmten Brücke über die Seine. Wenn es also auch nicht gelang, den Eisenbahnverkehr völlig zu unterbrechen, so hatte die Störung im Betriebe allein schon einen bedeutenden Einfluss auf die Verhältnisse in Paris.

Um 4 Uhr fand, wie anfangs die Regel war, die Ablösung statt und begann von da ab der Nachtdienst. Paris war wiederum das wohl nicht zu verfehlende Ziel.

Auf die Meldung der Batterie, dass die 6—12pfünder den Kampf mit den an Zahl und Kaliber überlegenen Geschützen des Feindes kaum erfolgreich würden durchführen können, waren der Batterie 3 24pfünder aus dem Belagerungsparke überwiesen worden. Dieselben trafen in der Nacht ein und wurden als 3., 4. und 6. Geschütz aufgestellt. Diese Umarmirung und die Heranschaffung der Munition für die 24pfünder erforderte die höchste Anspannung aller Kräfte. — Vorsorglicher Weise liesz man der Batterie die 3 — 12-pfünder als Reserve für etwa unbrauchbar werdende Geschütze und wurden dieselben am Munitionszwischendepot aufgestellt.

Am 7. Januar Morgens lag wiederum Nebel, so dass das Feuer als Nachtschieszen weiter geführt wurde. Die in der Theorie so vorzügliche Richter'sche Richtvorrichtung bewährte sich in ihrer damaligen Form nicht. Die Schrauben, mit welchen sie an den Lafetten befestigt waren, brachen und kamen auch sonst noch Beschädigungen durch das eigene Feuer vor. Deshalb wurde auf die primitive, aber sichere Manier zurückgegangen, die Richtung durch auf die Bettung festgenagelte Latten zu fixiren. — Die Stadtenceinte schwieg, nur der Valérien feuerte von Zeit zu Zeit. Gegen Mittag verzog sich der Nebel und das Feuer begann von beiden Seiten an

Stärke zuzunehmen. Die Stadtenceinte wurde auf das Kräftigste vom Valérien unterstützt. Der Valérien konnte die Batterie zwar nicht sehen, doch war es nicht zu vermeiden, dass die Franzosen in ihren nur 750 Schritt entfernten Schützengräben gewissermaaszen Beobachter am Ziel aufstellten, deren Meldungen dem Valérien telegraphisch zugingen. Das Feuer des Valérien nahm in Folge dieser Beobachtungen nicht nur an Sicherheit, sondern auch an Heftigkeit zu. Zuletzt gab er fortwährend Salven zu 7 Geschützen ab.

Drei dieser vom Valérien kommenden Geschosse trafen fast dieselbe Stelle im Batteriehofe hinter dem ersten Geschütze und crepirten, ohne Verlust herbeizuführen. Die Lage des Valérien zur Batterie (seitwärts rückwärts) machte sein Feuer besonders unbequem.

Die Bedienungsmannschaft hat in der präcisen Bedienung der Geschütze in der Batterie nicht nachgelassen und gelang es anscheinend, sich gegen die am Eisenbahnviaduct gelegene feindliche Batterie einzuschieszen. Aus dem Tagebuche des Admirals La Roncière le Noury geht hervor, dass diese Batterie mit 6—30pfündern armirt war und ein kräftiges Feuer unterhalten hat. Nach derselben Quelle hätten 14 Marinegeschütze vom Valérien gefeuert, deren Schieszen vom 6. Sector aus berichtigt wurde.

Die Batterie hatte auch heute keine Verluste an Mannschaften; doch war die Brustwehr durch die Treffer vom Valérien aus übel zugerichtet, so dass die Nacht über an deren Wiederherstellung stark gearbeitet werden musste.

Es war diesseits aufgefallen, dass, während sonst alle Fabriken wegen Rationirung der Steinkohlen auszer Betrieb waren, die Schornsteine eines Fabrikcomplexes in Grenelle fortwährend schwarzen Steinkohlenrauch zeigten. Es wurde daher der Versuch gemacht, die Gebäude zu erreichen Als die Beobachtung mit dem Fernrohr Treffer zu ergeben schien, wurden noch 20 Brandgranaten gegen die Fabrik abgegeben, welche wirklich einen, wenn auch nur schwachen Brand erzeugten. Eine später zu Händen gekommene Pariser Zeitung constatirte, dass die Kayl'sche Maschinenfabrik, welche hauptsächlich den Guss der Canons de sept und der Granateisenkerne besorgte, an demselben Abend von 7 Brandgeschossen getroffen sei, der hervorgerufene Brand wäre jedoch bald durch die pompiers gelöscht worden.

In der Abenddämmerung, als diesseits das Feuer schon langsam abgegeben wurde, traf eine vom Hauptwall kommende Granate das

5. Geschütz, einen 12pfünder, gegen die Mündung, welche stark verengt und das Rohr mithin unbrauchbar wurde. Das Geschütz wurde sofort gegen ein anderes aus der Reserve umgetauscht.

(Schluss folgt.)

XI.

Ein Preuszischer Dictator.

Karl Heinrich von Wedell, Preuszischer Generallieutenant, wirklicher Geheimer Etatsminister und erster Preuszischer Kriegsminister.

(Mit einer Karte und einer Skizze.)

Von **M. von Wedell,**

Lieutenant im 1. Schlesischen Grenadier-Regiment Nr. 10, commandirt zur Kriegsakademie.

(Fortsetzung.) *)

Der Generallieutenant Graf Dohna hatte den König schon mehrmals darum gebeten, ihn in Anbetracht seiner geschwächten Gesundheit von dem anstrengenden und verantwortungsvollen Posten zu entbinden und hierin findet der Brief des Königs vom 20. Juli 1759, der ihm die Ablösung vom Commando anzeigte, seine Begründung. Friedrich schrieb:

„Vous-êtes trop malade pour vous charger du commendement. Vous ferez bien de Vous faire transporter ou à Berlin, ou dans un endroit, où Vous pourrez remettre Votre santé. Adieu! Frédéric.“

Seinem Nachfolger, Wedell, gab der König am 21. Juli auszer der Vollmacht, die ihn zum Dictator ernannte, eine eigenhändig geschriebene Instruction folgenden Inhaltes mit:

1) alle Wagens So fort von der Armée abzuschaffen und es auf den hieszigen fuhs, der dem General Wedell bekannt ist, zu halten;
2) vohr das Brodt zu Sorgen und Solches aus Glogau oder Cüstrin bei zu Schaffen;
3) auf Scharfen gehorsam zu halten;

---

*) Vergl. Jahrbücher Band XVIII, Seite 75 (Januar 1876).

4) denen officiers bei Cassation das lamenthiren und Niedertrechtige Reden zu Untersagen;
5) zu Schimpfen auf diejenigen, die des feindes Stärke bei allen Gelegenheiten zu Gros aus Schreien;
6) den feindt erstlich durch eine gute position aufzuhalten;
7) alsdann nach meiner Manihr zu attaquiren;
8) Sollte, davohr Gott sei, die Armee geschlagen werden, Sich zu setzen, wohr der feindt eindringen wil, oder hinter Frankfort, Crossen, oder bei der Festung Glogau;
9) die geringen officiers So Lacheteten begehen So forth vorhs Kriegsrecht zu Setzen;
10) die leichten Truppen durch unszere Huzaren, Dragohners etc. in Respect zu halten;
11) Mannszucht und Strengen gehorsam bei der Armee zu erhalten;
12) Mihr bei Seiner ankunft gleich von allem zu benachrichtigen.

Friedrich.

Am 22. Juli 1859 gegen Mittag traf der Dictator bei seiner Armee im Lager von Züllichau ein. Das Grenadier-Bataillon Tanne und 200 Pferde unter dem Obersten Podewils waren zum Schutze gegen die herumschwärmenden Kosaken bis zur Oder vorgeschoben worden. Sie stieszen hierbei auf ein Russisches Fouragirungsdetachement, griffen es an und machten 150 Mann zu Gefangenen, die dem General voran in's Lager geschickt wurden. — Das Lager der Preuszischen Armee stiesz mit dem rechten Flügel an Züllichau, wo eine Bäckerei etablirt war, mit dem linken Flügel an Kaltzig und den Bach, der das Dorf durchflieszt, auf dessen jenseitigem Ufer auf einer Anhöhe, dem Eichberge, eine Redoute errichtet war, in der ein kleines Detachement Infanterie mit einigen Geschützen stand*).

Die Stellung der Russen befand sich bei Klemzig, östlich von Züllichau. Sie war in der Front durch den Bach, der von Heinersdorf kommt und in der linken Flanke durch den faulen Obra gedeckt, so wie auch durch vorliegende Waldungen vollkommen maskirt. Nachdem der Dictator sich rasch über die Verhältnisse orientirt hatte, wobei ihn der General v. Wobersnow — ein Freund Wedell's — nach Kräften unterstützte, sandte er eine Meldung an den König,

*) Die Preuszische Ordre de bataille, sowie ein Plan des Schlachtfeldes von Kay sind in der Anlage (Tafel 3 und 4) beigefügt.

in der er ihm mittheilte, dass er die Stellung des Preuszischen Corps für unvortheilhaft halte, dennoch aber für kurze Zeit noch stehen bleiben werde, um seinen Bedarf an Brod von der Bäckerei in Züllichau zu beziehen; die Russische Armee sei zu günstig postirt, um offensiv gegen sie vorgehen zu können. Der König antwortete hierauf am 24. Juli aus Schmottseifen:

„Mein lieber G. L. v. Wedell. Ich habe Euer Schreiben vom 22. July wohl erhalten und seid Ihr zu der dortigen Armee hingekommen, wie es einem General Ehre machet, nehmlich mit Gefangenen. Ich stehe in den Gedanken, dass alle plans von den dortigen Terrains bei dem G. L. Graf v. Dohna befindlich sein müssen, Ihr habt also solche nur bei ihm abfordern zu lassen**). Sollten die Russen so stehen, dass man sie nicht attaquiren kann, so thut Ihr ganz recht, sie dastehen zu lassen. Ihr müsst aber wohl auf die Terrains denken, wo der Feind von seinen jetzigen Lager nach der Oder marschiren kann, damit, auf welche Seite der Feind sich drehet, Ihr ihn mit Commodité attaquiren könnet. Hier haben die Oesterreicher wieder detachiren wollen und zwar den General Laudon mit 4000 Mann. Ich habe ihnen aber schon den Prinzen von Würtemberg entgegengeschickt und hoffe, dass er den Feind von der Seite abhalten soll, dass er nichts auf Crossen marschiren lasse. Uebrigens werde Ich erwarten, was Ihr zu thun für à propos finden werdet und zweifle Ich keineswegs, Ihr werdet alles thun, so zu unternehmen nur immer möglich sein wird. Ich bin etc.“

Ehe dieses Königliche Schreiben in Wedell's Hände kam, hatte sich die Situation wesentlich geändert.

In der richtigen Erkenntniss, dass man in der gefährlichen Lage des kleinen Preuszischen Corps der dreimal so starken feindlichen Armee gegenüber nur durch geschickte Manöver etwas effectuiren könne, wollte sich der Dictator vor allen Dingen mit eigenen Augen von der Stellung des Feindes überzeugen.

Am 23. Juli früh 5 Uhr ging er mit 4 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern Dragoner und den Husaren zur Recognoscirung gegen den Feind vor. Als er den Wald östlich Züllichau passirt hatte und aus Langmeil debouchirte, sah er Verschanzungen vor sich, in denen die Besatzung in's Gewehr trat und gegen ihn das Feuer eröffnete. Hinter denselben musste der linke Flügel der Russischen

---

*) Hieraus geht hervor, dass Wedell bei der Uebernahme des Commando's keine Pläne der Gegend von Züllichau vorgefunden und dies dem Könige gemeldet hatte.

Armee stehen. Das Terrain war sehr unübersichtlich, nur auf dem äuszersten rechten Flügel, etwa bei Neu-Klemzig, waren hohe Staubwolken zu bemerken, welche auf eine Truppenbewegung schlieszen lieszen.

Der General Wedell recognoscirte nun das Terrain südlich und südöstlich Züllichau, um eine bessere Stellung zwischen der Oder und der Strasze Crossen-Züllichau aufzusuchen, als er plötzlich gegen 11 Uhr Kanonenschüsse in der Richtung des Lagers hörte und die Meldung erhielt, „feindliche Colonnen marschiren bei Schönborn nach Osten zu und beschieszen die Verschanzung auf dem Eichberge". Gegen $^1/_2$ 12 Uhr traf Wedell im Lager ein, wo die Armee schon unter dem Gewehr stand. Auf dem Eichberge befand sich in der Redoute das Bataillon Beyer, als äuszere Reserve waren 2 Bataillone Lestwitz, das Grenadier-Bataillon Nesse und 5 Schwadronen Platen über Kaltzig und das Fliesz hinübergeschoben worden. Wedell erkannte sofort, dass die Russen seine linke Flanke umgingen, um ihn von Crossen und der Oder abzudrängen. Geschah dies, so war der König in Gefahr, von den Marken und Berlin abgeschnitten zu werden und die geplante Vereinigung der Russen und Oesterreicher nicht mehr zu hindern. Die Alternative, vor der der Feldherr stand, war die, entweder seinen Auftrag unerfüllt zu lassen und vorsichtig zu Werke zu gehen, oder, dem Befehle seines Königs folgend, mit Energie und Kühnheit den Feind zu attackiren und dabei die Möglichkeit eines Erfolges vor sich zu sehen, wenn auch der Feind dreifach überlegen und das Terrain, in dem man sich schlagen musste, dem Feldherrn unbekannt war. Was hier zu wählen sei, darüber war sich Wedell klar; die Situation war gegeben und nicht er trug die Verantwortung dafür. Wir kennen des Königs Urtheil über die vorhergehenden Operationen des Corps. Man hatte sich die Gesetze des Handelns vom Feinde vorschreiben lassen und somit das Recht der Initiative verloren. Von den feindlichen Bewegungen war man abhängig und hatte dabei eine Stellung gewählt, von der aus eine Beobachtung der Russischen Armee fast unmöglich wurde und die so unglücklich gelegen war, dass ein kurzer Flankenmarsch des Feindes denselben ungesehen in wenigen Stunden der eigenen Armee in den Rücken und
wie wir sehen werden — in ein Terrain brachte, wo ein Angriff Preuszischer Seits alle Chancen gegen sich hatte. Als Wedell am Tage seiner Ankunft die Fehler der Preuszischen Stellung erkannt und am Morgen des nächsten Tages die feindliche Position recog-

noscirt hatte, war er, wie wir erwähnt haben, gegen Süden und Südosten geritten, um hier, weiter ab von der Russischen Armee, eine günstigere Stellung aufzusuchen. Er wollte sich aus dieser gefährlichen Nähe des Feindes entfernen, um nicht in plötzlicher Umarmung erdrückt zu werden, sondern um selbstständig agiren zu können und das verlorene Recht der Initiative wieder zu gewinnen.

Der Feind hatte ihm hierzu keine Zeit gelassen, er zwang ihm die Schlacht auf und Wedell war nicht der Mann, ihr muthlos auszuweichen. Selbst die strengste Kritik kann diesen Entschluss des Dictators, die Schlacht anzunehmen, nicht tadeln. „Gehe Er, ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, wo Er sie findet!“ hatte der König gesagt und Wedell gehorchte. That er es nicht, was standen dann noch für Wege offen, die man einschlagen konnte, um die Russen von ihrer Vereinigung mit den Oesterreichern und von Berlin abzuhalten? Laudon und Haddik waren mit 42,000 Mann in der Lausitz bei Löbau und Görlitz, nur 15 Meilen von Crossen. Weder der König, der mit seinem Lager bei Schmottseifen Daun's Armee in Mark Lissa festhielt, noch der Prinz Heinrich bei Bautzen konnten sich einem energischen Vordringen der Corps von Laudon und Haddik gegen Crossen in den Weg stellen. War aber hier eine Vereinigung der Russen und Oesterreicher bewerkstelligt, so war die Mark und Berlin, das nur 18 Meilen von Crossen liegt, auf's Aeuszerste bedroht. Ging Wedell am 23. Juli bei Tschicherzig über die Oder zurück, was ihm ja freistand, und cotoyirte er auf dem linken Ufer den Marsch der Russen bis Crossen, so konnte er doch dies unmöglich vor jenen erreichen und gewann damit garnichts: — der Dictator musste also schlagen! Sein erster Gedanke war der, mit der Cavallerie des linken Flügels unter Malachowsky über Schönborn und Nickern vorzugehen und sich auf die Marschcolonnen des Feindes zu werfen; jedoch das Terrain bei Schönborn war so sumpfig, dass es für die Reiter unüberschreitbar war. Man konnte allerdings auf den Brücken in beiden Dörfern hinübergehen, doch war dies, wenn das Debouchiren auch gelang, ein zu gewagtes Unternehmen, falls die Attacke nicht reüssirte.

Wedell gab nun folgende Angriffsdisposition aus: „Das erste Treffen und die Cavallerie unter meinem Commando marschiren links ab und formiren sich auf den Höhen diesseits Kay, Guhren und Lochau derart, dass beim Avanciren der linke Flügel das Fliesz an der Mühle von Kay, das Centrum in Kay und Guhren, der rechte

Flügel in Lochau überschreitet. Das zweite Treffen, unter dem Generallieutenant v. Kanitz, setzt sich in Marsch in der Direction auf Mohsau, sucht südlich der Mühle von Kay einen Uebergang über das Fliesz, überschreitet es, schwenkt dann ein und greift die Russische Armee in der rechten Flanke und im Rücken an. Der General Wobersnow deckt mit 6 Bataillonen und 8 Schwadronen das Herausziehen der Bäckerei aus Züllichau."

Zu dieser Zeit waren die Russen, welche bereits am frühen Morgen in drei Colonnen aus ihrem Lager aufgebrochen waren — (daher die Staubwolken, die Wedell bei seiner Recognoscirung sah, die Truppen bei den Verschanzungen waren nur eine Arrièregarde zur Deckung der Bagage gewesen) — in ihrem Marsch über Harte nördlich an Buckow und Schönborn vorbei gegen 1 Uhr Mittags bis nach Nickern und Palzig gekommen. Die drei Colonnen schwenkten in drei Treffen ein, das erste und zweite östlich Palzig, das dritte hinter dem Dorf, der rechte Flügel stiesz an die Crossener Strasze und die Zäuche. Vor den Treffenfronten war zahlreiches Geschütz aufgefahren, ebenso im Kirchhof von Palzig.

Die Preuszische Angriffsdisposition würde, wenn das Terrain keine Hindernisse geboten hätte, die Armee in schiefer Schlachtordnung gegen den Feind geführt haben, der auszerdem noch in der rechten Flanke und im Rücken umfasst worden wäre. Da aber, wie schon erwähnt, der Dictator das Terrain durchaus nicht kannte, es auch nicht kennen konnte, so musste er seine Dispositionen auf Gangbarkeit des Terrains gründen; machen wir aber diese Annahme, so sind die Angriffsdispositionen Wedell's meisterhaft zu nennen. „Nach Meiner Manier attackiren", hatte der grosze König in seiner Instruction befohlen: bei der Voraussetzung der Gangbarkeit war das Ansetzen der Treffen durchaus Fridericianisch gedacht.

Der Durchführung stellten sich die gröszesten Schwierigkeiten entgegen Das Fliesz wurde zu gleicher Zeit in den drei bezeichneten Orten vom ersten Treffen überschritten, der linke Flügel, 25 Schwadronen unter dem Generallieutenant v. Schorlemmer, 5 Bataillone unter General v. Manteuffel in erster, 5 Bataillone unter General v. Hülsen in zweiter Linie, gingen bei der groszen Mühle über den Bach und stieszen hier auf den Feind. Die Cavallerie formirte sich, warf die vorgeschobenen leichten Truppen zurück und zog sich, als die Manteuffel'schen Bataillone avancirten, halb links nach der Crossener Strasze und dem Nordrand der Zäuche, die — es war Ende Juli — ganz trocken war. Die 5 Bataillone

der ersten Linie gingen, nur von wenigen Feldgeschützen unterstützt, da das schwere Geschütz über das Defilé und die weichen Uferränder nicht herangeschafft werden konnte, gegen den rechten Flügel des Feindes vor. Als sie von der Uebermacht zurückgedrängt wurden, führte General v. Hülsen seine fünf Bataillone gegen den Feind und durchbrach im ersten Anlauf die Russischen Linien, die Cavallerie hieb von der Flanke aus ein, um den Erfolg zu vervollständigen, wurde jedoch von der feindlichen Reiterei angegriffen und musste in ihre Stellung zurückgehen.

Das Centrum und der rechte Flügel waren ebenfalls avancirt, doch der Bach zwischen Kay und Nickern mit seinen breiten, sumpfigen Rändern gebot ihrem weiteren Vordringen Halt. Man konnte nur das schwere Geschütz vorziehen und den Feind beschieszen. Dieser Umstand war von den verhängnissvollsten Folgen. Die Russen waren dadurch in die Lage gesetzt, Truppen aus dem Centrum und vom linken Flügel her nach ihrem bedrohten rechten Flügel heranzuziehen, den erneuten Angriffen Hülsen's mit überlegenen frischen Kräften entgegenzutreten und ihn zurückzuwerfen. Wedell wartete vergeblich auf ein Eingreifen des zweiten Treffens, das von entscheidender Wirkung sein musste. Gegen 5 Uhr erhielt er die Meldung, dass der General v. Kanitz keinen Uebergang über das Fliesz gefunden habe und daher mit seinen Truppen nach der Mühle von Kay heranrücke. Es war eine verzweifelte Situation, in der sich Wedell befand. Nur durch die energischste Durchführung des begonnenen Angriffs konnte ein günstiges Resultat noch erzielt werden. Er befahl daher, dass die sechs Bataillone, mit denen der General v. Wobersnow von Züllichau eingetroffen war, über das Defilé der groszen Mühle vorgehen sollten und dass der General v. Schorlemmer am Nordrande der Zäuche weiter nach links ausholen und Flanke und Rücken des Feindes anfallen solle. Der General v. Wobersnow erfüllte seinen Auftrag mit groszer Bravour. An der Tête seiner Bataillone führte er sie zu mehreren Malen gegen den Feind, jedoch immer wieder warf das mörderische Kartätschfeuer und die unerschütterliche Haltung der Russischen Truppen ihn unter groszen Verlusten zurück. Die Mannschaften waren kaum noch zum Avanciren zu bewegen, sie wichen zurück und, bemüht sie zum Stehen zu bringen, fiel der General, — ein schwerer Verlust für Alle. Wedell hatte in ihm seinen Freund und Berather, der König und die Armee einen der tüchtigsten Offiziere und einen Helden verloren. Der General v. Schorlemmer war den ihm gewordenen Befehlen nicht nachge-

kommen, er meldete, die Zäuche sei zu sumpfig, um weiter nach Westen vorgehen zu können (der Jahreszeit nach musste sie trocken sein), daher könnte er auch nicht in wirksamer Weise eingreifen. Wedell führte nun selbst die Bataillone des zweiten Treffens, unterstützt von einigen, vom rechten Flügel herangeholten Bataillonen, auf derselben Stelle gegen den Feind. Doch vergebens waren alle die Attacken, vergebens die Bemühungen der Führer, ihre Bataillone an den Feind heranzubringen, sie wichen stets vor dem furchtbaren Kartätschfeuer der Russischen Artillerie zurück. Ebenso wenig reüssirte ein Vorgehen der Schwadronen vom rechten Flügel durch Nickern gegen die linke Flanke der Russischen Aufstellung, und mit Anbruch der Nacht wurde das unentschiedene Gefecht abgebrochen. Die Russen begnügten sich mit dem Festhalten ihrer Stellung; ihre groszen Verluste und die Verwirrung, die der Kampf in ihre Reihen gebracht, verhinderten sie, die Vortheile ihrer Uebermacht auszubeuten. Die Preuszischen Truppen führte General Wedell nach Abbruch des Kampfes in eine Stellung westlich Mohsau, und liesz noch in der Nacht Brücken über die Oder bei Tschicherzig schlagen. Am Morgen des 24. Juli überschritt er mit seiner Armee die Oder und ging in ein Lager bei Sawada. Der Flügeladjutant v. Bonin wurde mit einem Berichte über die Schlacht zum Könige in das Lager bei Schmottseifen gesandt.

Der Dictator hatte, trotz Einsetzung aller Kräfte, doch nicht Herr der unglücklichen taktischen Situation werden können, die die unausbleibliche Folge vorangegangener strategischer Missgriffe war. Zu Unrecht ist von manchen Kriegshistorikern der widrige Ausgang der Schlacht von Kay dem General Wedell beigemessen worden — man gehe der Sache nur mehr auf den Grund, forsche nach den eigentlichen, weiter rückwärtsliegenden Ursachen, die mit gebieterischer Nothwendigkeit die hoffnungslose Situation von Kay herbeigeführt haben, und man wird erkennen, dass Wedell nicht anders handeln konnte. Der König schrieb nach Empfang des Schlachtberichtes am 24. Juli von Schmottseifen aus:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ihr könnet wohl glauben, dass Mich das Unglück sehr afficiret, so sich bei Euch ereignet: Ich war es Mir schon auf einige Weise vermuthen. Ich ziehe nunmehro Meinen Bruder, des Prinzen Heinrich Liebden an Mich, und sobald Ich bei Sagan sein werde, so werde Ich sogleich zu Euch marschiren, wenn Ich nur weisz, wo Ihr seid und wo Ihr hingehen

werdet; damit wir mit ehestem denen Leuten wieder auf den Hals gehen und sie wegjagen. Schreibet doch gleich, wo Ihr seyd und machet nur gleich Anstalten und haltet vorläufig alles parat zu einem neuen Angriff. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.“ Eigenhändig fügte der König hinzu: „mihr hat es geahnet, das Ding würde Schüf gehen, ich habe es ihm auch gesagt, den die Leute wahren verblüft, nuhn nuhr nicht mehr daran gedacht, Sondern wohr der Succurs zum ersten zu Stoszen kann, umb von neuen drauf zu gehen, es ist seine Schuldt nicht, das die Schurken So schendlich davon Laufen.

Fr.“

Die nun folgenden Operationen bis zur Vereinigung der Wedell'schen Truppen mit der Armee des Königs am 6. August sind äuszerst charakteristisch für das eminente Feldherrngeschick Friedrich's, der die vielen detachirten Corps nach einheitlichem Plane leitete, und es verstand, die während der Operationen getrennten Kräfte doch zur taktischen Entscheidung zu vereinen. So blieb er mit allen feindlichen Armeen auf dem ganzen Kriegsschauplatze in fortwährendem Contacte, ohne dadurch geschwächt zu sein. Die Befehle, die er seinen Unterführern sandte, lieszen diesen stets so viel Spielraum, dass sie dieselben der momentanen Sachlage anpassen konnten. Die Briefe Friedrich's an Wedell aus dieser Periode entrollen ein klares Bild davon.

Am 25. Juli detachirte der Dictator den General v. Kanitz mit acht Bataillonen und zehn Escadrons v. Schorlemmer gegen Crossen, er selbst rückte nach Logau. Crossen war mittlerweile von den Russen unter dem Fürsten Wolkonsky besetzt, und bezog deshalb Kanitz ein Lager bei Plaue. Am 26. Juli ging das Gros der Armee ebendahin, die Avantgarde wurde bis Gersdorf vorpoussirt. Hier traf ein Brief des Königs vom 25. Juli aus Schmottseifen ein:

„Mein lieber G.-L. v. W. Es wird Mein Bruder, des Prinzen Heinrich Liebden, sich gegen Sagan auf den Marsch setzen und daselbst den 31. dieses eintreffen. Sobald das Corps Troupen daselbst angekommen sein wird, so werde Ich den ersten künftigen Monats gleich marschiren und Meinen Weg nach Crossen nehmen, oder dahin, wo Ihr alsdann sein werdet. Ich will übrigens nicht hoffen, dass die Russen bei Frankfurt über die Oder werden gehen können. Ihr müsst also äuszerst beflissen sein, Euch gute sichere Nachrichten zu verschaffen, um sie, bis Ich zu Euch gestoszen sein werde, aufzuhalten. Zeiget Mir den wahren und eigentlichen Verlust Eurer Armee an. Ich werde 16 Bataillons, 29 Esquadrons und 30 schwere

Canons mit zu Euch bringen, auf dass, sobald wir zusammen gestoszen sein werden, wir denen Russen von frischen auf den Leib gehen können. Wo etwa Bursche und auch Officiers bei Eurer Armee ausfindig gemacht werden könnten, welche Anlass zum Ausreiszen gegeben haben, solche müssen sofort exemplarisch bestraft werden. Ich bin etc. (Eigenhändig.) Ich hoffe den 2ten oder 3ten dahrzu Seindt. Fr."

Der Herzog von Würtemberg stand mit 6000 Mann bei Halbau, und Wedell bat den König, da er sich den Russen gegenüber zu schwach fühlte, ihm denselben zur Verstärkung zu senden. Der König antwortete ihm auf seine Meldung am 27. Juli:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich habe Euren Bericht am 25. erhalten und hätte Ich Euch bereits gerne die Regimenter unter dem Prinzen von Würtemberg zugeschickt, wenn gedachter Prinz nicht bei Priebus stehen bleiben müsste, damit Ich Meinen Bruder an Mich ziehen können. Ich denke also nicht vor dem 2. k. M. zu Euch zu stoszen. Wo es aber auf eine Weise eher möglich sein wird, so soll es geschehen. Indessen werdet Ihr wohl darauf mit bedacht gewesen sein, die Brücke bei Frankfurt abwerfen zu lassen und habet Ihr Mir täglich zu informiren, was Eurer Orten passirt. Eure verlorne Canons werde Ich bei Eurer Armee zu ersetzen suchen. (Eigenhändig.) Halte er Sich nuhr unbeschedigt, bis Wihr heran Seindt, dan sol Zahl Woche gehalten werden und sol der feindt sich nicht lange Seines glückes zu freuen haben. Fr."

Am 29. Juli musste sich Wedell vor den Russen nach Grunau zurückziehen, hier erhielt er Tages darauf das letzte Schreiben des Königs aus Schmottseifen, vom 28. Juli datirt:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich habe den Einhalt Eures Berichtes vom 26. d. ersehen. Die Stadt Frankfurth ist uns sehr important; also wenn Ihr nicht anders könnet, so müsset Ihr doch allemahl Nachrichten daher einziehen und zwar allenfalls auch über Guben; über den Bober auch Huzaren-Patrouillen schicken, damit wir wissen, dass sie noch in den Loch sitzen. Ich denke, vielleicht eher da zu sein, als Ich versprochen habe. Ihr sollet nur die Pontons und alles parat halten, umb, wenn es nöthig, die Bober zu passiren. Gehen die Russen auf Guben, so gehe Ich über Christianstadt, soweit Ihr dann noch nicht heran kommen dürfet und conjungiren uns dann auf der anderen Seite. Nur sollet Ihr Euch mit soviel Brod versorgen, wie auf der Welt möglich ist. Ich bin etc.

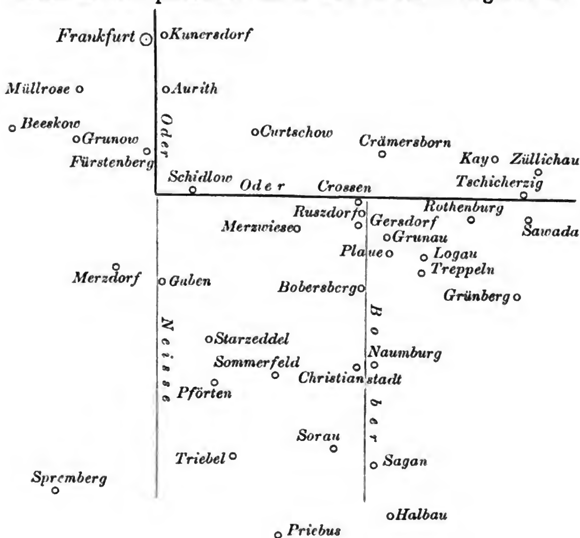
(Eigenhändig.) Wie stark rechnet man den feindt? Ist noch Munizion genug dahr?"

An demselben Tage erfuhr Wedell, dass ein Russisches Corps unter dem General Villebois von Crossen nach Frankfurt abmarschirt sei und dass die Russen mehrere Brücken über die Oder geschlagen hätten, um mit der Hauptarmee den Fluss zu überschreiten. Er meldete dies sofort dem Könige, von dem am 31. Juli ein langer Befehl einlief, der aus Sagan vom 30. Juli datirt war; derselbe lautet:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich habe Euer Schreiben vom 29. dieses wohl erhalten und kann Ich Euch darauf in Antwort sagen: dass Ich gestern hierselbst angekommen und zwanzig Bataillons und 31. Esquadrons, auch über 70 Canons bei Mihr habe. Ich werde morgen mit dem Corps nach Christianstadt marchiren, hier aber werde etwas zurücklassen, um Brod, so Ich in Glogau bestellt habe, nachzubekommen. Der General Laudon, der auch wissen will, was hier passirt, dem muss ich meinen Marsch cachiren. Er ist auf Priebus marschirt. Ihr müsset unterdessen wissen, dass das schwerste von unseren Sachen darin besteht, dass wir suchen müssen, mit den Russen so geschwind wie möglich fertig zu werden. Der General Haddik stehet bei Hochkirchen, und Gemming und Wehla stehen auch in der Oberen Lausitz, sodass zu befürchten wäre, dass, wenn die Sache sich in die Länge spielen sollte, wir die Oesterreicher im Rücken und die Russen von vorn haben würden. Weil Ich nun gezwungen bin, es bald mit den Russen zu decidiren, so bleiben dazu zwei Wege offen. Der erste ist, dass Ihr Euch etwas zurückzieht, auf dass der Feind dreiste werde, damit er aus Crossen herauskomme, alsdenn wir ihm gleich auf den Hals gehen könnten, er möchte stehen wie er wollte. Wenn Ihr also ausbringen könntet, so dass die Russen es erfahren, dass da Ihr zu schwach gegen die Russen zu stehen, Ihr ordre bekommen hättet, Euch zurückzuziehen, um Glogau zu decken, und werden die Russen vielleicht so dumm sein, solches zu glauben. Ihr müsset Euch alsdann zurückziehen zwischen Lassen und Trepeln und Euch daselbst in die Wälder setzen. Ihr müsst aber dabei etwas gegen Rothenburg und Plack detachiren, auf dass die Russen nicht nach Grüneberg kommen. Wenn die Russen sehen werden, dass ihnen der Uebergang commode und dass sie nichts daran hindert, so werden sie vielleicht kommen, und geschieht das, so kann man sie hernach mit der ganzen Macht attackiren. Ich besorge aber zum allermeisten, dass die Leute stehen bleiben, und

weil ich pressirt bin, mit den Russen bald fertig zu werden, um Mich nach einer anderen Seite hin wenden zu können, so weisz Ich kein ander Mittel, als bei Schidlow über die Oder zu gehen, und den Feind im Rücken zu kommen. Da Ich nun aber nicht alle Details weisz, die Ich dazu nöthig habe, so müsst Ihr Försters und Amtleute aus dem Crossen'schen, die Ihr fragen könnet, ob der Uebergang da bequem und gut sein würde, wie viel Pontons nöthig oder ob man etwa mit Chevelets überkommen könnte. In Summa alle die Details, so dazu nöthig und die Antworten darauf dürfet Ihr Mir nur, ohne Euch des Chiffres dazu zu bedienen, einsenden, jedoch ohne Benennung des Ortes, damit, was solches bedeute, niemand wissen könne. Auch müsset Ihr der Gegend Planen und übrigen Gegenden herum wohl erfahrene Försters bei Euch behalten, damit auf den Fall Ihr wieder dahin müsstet, wir bis auf das geringste defilée Weg und Steg wissen mögen. Mein gröszter embarras ist dieser, dass die Leute stehen bleiben, welches Mir viel zu schaffen machen würde, ehe Ich dem Feind im Rücken werde kommen können. Ich bin etc."

Skizze zu den Operationen vom 24. Juli bis zum 6. August 1759.



Die Meldung des Generals Wedell über den Brückenschlag der Russen fand beim Könige wenig Glauben, er schreibt darüber aus Sagan am 31. Juli Morgens:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich habe groszen Zweifel, dass die Russen, die von dem bewussten deserteur angezeigte Brücken sollten geschlagen haben; allenfalls müsst Ihr Euch nur etwas zurückziehen, so dass Ihr näher an Mich herankommt. Ich werde gewiss heute bei Naumburg und Christianstadt sein. Ich bin etc.“

Am Nachmittage des 31. Juli sandte der König einen zweiten Brief von Christianstadt aus:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. So eben bin Ich hieselbst angekommen, und auf die Nachricht, dass der General Laudon Morgen auf Sommerfeldt marschiren will, habe Ich Mir vorgenommen, ihn auf den Marsch morgen zu attaquiren, und wenn Ihr den geringsten soupçon habet, dass Euch der Feind attaquiren will, so könnet Ihr Euch näher hier heran ziehen. Ich habe Brodt für neun Tage hieselbst, die Wagens kommen heute heran und könnet Ihr nur Eure Wagens schicken, um es abholen zu lassen. Eure ledigen Mehlwagens könnet Ihr übrigens ja nach Freystadt schicken, indem Ich befohlen habe, dass das Mehl parat sein sollte, und was die bei Eurer Armee abgegangene Munition und Canons betrifft, solche hättet Ihr aus Glogau abholen lassen können und müsset Ihr nur noch darauf bedacht sein. Sollte der Feind was jenseits dem Bober detachiren wollen, so müsst Ihr à proportion eben so viel Mir zuschicken, Sollte der Feind aber nichts dahin detachiren, so müsst Ihr blosz auf die Sicherheit der Armee denken und Euch, wenn es nöthig sein sollte, auf zwei Meilen zurückziehen. Ihr habt übrigens die Euch untergebene Armee bestens aufzumuntern und sollet Ihr insonders, die ihr devoir als ehrliebende und Mir und Meinem Dienst attachirte, treue, redliche und brave Leute gethan haben, fier zu machen Euch bestreben, damit, wenn wir noch einmal an den Feind müssen, sie um so besser thun mögen, die aber so als schlechte. Leute gethan haben, müsset Ihr Mir anzeigen. Ich bin etc.“

Als am Abende des 31. Juli ein Bericht des Generals v. Wedell im Hauptquartiere eintraf, beantwortete Friedrich ihn noch an demselben Tage, so dass drei Befehle am 31. Juli vom Könige an den General abgesandt wurden. Dieses letzte Schreiben lautet:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich habe Euren Bericht vom 31. erhalten. Ich marschire diesen Abend dem österreichischen Corps, so zu den Russen stoszen will, auf den Hals. Ich fürchte, dass

etwas von der dabei befindlichen Cavallerie zu der Russischen Armee durchkommen werde. Die Infanterie gedenke aber nicht entkommen zu lassen und gehe Ich denselben Morgen mit dem Frühsten auf den Leib. Sowie ich damit fertig sein werde, so werde ich mich Euch bei Naumburg nähern. Denen Brotwagens, so diesen Abend unter Escorte von hier zu Eurer Armee abgehen werden, müsset Ihr eine suffisante Escorte entgegen schicken. Ich bin etc.“

Der General v. Wedell war an diesem Tage von Grunau aus in eine feste Stellung zwischen Logau und Treppeln zurückgegangen, um, wie ihm der König mehrmals befohlen hatte, sich unbeschädigt vom Feinde zu erhalten, bis er heran sei. Die Zweifel des Königs über den Brückenschlag bei Crossen und den Uferwechsel der Russischen Armee waren sehr richtig und begründet gewesen, denn am 1. August marschirte die Russische Hauptarmee von Crossen in der Richtung auf Frankfurt nach Curtschow, von wo sie am 2. August nach Aurith rückte. Wedell ging am 1. August nach Ruszdorf vor und besetzte Crossen. Der König hatte hiervon noch keine Nachricht, als er am 1. August von Sommerfeld aus schrieb:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich gebe Euch hierdurch die Nachricht, wie dass Laudon und Haddik sich conjungirt haben und ihren Marsch grade auf Frankfurt richten, sie haben Guben auch bereits passirt; dieses zwinget Mich auch Meinen Marsch dahin zu nehmen, um ihr Vorhaben zu stören. Ich habe auch bereits Fincken geschrieben, dass Ich ihn an Mir ziehen will, um die Leute zurückzujagen. Sollte Ich sie bei Frankfurt nun wegjagen, so werde Alles anwenden, um die Brücke bald fertig machen zu lassen, um allda über zu gehen und den Russen im Rücken zu kommen. Sollte Ich erfahren, dass die Russen bei Crossen übergegangen wären, so werde Ich Mir der Anhöhen von Crossen bemächtigen, sie aus Crossen wegjagen und suchen, wo Ich am besten die Oder passiren kann, um zu Euch zu stoszen. Indessen müsst Ihr suchen beständig feste Läger zu nehmen und sobald als es nur wird möglich sein, werde Ich Euch von Allem suchen Nachricht zu geben. Sollten aber diese Meine jetzigen Nachrichten nicht wahr und gegründet sein, und sich nicht an dem befinden, und dass die Russen nach Crossen marschirt wären, so werde Ich sofort umkehren und wieder zurück über Naumburg marschiren, Euch auch sogleich Nachricht geben. Solltet Ihr aber keine weitere Nachricht von Mir erhalten, so ist es eine gewisse Folge, dass Ich bei Frankfurt übergehen und dem Feind im Rücken kommen werde. Ich bin etc.“

Inzwischen hatten sich, wie aus dem Briefe hervorgeht, Haddik und Laudon bei Priebus vereinigt und folgenden Plan in geschickter Weise ausgeführt: Sie zogen einen Cordon leichter Truppen von Halbau über Sorau, marschirten hinter demselben nach Triebel, Pförten und Guben, von wo aus Laudon in Eilmärschen gegen Frankfurt zur Vereinigung mit den Russen rückte, während Haddik stehen blieb und seine Cavallerie nach Sommerfeld detachirte, um den König, der von Sagan über Naumburg herankam, aufzuhalten. Der König warf dieselbe bei Starzeddel zurück und veranlasste Haddik, sich in der Richtung auf Spremberg abzuziehen.

Am 2. August war der König nach Merzdorf gegangen, von wo er dem General v. Wedell schrieb:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Eben den Augenblick bekomme Ich die Nachricht, dass die Russen vorgestern Frankfurt genommen haben. Ich kann Euch nichts positives schreiben, was Ihr Eures Orthes zu thun habet; dann Ihr müsset Euch nach die Umstände richten. Ich marschire nach Beeskow und werde ich suchen den G.-L. v. Finck an Mich zu ziehen. Wofern die Russische Armee gegen Frankfurt marschiret, und dass bei Euch Nichts anders geschiehet so müsset Ihr absolute zusehen, ihnen ihre Bagage Morgens, wo sie ihre Lebensmittel darauf haben wegzunehmen und kann es nicht anders sein, als dass Ihr die Oder bei Schidlow passirt und zu Mir stoszet. Den General Haddik habe Ich ziemlich auseinander gejagt, Ihr werdet ihn aber, da er nach Weissack hinmarschirt ist, auf Eure Flanke haben. Indessen glaube ich nicht, als dass Ihr anders als gegen Beeskow werdet marschiren können, um zu Mir zu stoszen, alsdann wir den Feind mit gesammter Hand auf den Hals gehen. Es sind gewiss sehr schlimme Umstände, aber Ihr müsset dabei aus dem Kopf agiren und zusehen, was dabei am besten zu thun sein wird, ohne Euch an die Bagatelle zu kehren. In Guben habe Ich 30,000 portions Brod bestellt, die sollet in zwei Tagen parat finden. Fourage lasset Ihr Euch nicht nachfahren, indem Eure Armee da, wo sie hinkommt, fouragiren soll. Ihr sehet ohne Mein Erinnern selbst ein, dass die Umstände gefährlich sein, also werdet Ihr wohl müssen, nach denen Euch einkommenden sicheren Nachrichten Eure Märsche einrichten und muss Ich es Eurer Ueberlegung anheim stellen, was Ihr darunter zu thun am convenablesten finden werdet. Ich bin etc. (Eigenhändig.) Hier ist die Gelegenheit Kopf zu Zeigen, und in allen umbständen die beste parti zu Wehlen. Hadek ist kaum 10000 Mann und ist verflucht hier an der Kost gekommen, auf Märschen

uns zu vereinigen und den leuthen baldt auf den Hals zu gehen Kömmt alles an. Fr."

Am 3. August langte der König in Beeskow an und sandte folgendes Schreiben an Wedell:

„Mon lieutenant général de Wedell. Eben komme Ich hier an. Laudon ist bei Frankfurt. Hier will man gewiss sagen, dass nicht mehr als 8000 Russen jenseits Frankfurt ständen, und dass Leute so von daher kommen, sagen: die gröszte Force der Russen sei nach Züllichau marschirt. Er muss es dorten gewiss wissen und Seine Mesures darnach nehmen. Soll die ganze Armee nicht nach Frankfurt sein, so muss es bei der Abrede bleiben. Ist der Feind nach Züllichau, so wollen sie Glogau jenseits der Oder einschlieszen und Daun von dieser Seiten, dann können wir mit der ganzen Macht den einen nach den andern schlagen. Morgen marschire Ich bis Biegen. Adieu! Meinem Bruder dieses zu communiciren."

Die Russen waren nicht auf Züllichau gegangen, sondern mit ihrer Hauptmacht von Aurith am 3. August nach den Kunersdorfer Höhen marschirt, wo sie ein Lager bezogen. Der König brachte dies auch sehr bald in Erfahrung und sandte dem General Wedell am 4. August aus Beeskow den Befehl:

„Da die Russen drei Brücken bei Frankfurt über die Oder geschlagen, wird Euer Verbleiben bei Crossen nicht von weiteren Nutzen sein. Ich marschire heute in der Gegend Müllrose und Hochwald, da werde Ich Mich auf einen Posten setzen, bis dass Ihr heran sein werdet. Ihr müsset aber nicht verweilen, herbei zu kommen und Euch eigentlich, wo Ich sein werde, erkundigen. Ich bin etc. (Eigenhändig.) Bei Müllerosze bleibet die Brücke zur Conjonction. Sollten die Russen Wollen nach der Lausznitz Marschiren wie es heiszet, sollten sie auch auf Fürstenberg gehen, so folge ich sie So das ich à portée bleiben werde sie in Rücken zu fallen, wohr sie ihm, ehe er an mihr ist attaquiren Solten. Fr."

Der General Wedell setzte sich am 4. August in Marsch und erreichte Guben, am 5. August traf er in Grunow ein, wo zwei Schreiben vom Könige einliefen. Das erste enthielt in der Anlage die Ordre de bataille und lautet:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich übersende Euch hier beigehend die ordre de bataille*), so wir formiren werden, wenn wir zusammen gestoszen sein werden, wobei Ich die Bärenhäuters mit

---

*) Es ist dies die Ordre de bataille der Schlacht von Kunersdorf und wird der Schilderung derselben beigefügt werden.

in die Reserve gestellt habe. Ich bin etc. (Eigenhändig.) Ich gedenke ihm Morgen bei guther Zeit hier zu Sehen. Fr."

Der zweite Brief ist eigenhändig und treibt den General zur gröszten Eile an, um die Vereinigung möglichst zu beschleunigen. Der König schreibt:

„Es ist nicht wohl Zeit jetzunder Rastach zu machen, in denen umbständen wohr Wihr Seyndt Mus geeillet werden zusammen zu kommen. Wann der Feindt jetzunder ein Mouvement machet So mus ich es ansehen, habe ich aber die Armee zusammen, so profithire ich davon.

Mache er das er Morgen mit dem ganzen Klumpen bei guther Zeit heran ist, und Schicke er mihr die listen derer Regimenter und welche Regimenter noch zum besten zu gebrauchen Seyndt. Adieu."

Am 6. August traf Wedell beim Könige ein und am 9. August der General Fink, der von Torgau über Lübben und Storkow herangerückt war. So hatte der grosze König durch geschickte Manöver eine Armee von 48,000 Mann zur Entscheidungsschlacht gegen die Russen vereinigt. (Schluss folgt.)

XII.

Studien in Bezug auf die Cavallerie.

Von **Friedrich von Bernhardi,**
Premierlieutenant im Rheinischen Dragoner-Regiment Nr. 5.

Durch Krankheit gehindert, die im Herbste 1874 begonnenen „Studien" zusammenhängend fortzusetzen, ist es dem Verfasser erst jetzt möglich geworden, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Manches in der organisatorischen und taktischen Entwickelung der deutschen Reiterei hat sich seitdem fortschreitend geändert; einen endgültigen Abschluss hat diese Entwickelung jedoch noch nicht gefunden. Noch stehen wir vollendeten Thatsachen nicht gegenüber, und haben daher auch diese „Studien" ihre innere Berechtigung noch nicht verloren. Der behandelte Stoff schlieszt sich vielmehr unmittelbar an die Tagesfragen an.

Um nun dem Leser den Faden der unterbrochenen Entwickelung in's Gedächtniss zurückzurufen, glauben wir kurz den Gedan-

kengang des bereits Gesagten recapituliren zu müssen, ehe wir zu Neuem fortschreiten.

Aus einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Cavallerie-Taktik hatten wir zunächst die Erkenntniss abstrahirt, dass sich in derselben stets zwei Bestrebungen geltend machen werden:

„Einerseits das Streben, sich den Formen und der Kampfweise der Infanterie anzuschmiegen, um im Gefechte mit derselben in Contact bleiben und gegen sie oder zu ihrer Unterstützung zur Wirkung gelangen zu können;

Andererseits das Streben, den Grundgesetzen der Cavalleriewirkung Geltung zu verschaffen, um überhaupt Erfolge erzielen zu können.“

„Beide Tendenzen mit einander zu verschmelzen, in Formation und Verwendungsweise der Reiterei die nothwendige, beiden Bestrebungen genügende Einheitlichkeit wieder herzustellen“, das hatten wir dann als die Aufgabe bezeichnet, welche sich jede fernere Fortschrittsthätigkeit auf taktischem Gebiete zu stellen haben würde.

Wir waren dann übergegangen zur Betrachtung derjenigen Grundsätze, nach denen, unserer Anschauung nach, die Cavallerie seitens der höheren Führung verwendet werden müsste, einerseits bei ihrer aufklärenden Thätigkeit und Allem, was in dieses Gebiet hineinschlägt, andrerseits für die Schlacht.

Für den ersten Punkt hatten wir als Grundsätze aufgestellt:

„Womöglich Verwendung der gesammten Reiterei — abgesehen natürlich von der Divisions-Cavallerie — in erster Linie; Theilung der Aufklärungszone in Abschnitte und directe Unterstellung derselben unter die Armee-Ober-Commandos; offensives Vordrängen der ganzen Linie zur Recognoscirung der feindlichen Aufklärungs-Cavallerie; dann: möglichst überraschende energische Offensive mit concentrirten Massen von den Flügeln, wo dieselben im Voraus bereit zu halten waren, aus gegen die Flügel und in die Flanke der feindlichen Aufklärungstruppen; Schlagen und Zurückwerfen derselben; Festsetzen in den Flanken der gegnerischen Hauptmacht zur unausgesetzten Beobachtung ihrer Maasznahmen.

Für die Schlacht führte die theoretische Betrachtung zu dem Schlusse, dass man die Reiterei hier in drei räumlich von ihrem Zweck nach getrennte Massen, hinter dem Demonstrativ-Flügel — eventuell mit Detachirungen an dessen äuszere Flanke — und zu beiden Seiten des Decisiv-Flügels zu theilen haben wird; dass man von der äuszeren Flügel-Cavallerie verlangen kann, dass dieselbe

energisch in Flanke und Rücken des Gegners vorgeht, von der übrigen Reiterei dagegen, dass sie, mit der Entwickelung des Infanteriegefechts Schritt haltend, bis schlieszlich auf circa 1500 Schritt an die vordere Gefechtslinie herangeht, um von hier aus zur Attacke vorbrechen zu können.

Wir hatten dann endlich für die Verfolgung nach der Schlacht den Grundsatz entwickelt: Cavallerie muss innerhalb der Grenzen der materiellen Leistungsfähigkeit die Verfolgung so weit fortsetzen, bis sie einen Echec erlitten hat; erst dann kann sie sich sagen, dass sie alle in ihrer Machtsphäre zu erreichenden Erfolge vollkommen ausgebeutet habe.

Nach diesem kurzen Rückblick wenden wir uns nun zur Besprechung der

Organisation und Ausrüstung der Reiterei.

Wenn aus dem bisher Entwickelten, aus der Betrachtung der Cavallerie-Verwendung seitens der oberen Heeresführung, die Aufgaben erhellen, welche die Cavallerie in künftigen Kriegen zu lösen haben wird, so müssen wir jetzt, ehe wir zur Besprechung des Verfahrens übergehen können, welches die Reiterei bei der Erfüllung der an sie gestellten Aufgaben wird einzuschlagen haben, erst derjenigen Mittel gedenken, welche die natürliche und nothwendige Basis dieses Verfahrens bilden, der Organisation nämlich, der Ausrüstung und Zusammenstellung der Reiterei. Wenn eine solche Anordnung des Stoffes als eine Inconsequenz erscheinen möchte, wenn es vielleicht, streng genommen, nach dem allgemeinen Plan dieser Arbeit logischer gewesen wäre, erst die Grundsätze für das Verfahren auf rein speculativem Wege herzuleiten, und dann aus diesem und den Principien der Verwendung die Forderungen zu abstrahiren, die für Organisation und Ausrüstung aufzustellen wären, so verbot sich das schon aus dem Grunde, dass wir uns bei der Besprechung des Verfahrens zu sehr in Allgemeinheiten würden bewegen müssen, und es nicht möglich wäre, unseren Anschauungen einen concreten Ausdruck zu geben.

Auszerdem lassen sich aber ganz allgemein die Bedingungen, nach denen die zunächst zu besprechenden Punkte unserer Ansicht nach geregelt werden sollten, auch schon aus der Natur der von der Cavallerie zu lösenden Aufgaben herleiten und die specielleren Beweise für einzelne von uns hier auszusprechende Anschauungen werden sich später indirect bei der Besprechung des Verfahrens ergeben.

Es wird nun bei der Behandlung der Fragen, denen wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden gedenken, nicht zu umgehen sein, Manches hier zu wiederholen, was schon anderweitig zur Sprache gebracht, was schon vielfach und eingehend discutirt worden ist. Um unnöthige Längen zu vermeiden, wollen wir uns daher nicht darauf einlassen, hier alle Gründe und Gegengründe zu den einschlagenden Fragen des Näheren beizubringen. Nur da wollen wir umständlicher auf die Dinge eingehen, wo wir gewisse Punkte hervorheben zu müssen glauben, welche uns anderweitig noch nicht ihrer Bedeutung entsprechend gewürdigt zu sein scheinen, im Uebrigen dagegen uns darauf beschränken, nur allgemein unsern Standpunkt zu den schwebenden Fragen festzustellen, um so einerseits die Grundlage für unsere ferneren taktischen Entwickelungen zu gewinnen — andererseits aber hier von Neuem das Vorhandensein einer, gewiss durch zahlreiche Preuszische und Deutsche Cavalleristen vertretenen Tendenz zu constatiren, welche mit aller Energie, die die Liebe zur Waffe einzuflöszen vermag, dahin strebt, sich Anerkennung und Folge zu verschaffen.

Denn in einer Periode, wie wir sie augenblicklich durchleben, in einer Zeit der Entwickelung auf allen Gebieten des geschichtlichen Lebens, noch schwankender Entscheidungen, mächtiger Wehen, wo aus der Masse des Erfahrungsstoffes und der daran anknüpfenden theoretischen Speculationen der einheitliche Gedanke und die einheitliche Form geboren werden sollen — da ist es die Pflicht eines Jeden, Partei zu ergreifen; die Fachpresse und der Einzelne sollten in gleicher Weise dieser Pflicht genügen. Nur aus dem schroffen Zusammenstosz der gegnerischen Anschauungen, wie der Funke zwischen dem Stahl und dem Feuerstein, entspringt der lebensfähige Gedanke — und die Objectivität lässt nur allzu häufig die That nicht zur Erscheinung gelangen.

Wenden wir uns nun zur Behandlung des Stoffes selbst, so ist die erste Frage, die uns naturgemäsz entgegentritt, die Frage, ob für den Krieg die Cavallerie in gröszere taktische Verbände zusammengestellt werden müsse, einer näheren Erörterung nicht mehr bedürftig. Denn bei den in groszem Maaszstabe gesteigerten Massen- und Raum-Verhältnissen des modernen Krieges, bei der gleichzeitigen Beschränkung der Zeiträume im Vergleich zur Summe der in ihnen zur Erscheinung gelangenden Ereignisse ist der zur Befehlsertheilung, Verproviantirung, Amunitionirung der Truppen nothwendig gewordene Apparat ein derart complicirter geworden, dass es der Oberführung heutzutage geradezu unmöglich ist, mit den Heeres-

gliedern unterer Ordnung direct zu verkehren. Sie muss dieselbe in weniger zahlreiche und daher gröszere Einheiten zusammenfassen, und fordern diese Rücksichten eine unbedingte Bejahung der gestellten Frage.

Es entwickelt sich aber nun ferner die Alternative, ob eine solche Zusammenstellung bereits im Frieden oder erst im Falle eines Krieges bei der Mobilmachung zu erfolgen habe — und eng verflochten mit der Entscheidung dieses Punktes — die daran anknüpfende Frage, nach welchen Grundsätzen jene Organisation zu erfolgen habe.

Es ist seit der letzten Campagne vielfach, besonders von cavalleristischer Seite aus, der Wunsch laut geworden und das eifrige Streben zu Tage getreten, schon im Frieden die Reiterei dauernd in feste Verbände, in Divisionen zu vereinigen.

Man hofft auf diese Weise — und das sind denn auch die Punkte, die zur Begründung der gedachten Forderung angeführt werden —: in der gesammten Ausbildung, sowohl in Bezug auf das Detail, als auch in Betreff der Gefechtstaktik eine gröszere Einheitlichkeit erzielen zu können, als das (unter den obwaltenden Umständen) bisher immer noch der Fall ist — man möchte der Truppe und den höheren Führern dauernd Gelegenheit bieten, diesen sich in der Leitung und Verwendung grösserer Reitermassen zu üben, sich Routine in derselben zu verschaffen,— jener sich die Grundsätze der Taktik praktisch anzueignen, sich in das Zusammenwirken unter sich und mit den Führern einzuleben und einzuarbeiten. — Man denkt endlich durch eine solche Organisation die centrale Mobilmachungsarbeit zu verringern und für die Entwickelung des Reitergeistes eine breitere und festere Grundlage zu schaffen — des Reitergeistes, auf dem in letzter Instanz der kriegerische Erfolg der Waffe stets beruhen wird.

Nichtsdestoweniger können wir uns der fraglichen Forderung nicht anschlieszen, und zwar, weil wir glauben, dass einerseits die dauernde Organisation Nachtheile mit sich ziehen würde, die uns schwer in's Gewicht zu fallen scheinen, und dass andrerseits die Vortheile, welche dieselbe bezweckt, sich auch auf anderem Wege mindestens ebenso vollständig würden erreichen lassen, ohne doch jene Nachtheile mit in den Kauf nehmen zu müssen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des ersten Motivs, so drängt sich uns zunächst die Frage auf, wie die zur Divisions-Cavallerie bestimmten Regimenter im Frieden der Organisation einzufügen seien; denn sondert man sie von vorneherein aus, so bedingt

das eine Verschiedenheit in der Ausbildung innerhalb der Cavallerie, wie sie unter keinen Umständen zulässig erscheint.

Wenn wir nun auch diesem Punkt keine entscheidende Bedeutung beimessen können, da wir glauben, dass sich doch wohl Mittel und Wege finden lieszen, die hier drohenden Uebelstände zu beseitigen, so fällt derselbe doch, als jedenfalls zu überwindende Schwierigkeit, mit in die Wagschale der Entscheidung.

Diese Entscheidung selbst aber muss aus tiefer in dem Wesen der Dinge beruhenden Gründen entwickelt werden, als aus solchen rein äuszerlichen Ursachen, und glauben wir hier zunächst in den Vordergrund stellen zu müssen, dass bei der Friedensorganisation der Cavallerie doch auch noch andere Rücksichten mitzusprechen haben, als die, so zu sagen, rein cavalleristischen.

Es ist ein Gesichtspunkt, den man nie aus dem Auge verlieren darf und auf den wir schon vielfach hingewiesen haben, dass die Cavallerie eine Hülfswaffe, und als solche zwar berufen ist, die erfolgreiche Thätigkeit der Infanterie zu ermöglichen, dieselbe zu unterstützen, ihre Erfolge auszunützen und fortzusetzen, nicht aber auf ganz selbstständige Krieg- und Gefechtsführung auszugehen.

Der Cavallerieführer, und zwar hinab bis zu dem Führer der Schleichpatrouille, bedarf deshalb einer genauen Kenntniss der Formen, der Verwendung, der Taktik der Hauptwaffe für sämmtliche Zweige seiner Thätigkeit. Zunächst beim Eclairiren: denn hier besteht der Kern der der Reiterei zufallenden Aufgabe doch hauptsächlich in dem Erkunden der Stärke und der Maasznahmen, vor Allem der feindlichen Infanterie; auf sie werden sich die allgemein wichtigsten Beobachtungen und Meldungen stets beziehen. In noch erhöhterem Maasze aber in der Schlacht: denn hier beruht auf der richtigen Erkenntniss der Verhältnisse des Infanteriegefechts und dem darauf basirenden Entschluss nicht nur der Erfolg des Eingreifens, sondern, in zahlreichen Fällen, selbst die Existenz der Truppe.

Soll aber die Cavallerie im Stande sein, einerseits sich das geforderte Verständniss zu sichern, andererseits ihren in der Natur der Dinge begründeten Standpunkt festzuhalten und sich nicht zu Anschauungen hinreiszen zu lassen, die ihrer Thätigkeit im Ernstfall nur schädlich sein können, so müssen im Frieden die Ausbildung und die dieselbe mitbedingende Organisation ihr das ermöglichen.

Es genügt hier keineswegs ein theoretisches Studium, wie für die höheren so für die unteren Führerchargen, welche letztere

besonders häufig in die Lage kommen werden, Verhältnisse beurtheilen zu müssen, die ihnen durch die Theorie gar nicht verständlich gemacht werden können — deren richtige Auffassung vielmehr nur aus der Praxis erlangt werden kann.

Wir halten es daher für ein Hauptmoment in der Friedensverfassung der Cavallerie, dass nicht nur der Zusammenhang bei den Uebungen, der, so zu sagen, materielle Contact mit der Infanterie stets gewahrt bleibe, — von den kleinsten Verhältnissen aufwärts bis zu den umfangreichsten, — sondern wir legen ein besonderes Gewicht darauf, dass auch auszerdem stets und überall die Anschauung in der Cavallerie wach erhalten werde, dass — sei es im mittelbaren oder unmittelbaren — Zusammenwirken mit der Infanterie und nur auf diesem Wege dauernde, wirkliche Erfolge erzielt werden können; dass der Geist der Zusammengehörigkeit, das Bestreben des Zusammenwirkens gefördert werde in jeder Weise, besonders aber in den Offizier-Corps.

Formell würde dieser Contact auch bei der Organisation von Cavallerie-Divisionen schon im Frieden zwar wohl gewahrt werden; denn die Möglichkeit, in den Garnisonen bei den Felddienst- und Detachements Uebungen mit der Infanterie zusammen zu arbeiten, wäre ja durchaus nicht ausgeschlossen.

Dennoch läge gerade jetzt, wo das Streben nach specifisch reiterlicher Ausbildung in der Deutschen Armee mit Recht einen so mächtigen Aufschwung genommen hat, die Gefahr ungemein nahe, alle Arbeit in dieser einseitigen Richtung sich concentriren zu sehen, wollte man dieselbe durch Lösung des innigen Wechselverhältnisses der Waffen, wie derselbe bisher besteht, gleichsam sanctioniren.

Es würde immer, mehr oder weniger, das Bestreben der Cavallerie-Divisionen hervortreten, als gleichberechtigte Factoren neben den Infanterie-Divisionen aufzutreten — gleich diesen ihre Uebungen als selbstständige Division zu haben, um in ihrer Specialausbildung als Waffe, in ihren taktischen Manövern eine möglichste Vervollkommnung zu erlangen.

Wenn aber dieses Bestreben zur thatsächlichen Geltung gelangte, so wäre damit eine doppelte Gefahr verbunden:

Erstens glauben wir, dass, wie hoch ein solches Streben anzuerkennen, wie sehr eine derartige Vervollkommnung von Nöthen sei — die Nothwendigkeit der richtigen taktischen Verwendung einerseits doch noch mehr in den Vordergrund tritt, dass andererseits das Verständniss dafür gewiss schwieriger zu erreichen ist, als die relativ mehr mechanische Fertigkeit im Bewegen gröszerer Reitermassen.

Man braucht nur einen Blick auf unsere Manöver zu werfen, um sich zu überzeugen, in wie vielfacher Weise auf diesem Gebiete gesündigt wird.

Das Verständniss für die taktische Verwendung aber lernt sich nur im Zusammenarbeiten der Waffen — und dieses würde — unter der angenommenen Voraussetzung — wenn auch für die kleinen Verhältnisse noch gewahrt, für die gröszeren und wichtigsten nicht mehr in genügender Weise stattfinden.

Zweitens läge bei dem heutzutage im Gegensatze zu den bisherigen Zuständen, stark, wir möchten fast sagen, in extremer Weise hervortretenden Bestreben, Formen für die cavalleristischen Grundsätze zu finden und festzustellen, die Gefahr gewiss nahe, diese Formen in starren Schematismus ausarten zu sehen. — Formen aber sind nur dann von Werth, wenn sie nicht absolut bindend sind, wenn sie getragen werden von einem lebendigen und entwickelungsfähigen Geiste.

Die gemeinsame Folge nun beider erwähnten Uebelstände wäre voraussichtlich eine Isolirung der Cavalleriethätigkeit, wie sie im Kriege nicht stattfinden darf, soll der Cavallerie die ihr gebührende Stellung gewahrt bleiben.

Um aus wirklich bestehenden Verhältnissen ein Beispiel für die Wahrscheinlichkeit derartiger Folgen anzuführen, brauchen wir nur auf die Russische Cavallerie hinzuweisen, die wir kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Auch sie übt in den jährlichen Uebungslagern in kleineren Detachements mit der Infanterie zusammen. Bei den gröszeren Manövern aber ist der Zusammenhang mit der Infanterie gänzlich verloren gegangen. Selbst da, wo die Terrainverhältnisse ein Zusammenwirken gestatten und obgleich die Manöver meist zusammenhängende Schlachtenbilder darstellen sollen, operiren die Waffen doch ganz ohne wechselseitiges Ineinandergreifen ihrer respectiven Thätigkeit; und während die Gewandtheit der Cavallerieführer innerhalb gewisser Formen grosze Massen selbst complicirte Manöver ausführen zu lassen, immerhin eine bedeutende ist, sind die Formen selbst, in welchen die Russische Reiterei exercirt und manövrirt — obgleich auch sie vielfach auf rationellen und richtigen Grundsätzen beruhen, vollkommen schematisch und entbehren jeglicher Lebensfähigkeit.

Und doch hat auch die Russische Cavallerie im Krimfeldzuge ihre blutigen Erfahrungen gemacht!

Sollte der Grund, weshalb sie dieselben nicht gehörig zu ver-

werthen verstanden hat, nicht zum Theil wenigstens in der Isolirung der Waffe als solcher zu suchen sein?

Wirft man einen Blick auf die Geschichte der Preuszischen Cavallerie, so kommt man auf ähnliche Vermuthungen. Man wird da zwei Dinge gewahr werden: Erstens sieht man, dass jedes Mal da, wo eine Isolirung der Waffe eintrat — auch eine Erschlaffung, ein Rückschritt in Geist und Wesen derselben Platz gegriffen hat: sei es nun, dass diese Isolirung dadurch herbeigeführt wurde, dass die Cavallerie durch ihre Organisation von den übrigen Waffen getrennt war, wie zur Zeit vor und nach Friedrich dem Groszen, und auch schon in den letzten Jahren seiner Regierung, wo die Mängel der Organisation nicht mehr, wie in der ersten Zeit, ersetzt wurden durch des groszen Königs Alles belebenden und einigenden Geist — sei es, dass sie dadurch hervorgerufen wurde, dass der Armee das Verständniss und der Besitz richtiger cavalleristischer Grundsätze verloren gegangen und dass dadurch die Cavallerie überhaupt ganz in den Hintergrund gedrängt worden war — Zustände, wie wir sie in der langen Friedensperiode von den Freiheitskriegen bis 1866 unter dem Einflusse der sich in den Vordergrund drängenden Bedeutung der Feuertaktik sich entwickeln sehen.

Zweitens tritt einem die Thatsache entgegen, dass jeder Aufschwung des Reiterwesens sich nicht in und aus der Waffe als solcher entwickelt hat, wenn er auch von ihr aufgenommen und weiter geführt wurde: Zur Zeit Friedrich des Groszen war es dieser selbst, der seine Reiterei aus eigener persönlicher Initiative umgestaltete und bildete — und 1870 ist es der Feldmarschall Moltke gewesen, welcher durch die Bildung der Cavallerie-Divisionen und die Verwendung derselben die Form traf, in welcher auch in unserer Zeit dem cavalleristischen Gedanken genügt werden kann; und augenblicklich noch sind es, zum Theil wenigstens, Infanteristen, welche bei der Bearbeitung des Cavallerie-Exercir-Reglements mitwirken.

Es sind das ja Dinge, die sich nicht endgültig und absolut entscheiden lassen, wie eine mathematische Frage, durch einen schlagenden Beweis; der subjectiven Auffassung sind hier zu weite Grenzen gesteckt: Uns hat sich aus allen gemachten Erwägungen die Ueberzeugung aufgedrängt, dass auf dem geistigen, wie auf dem die Grundlage für jenes bildenden materiellen Zusammenwirken und Zusammenhange der Waffen jede lebendige Entwickelungsfähigkeit beruht, dass aber mit der organischen Trennung derselben die Gefahr einer Isolirung nahe rückt, welche dann auf die Hülfswaffe,

als die allenfalls entbehrliche, naturgemäsz besonders nachträglich einwirkt.

Wir müssen uns daher schon aus diesem Grunde gegen die Friedensformation der Cavallerie in Divisionen aussprechen, und sind um so mehr Gegner derselben, als neben den eben erörterten Rücksichten sich auch in anderer Hinsicht noch Manches hervorheben lässt, was in derselben Richtung beweist.

Der erste Punkt, den wir betonen möchten, ist die Führungsfrage.

Werden die Divisionen schon im Frieden formirt, so ist man für den Fall eines Krieges, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, an die Persönlichkeiten derjenigen Führer gebunden, welche dieselben bereits im Frieden commandiren. Man unterwirft sich damit dem ganzen Zwange der Anciennitäts- und Rangverhältnisse. Gerade bei der Cavallerie aber sollten derartige Verhältnisse so wenig als irgend möglich zur Sprache kommen, denn gerade hier ist die Führung am meisten eine freie Kunst, kommt es mehr als bei den anderen Waffen auf das angeborene Talent an, und die Erfahrung lehrt, dass dieses Talent ein verhältnissmäszig seltenes ist. Dieser Umstand verdient bei der Besetzung der Führerstellen für den Krieg gewiss einer besonderen Beachtung, und wie könnten die Verhältnisse für seine Berücksichtigung günstiger gestaltet sein, als wenn man die gröszeren Cavalleriekörper erst bei der Mobilmachung definitiv zusammenstellt? Man ist damit in der Lage, in vollkommen freier Wahl die für geeignet erachteten Persönlichkeiten herauszusuchen und an die wichtigsten Posten zu stellen — ja man hat das Mittel in der Hand, solchen Generalen, die man für besonders befähigt hält, dadurch, dass man sie bei den alljährlichen groszen Uebungen besonders berücksichtigt, schon im Frieden Gelegenheit zu geben, sich durch häufigere Uebung die auch für das Talent nothwendige Routine zu verschaffen.

Es beruht ein solches Verfahren auf Altpreuszischen Fridericianischen Grundsätzen.

Doch blicken wir weiter. Nicht nur an die Personen der Führer, auch an die einmal eingeführte, dann natürlich gleichmäszige Formation der Divisionen selbst bliebe man gebunden, wollte man dieselben dauernd schon im Frieden bilden, und es bleibt jetzt zu erörtern, ob eine derartige Organisation in taktischer und strategischer Hinsicht als ein Vortheil angesehen werden kann.

Die Betrachtung dieses Punktes führt uns zugleich in die Be-

handlung der ferneren Frage hinein, wie die gröszeren Cavalleriekörper für den Krieg formirt werden sollen.

Es wird sich hierbei darum handeln, die verschiedenen Factoren klar zu stellen, welche in der fraglichen Hinsicht als mitwirkend und maaszgebend zu betrachten sein dürften, und scheint es daher geboten, etwas näher auf den Zusammenhang einzugehen, welcher im Allgemeinen zwischen der Organisation und den taktisch strategischen Verhältnissen besteht.

Gedenken wir der Rückblicke, die wir auf die Geschichte der taktischen Entwickelung geworfen haben, so erinnern wir uns, dass die nächste Erscheinung, welche die welthistorische Umwälzung der Französischen Revolution auf militairischem Gebiet zur Folge hatte, die war, dass die schlecht ausgebildeten Truppen der Republik nicht mehr im Stande waren, sich in der hergebrachten Weise in linearer Formation und auf freiem Terrain erfolgreich zu schlagen. Sie ballten sich einerseits in tiefe, nach allen Seiten hin vertheidigungsfähige Colonnen zusammen, und suchten andererseits coupirtes Terrain zu ihrer Deckung auszunutzen. Ebenso wie früher die relative Unselbstständigkeit der in langer Linie aufgestellten einzelnen Truppe und die Einheitlichkeit des Kampfterrains auch die strengste Einheitlichkeit der Führung zur unbedingten Nothwendigkeit gemacht hatten — um vermöge derselben, einerseits durch Zusammenfassen der einzelnen an sich unselbstständigen Theile, die Selbstständigkeit des Ganzen zu garantiren, und andererseits das sich als ein einheitliches Ganze darstellende Terrain nach einem einheitlichen Gedanken und nur so erfolgreich verwerthen zu können — ebenso mussten jetzt die durch die Colonnenformation erreichte gröszere Selbstständigkeit der Heeresglieder und die Benutzung des verschiedenartigsten Terrains auch den Verlust der einheitlichen Führung des Ganzen in dem Sinne, wie dieselbe bisher aufgefasst und gehandhabt worden war, hervorbringen — eine Theilung der Befehlsführung nach unten und damit eine Theilung zunächst der Infanterie der Armeen in Corps, Divisionen u. s. w., deren Führern eine weit gröszere Selbstständigkeit eingeräumt werden musste, als denen der bisherigen, nur zeitweise gültigen, Armee-Unterabtheilungen, der Treffen und Flügel.

Die Benutzung verschiedener Terraingattungen zur Erreichung desselben Kampfzweckes hatte diese Theilung geboten, die neuen taktischen Formen hatten dieselbe ermöglicht.

Für die Infanterie stellte sich zugleich die Möglichkeit heraus, die einzelnen Theile in gleicher Stärke und gleicher Zusammen-

stellung zu formiren, da diese Waffe jedes Terrain, auf dem überhaupt eine Entscheidung möglich ist, ebenso gut zum Angriff als zur Vertheidigung verwerthen kann, durch das Terrain allein also nicht zu einheitlicher entweder rein defensiver oder rein offensiver Thätigkeit gezwungen ist.

Welchen Einfluss haben aber nun diese Verhältnisse bei der Cavallerie geübt?

Hat hier eine vermehrte Ausnutzung verschiedenartigen Terrains eine Theilung in der Führung nöthig gemacht?

Hat das Selbstständigerwerden der einzelnen Theile dieselbe ermöglicht?

Kann die Cavallerie heutzutage in jedem Terrain sowohl defensiv als offensiv verfahren?

Haben diese Rücksichten eine Theilung innerhalb der Cavallerie geboten? haben sie eine gleichmäszige Formation der taktischen Körper möglich gemacht?

Die erste dieser Fragen müssen wir in gewissem Sinne bejahen. Denn eine vermehrte Ausnutzung des Terrains durch Cavallerie, als zur Zeit der Lineartaktik, ist zwar nicht eingetreten und auch wohl kaum möglich; eine gewisse Theilung der Befehlsführung ist aber dennoch nothwendig geworden: bedingt einerseits durch die Raumverhältnisse in der heutigen Kriegführung, andererseits speciell für das Gefecht, durch die veränderte Kampfweise der anderen Waffen und die vermehrte Ausnutzung des Terrains seitens der Infanterie. Keinenfalls ist ein so geeintes Auftreten der Reiterei mehr möglich, wie zur Zeit Friedrich des Groszen, eine weitergehende Trennung vielmehr geboten. Es berührt sich diese taktische Forderung mit jener strategischen, deren wir oben gedachten, die kleineren Gefechtseinheiten in gröszere Körper zusammenzufassen.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so sind bekanntlich alle Versuche, der Reiterei in einer Colonne eine neue selbstständigere Gefechtsformation zu geben, gescheitert; die Linie hat sich als die einzig mögliche behauptet, und dass wir heutzutage eine gröszere Manövrirfähigkeit erreicht hätten, als die Reiterei Friedrich des Groszen sie besasz, kann wohl unbedingt bestritten werden. Ebenso haben sich drittens auch in Bezug auf das Terrain die Verhältnisse durchaus nicht verändert: Cavallerie kann sich in coupirtem Terrain auch heutzutage nur defensiv schlagen, d. h. absitzen und von ihrer Feuerwaffe Gebrauch machen; sie muss dagegen in offenem Terrain — und als solches betrachten wir jede Bodengestaltung, in welcher man noch attackiren kann — offensiv verfahren: Für beide

Thätigkeiten ist, heute wie früher, einheitliche Führung unbedingte Nothwendigkeit, ja vielleicht die erste Bedingung des Erfolges.

Ziehen wir aus dem Entwickelten den Schluss, so ergiebt sich, dass, wenn auch eine gewisse Theilung der Befehlsführung auch taktisch nothwendig geworden ist, doch eine dauernde und durchweg für alle Umstände gleichmäszige Organisation vom rein taktischen Standpunkt aus als ein Nachtheil betrachtet werden muss.

Wenn nun nichtsdestoweniger eine dauernde Vereinigung der Reiterei in gröszere Einheiten aus anderen als rein taktischen Rücksichten anerkanntermaaszen eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden ist, so wird diejenige dauernde Organisation die relativ beste und damit empfehlenswertheste sein, welche, ohne jenen anderen Rücksichten entgegenzutreten, den taktischen Forderungen wenigstens in möglichst hohem Grade gerecht wird.

Diese Forderungen, begründet in der nicht wegzuleugnenden in der Natur der Verhältnisse beruhenden Wechselwirkung, welche zwischen dem Terrain und der Art der Cavalleriethätigkeit besteht, lassen sich in dem Satze zusammenfassen:

Einerseits: Einheitlichkeit der Führung bei einheitlichem Charakter und Zweck der Action und einheitlichem Terrain;

Andererseits: Ermöglichung verschiedenster Normirung der Stärke, mit Rücksicht auf das Terrain und die zu lösende Aufgabe.

Will man diesen Grundsatz praktisch zur Geltung bringen, so bedingt derselbe eine grosze Flüssigkeit der organischen Form.

Die Flüssigkeit der Organisation aber — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — beruht auf zwei Bedingungen, die dieselbe erfüllen muss:

Erstens müssen die untersten, im groszen Kriege eventuell selbstständig aufzutreten berufenen taktischen Einheiten möglichst klein sein — d. h. also diejenigen Körper, mit denen die Armeeführung im Allgemeinen rechnet; zweitens müssen in der Organisation die Mittel geboten sein, jene Körper in verschiedene gröszere Einheiten bequem zusammenfassen zu können; denn es werden noch häufig Fälle eintreten, wo die Vereinigung auch gröszerer Massen an einem Punkte dringend geboten sein wird.

Es ist das ein Punkt, den wir besonders hervorheben möchten.

Wenn schon Friedrich der Grosze auf den Decisiv-Flügeln seiner Schlachten seine Cavallerie in einer Stärkeentfaltung bis zu hundert Escadrons vereinigte, um sie in entscheidenden Momenten loszulassen;

wenn Napoleon Reitermassen concentrirte, wie bei Wachau, Aspern, Eilau, Borodino und Belle-Alliance, so berechtigt Nichts zu der Ansicht, dass man heutzutage mit geringeren Mitteln auskommen werde. Es ist vielmehr eher das Gegentheil der Fall. — Denn wenn man denjenigen Kampf der Cavallerie in's Auge fasst, in welchem deren ganze Thätigkeit gipfelt, welcher der schlieszliche Endzweck derselben ist, den Kampf gegen die Infanterie, so ergiebt sich Folgendes: In allen Kriegen vor Einführung der schnellfeuernden Gewehre und der auf ihrer Feuerwirkung beruhenden „Taktik der zerstreuten Ordnung" sind auf gleichen Räumen der Gefechtsfelder die verwendeten Infanteriemassen im Allgemeinen gröszer gewesen, nichtsdestoweniger aber die Feuerwirkung in gleichen Zeiten eine geringere, als in der Jetztzeit. Damit war der Widerstand, den die Cavallerie zu überwinden hatte, ein geringerer; der Erfolg, wenn sie reüssirte, ein viel bedeutenderer. Dazu kommt die relativ gröszere räumliche Ausdehnung der heutigen Schlachtfelder und die im Allgemeinen absolut gröszere Zahl der verwendeten Infanterie-Mannschaften, was Beides in derselben Richtung beweist. Eine Massenverwendung der Reiterei ist daher heute womöglich noch mehr geboten, als das je der Fall war, und sollen diese Massen Resultate erzielen, so gehört, wie gesagt, heute ebenso wie früher Einheitlichkeit der Führung als ermöglichende und mitbedingende Forderung dazu.

Wirft man einen Blick auf die Geschichte, so sieht man denn auch, dass überall da, wo die glücklichsten kriegerischen Resultate erzielt wurden, auch den beiden von uns aufgestellten Bedingungen in der Organisation am meisten Rechnung getragen war.

Wir sehen unter Friedrich dem Groszen, dessen Cavallerieorganisation über das Regiment hinaus im Kriege keine dauernde taktische Formation kannte, diesen Grundsätzen am vollkommensten, ja unbedingt Folge geleistet, und seine Reiterei die idealsten Erfolge erzielen. Denn hier ermöglichte die Organisation dem Feldherrn seine Cavallerie stets dem Zwecke entsprechend an der richtigen Stelle zu verwenden, die Masse zum Zweck und zum Terrain in das richtige Verhältniss zu setzen, letzteres stets vollkommen auszunutzen, die Einheitlichkeit der Führung überall zu wahren. Wir sehen Aehnliches auch bei der Organisation der Napoleonischen Cavallerie; denn diese hatte zwar Corps und Divisionen aufzuweisen, Napoleon aber band sich keineswegs immer an diese Formen, sondern theilte und änderte je nach Bedürfniss — so dass wir auch hier eine richtige Normirung der Massenverhältnisse und die Einheitlichkeit der Führung durch die Organisation ermöglicht sehen.

Es handelt sich daher bei der heutigen Organisationsfrage zunächst darum, auf wie kleine Einheiten man zurückgehen könne, ohne diejenigen Interessen zu schädigen, welche die Zusammenfassung der Regimenter überhaupt nöthig gemacht haben; dann darum, auf welche Weise die Möglichkeit erhalten werden kann, jene in anders gestaltete, ebenfalls einheitliche Körper zusammenzufassen.

In Bezug auf den ersten Punkt glauben wir hier, ohne näher auf die Beweise eingehen zu brauchen, die Division, in der ungefähren Durchschnittsstärke, wie sie 1870 formirt worden ist, als Minimaleinheit hinstellen zu dürfen. Denn es liegt auf der Hand, dass ein Zurückgreifen auf die Brigaden, wie das 1866 Anfangs in Aussicht genommen war und damals erst später, angesichts der Formation von Cavallerie-Divisionen seitens der Oesterreicher, aufgegeben wurde — den durch die Zusammenstellung überhaupt angestrebten Vortheilen doch durchaus nicht gerecht werden könnte.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so möchten wir Folgendes hervorheben: Die Einheitlichkeit der Führung bei gröszeren Massenvereinigungen dadurch erreichen zu wollen, dass man einfach auf die Uebernahme des Commandos durch den jedesmaligen Dienstältesten rechnet, ist wohl kaum als erfolgversprechend zu betrachten. Sollen z. B. zwei Divisionen zusammen auftreten und übernähme der eine Commandeur die Führung des Ganzen, so würden zunächst alle eingewöhnten Befehlsverhältnisse — und wir werden deren Wichtigkeit innerhalb gewisser Grenzen noch weiter unten hervorzuheben haben — bei einer Division verändert werden; dann stände entweder dem einen Divisions-Commandeur oder dem nunmehrigen Commandeur des Ganzen kein organisirter Stab zur Verfügung — und ein zahlreicher, mit den Verhältnissen vertrauter Stab ist eine einfache Nothwendigkeitssache bei der Führung groszer Reitermassen — kurz, es würden sich alle jene Reibungen verschiedener Art ergeben, wie sie im Kriege so häufig eintreten und denen so viel als möglich vorzubeugen eine der Hauptaufgaben der Friedensthätigkeit ist.

Was nun die Normirung der Massen selbst anbetrifft, so wird die Division als jedesmaliger kleinster Verstärkungscoëfficient doch gewiss als zu hoch gegriffen erscheinen, wo häufig Brigaden ausreichen würden, häufig aber auch eine Verwendung ganzer Divisionen den gegebenen Stärkeverhältnissen nach nicht einmal ausführbar erscheinen wird.

Wenn somit die Eintheilung der Reiterei in gleiche Divisionen, mit Ausschluss jeder eventuellen Abänderung dieser Form, in nicht

sehr hohem Grade den taktischen Anforderungen zu genügen scheint, so drängt sich die Frage auf, ob die Durchführung irgend eines anderen Principes zu günstigeren Resultaten führen würde. Es lassen sich da verschiedene Ansichten aufstellen.

Man könnte zunächst vorschlagen, die Divisionen, wie das 1870, aber wohl aus anderen Gründen, geschehen ist, verschieden stark zu machen, um dadurch der verschiedenen Natur der Aufgaben und den verschiedenen Gestaltungen des Terrains gerecht zu werden.

Praktisch hat sich das nicht bewährt, und auch theoretisch lässt sich der Vorschlag kaum vertheidigen. Denn die Wahrscheinlichkeit liegt doch ungemein nahe, dass die stärkeren resp. schwächeren Divisionen oft gerade da, wo sie nöthig, nicht zur Stelle wären — und dann gänzlich verkehrte Verhältnisse einträten.

Ein fernerer Vorschlag könnte dahin lauten, den Hauptheil der Cavallerie allerdings in gleiche Divisionen zu theilen, den Rest aber gleichsam als Reserve in der Hand des Armeeführers zurück zu behalten und aus ihm die vorne verwandten Divisionen je nach Bedürfniss zu verstärken.

Ein derartiges Verfahren hat, theoretisch gedacht, gewiss Manches für sich, praktisch würde es jedoch auf gewichtige Hindernisse stoszen. — Es würde gewiss schwer, wenn nicht unthunlich sein, diese Reserven, einmal verwendet, wieder in die Hand zu bekommen, um sie an einer anderen Stelle, vielleicht in entgegengesetzter Richtung, von Neuem auszugeben — und dann ist es doch auch sehr fraglich, ob die Verwendung so schnell und rechtzeitig erfolgen könnte, dass sie dem angestrebten Zwecke entspräche.

Damit nun ist der Kreis der möglichen Vorschläge eigentlich erschöpft, und es sollte scheinen, als ob die einfache gleichmäszige Formation nun doch die relativ beste sei.

Es ist das innerhalb gewisser Grenzen auch wirklich der Fall, aber auch da doch nur unter gewissen Voraussetzungen.

Was diese Grenzen anbetrifft, so ergeben sich dieselben, sobald man den Gesichtskreis erweitert, und neben den taktischen auch die strategischen und allgemeinen Verhältnisse in's Auge fasst.

Dann drängt sich einem sofort die Frage auf, welchen Einfluss die geographischen Verhältnisse auf die nothwendige Organisation ausüben dürften.

Näher auf diese Frage einzugehen, gestattet der Rahmen dieser

Arbeit nicht, nur kurz wollen wir auf die Hauptpunkte hinweisen, die hierbei zur Sprache kommen dürften.

Schon oben haben wir nachzuweisen versucht, welchen Einfluss das Terrain auf die Einheitlichkeit der Action und der Befehlsführung bei der Reiterei nothwendig ausübt, und es scheint uns, als ob dieselben Rücksichten, welche das Terrain den taktischen Ueberlegungen aufzwingt, auch in strategischer Hinsicht ihre Berechtigung behalten, fasst man den mehr strategischen Theil der Cavallerie-Thätigkeit, die Aufklärung in's Auge.

Schon das würde vielleicht zu dem Schlusse berechtigen, dass z. B. in einem weniger coupirten Lande und bei gröszeren Raumverhältnissen auch die Formation gröszerer Cavalleriekörper erforderlich sei. Aber es tritt noch Mehreres hinzu, was eine solche Forderung in unseren Augen zu einer wohl begründeten macht.

Je gröszer die räumliche Ausdehnung des Kriegstheaters, je länger die Linien, die bis zur endlichen Concentration und zur Schlacht führen — je geringer andererseits der Reichthum und die Bevölkerung des Landes, dessen Fähigkeit gröszeren Massen den nöthigen Unterhalt zu gewähren, — desto gröszer wird einerseits die Selbstständigkeit, andererseits nothgedrungen aber auch die räumliche Ausdehnung und damit die Zersplitterung der Reitermassen sein müssen. Sie werden den Armeen weiter vorausgehen müssen, weil diese, zu gröszerer Ausdehnung beim Vormarsche gezwungen, längere Zeit zu Aufmärschen, Concentrationen und Directionsveränderungen nöthig haben, und sie werden sich in der Breite weiter ausdehnen müssen, um genügend aufzuklären, zu verschleiern und sich selbst den nöthigen Unterhalt zu verschaffen.

Beides aber bedingt für die zur Lösung einer gegebenen Aufgabe bestimmte Einheit eine gröszere Stärke, als unter den entgegengesetzten geographischen Voraussetzungen.

Damit dürfte die Nothwendigkeit verschieden organisirter Cavalleriekörper für geographisch verschiedenartige Kriegstheater als erwiesen zu betrachten sein.

Wenn aber innerhalb dieser im Kriegstheater gegebenen Grenzen die Organisation der Cavallerie in gleichförmige Körper statthaft erscheinen soll, so muss dieselbe auch hier, wie bereits erwähnt, noch verschiedenen Anforderungen genügen, geistig und in ihren Anordnungen diesen entsprechend in's Leben gerufen werden, um taktisch existenzfähig zu sein.

Sie wird ein unbedingtes Festhalten an der einmal gewählten

Form für alle Verhältnisse quand même nicht nothwendig machen dürfen, sondern wird momentane Abänderungen ermöglichen müssen.

Dazu sind zwei Dinge erforderlich:

Erstens muss die Organisation den Umstand als möglich berücksichtigen und ihm durch thatsächliche Anordnungen Rechnung tragen, dass im Kriege — auf Schauplätzen, auf denen kleinere Divisionen zur Verwendung gelangen — gröszere Massenvereinigungen als die bestehende Division unter einheitlicher Führung nöthig werden können; zweitens müssen zur zweckentsprechenden Stärke-Normirung dieser Massen Detachirungen von einer Division zur anderen von Hause aus in's Auge gefasst werden.

Um Beides zu ermöglichen und vollkommen ausnutzen zu können, ist es nothwendig, erstens, dass die Cavallerie-Division nicht als ein so fest zusammenhängendes Ganze betrachtet, wie die Infanterie-Division — und wir glauben, dass dies die natürliche Folge ihrer Formation im Frieden sein würde, — zweitens, dass die Cavallerie in der Lage erhalten werde, in jedem gegebenen Stärkeverhältnisse mit der gleichen Sicherheit sich zu bewegen.

Besonders was letzteren Punkt anbetrifft, möchten wir hervorheben, dass, wenn man die Reiterei ausschlieszlich nach einem für bestimmte Stärkeverhältnisse berechneten Plan ausbildet, dieselbe wohl kaum im Stande sein würde, die jenem Plane zu Grunde liegenden Principien auch auf andere Stärkeverhältnisse erfolgreich anzuwenden, wenn nun doch mit der eisernen Nothwendigkeit des Krieges eine derartige Forderung plötzlich an sie heranträte, und das dicht vor dem Feinde und kurz vor den Momenten der Entscheidung.

Ziehen wir nunmehr den Schluss aus dem Entwickelten, so können wir zusammenfassend sagen, die dauernde Eintheilung der Reiterei in Divisionen schon im Frieden sei neben den bereits oben erwähnten aus taktisch-strategischen Rücksichten darum als nachtheilig zu betrachten:

Erstens: weil dieselbe für die verschiedensten bedingenden Verhältnisse, für die verschiedensten Kriege, in der ein für alle Mal gegebenen die Anwendung der einzigen Form als unumstöszlich geboten hinstellen würde, was dem Wesen der Waffe, den taktischen Forderungen, den geographischen Verhältnissen nicht entspricht;

Zweitens: weil sie die Reiterei an taktische Formen gewöhnen und in solche einschränken würde, welche, auf eine einmal gegebene Stärke berechnet, es der Waffe ungemein erschweren, wenn nicht unmöglich machen würden, sich in anderen Verhältnissen, die aller

Wahrscheinlichkeit nach eintreten werden, mit gleicher oder wenigstens mit der nothwendigen Sicherheit zu bewegen.

Wir wenden uns nun zu der Betrachtung des zweiten Motivs, und wollen unsere Annahme zu rechtfertigen versuchen, dass die durch die Friedens-Organisation in Divisionen erstrebten Vortheile sich auch auf anderem Wege erreichen lassen.

Was zunächst die Einheitlichkeit der Detail-Ausbildung anbetrifft — und unter Detail-Ausbildung verstehen wir hier die gesammte Ausbildung innerhalb des Brigade-Verbandes, — so möchten wir hervorheben, dass dieselbe vielleicht mehr noch, als durch die Formation der Reiterei in gröszere taktische Körper, dadurch sich erreichen liesze, dass man die Brigaden in Cavallerie-Inspectionen, etwa nach dem Muster der Friedericianischen, vereinigte — Inspectionen, die dann ihrerseits wieder unter einer, in Preuszen ja bereits vorhandenen, General-Inspection der Cavallerie ständen, und dieser gegenüber verantwortlich wären, wie es jene gegenüber dem Könige waren.

Wenn hiergegen die Gefahr hervorgehoben werden kann, die darin liegt, dass bei dem groszen subjectiven Einflusse, der dem General-Inspecteur verliehen werden müsste, durch einen Personenwechsel an dieser Stelle auch ein Wechsel aller Principien der Ausbildung und Taktik hervorgerufen werden könne, so sind dagegen zwei Dinge einzuwenden:

Erstens sind die Reglements dazu da, dem subjectiven Einflusse diejenigen Grenzen zu stecken, innerhalb deren er sich zu bewegen hat;

Zweitens bedarf es, wie in den meisten Dingen, so auch hier, des vollen Einsatzes der Persönlichkeit, der energischen Initiative, die eben nur — Geschichte und Theorie beweisen es — dem Willen des Einzelnen innewohnt, um Groszes und Bleibendes zu schaffen und zu erreichen.

Diesem Vortheile gegenüber treten die doch nur eventuell sich ergebenden Nachtheile gewiss in den Hintergrund. Denn eine straffe und dauernde Centralisation, die direct auf die unteren Glieder einwirkt, erscheint uns zum Besten der Einheitlichkeit in jeglicher Hinsicht nicht nur als das zweckentsprechendste Mittel, sondern auch, mag sie nun auf die eine oder die andere Weise erstrebt und erreicht werden, als unbedingt gebotene Nothwendigkeit, angesichts der Zustände in der Deutschen Reiterei.

Nicht nur die einzelnen Regiments-Commandeure, sondern selbst Escadronchefs befolgen vielfach, je nach ihrer persönlichen An-

schauung, bei Ausbildung der ihnen unterstellten Truppen ganz verschiedene Tendenzen, beispielsweise in Bezug auf den Werth der Feuerwaffe, auf Ausdehnung, Art und Anwendung des Gefechtes zu Fusz, auf das Ausbilden und Trainiren der Pferde, Bahn- und Terrain-Reiterei und andere Punkte mehr.

Denn wenn wir auch die Selbstständigkeit der verantwortlichen Truppenführer in ihrer Einwirkung auf die Individualität von Mann und Ross durchaus nicht beeinträchtigt sehen möchten, so ist Einheitlichkeit der erzielten Erfolge, und daher Einheitlichkeit der grundlegenden Principien, eventuell selbst unter Hinten-Ansetzung der besten möglicherweise zu erzielenden Resultate, doch unbedingte, aber leider noch nicht durchaus gewürdigte Nothwendigkeit.

Dass aber die Centralisation durch Annahme des Inspectionssystemes in weit höherem Grade gefördert werde, als durch Einführung nur coordinirter Divisionen, die derselben verhältnissmäszig wenig Rechnung tragen, liegt auf der Hand.

Die Einheitlichkeit der Ausbildung in der groszen Gefechtstaktik aber dürfte ebenfalls in den Inspectionen in gleicher, wenn nicht vollkommenerer Weise garantirt erscheinen, als durch die Organisation in Divisionen, denn was die jene Einheitlichkeit anbahnende Uebung der höheren Führer und der Truppe anbetrifft, so möchte es, glauben wir, wohl ziemlich auf Eins herauskommen, ob man die Truppen erst zu den Manövern vereinigt, oder sie schon dauernd in den hierfür nothwendigen Verbänden nicht vereinigt, aber organisirt hat.

Diejenigen Hindernisse, welche sich in dem einen Falle umfangreicheren, möglichst die gesammte Reiterei jährlich umfassenden Uebungen entgegenstellen, werden auch in dem anderen wirksam bleiben.

Wenn aber auch das Zusammenarbeiten, das Aneinandergewöhnen von Führer und Truppe bei dauernder Organisation in erhöhtem Maasze stattfinden, sich schon durch den dauernden dienstlichen Verkehr anbahnen und entwickeln mag, so würde wenigstens Aehnliches ja auch bei den Inspectionen stattfinden; dann aber fragt sich doch zunächst, inwiefern, d. h. innerhalb welcher Grenzen ein solches Zusammengewöhnen taktisch nothwendig und förderlich sei?

Denn diejenige Friction, welche bei einer erst im Kriegsfalle erfolgenden Zusammenstellung der gröszeren taktischen Reiterkörper beim Ineinandergreifen der verschiedenen Ressorts nie ganz ausbleiben kann, wird doch wohl stets eine relativ unbedeutende bleiben,

da sie der Hauptsache nach doch nur auf der Unbekanntschaft der aufeinander angewiesenen handelnden Persönlichkeiten untereinander beruhen kann.

Diese Friction gleicht sich im Kriege bekanntlich sehr schnell aus, und kann daher die Forderung des Sich-Einarbeitens der verschiedenen Factoren untereinander ernstlich nur in so weit Berücksichtigung beanspruchen, als sie taktisch erforderlich erscheint.

Taktisch nun liegt unserer Ansicht nach eine solche Nothwendigkeit nur in so weit vor, als die Befehlsführung aus dem Sattel noch durch die Person direct, nicht nur durch deren mittelbar kundgegebene Willensäuszerung erfolgt — also nur hinauf bis zu den höchsten Exercireinheiten. In diesem ist ein Zusammenarbeiten und Sich-Aneinandergewöhnen allerdings sehr wünschenswerth, weil hier alle persönlichen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten mit in's Gewicht fallen.

Als derartige Einheiten aber können, wie in einem weiteren Abschnitte entwickelt werden soll, höchstens noch die Brigaden betrachtet werden.

Wir sind daher auch der Ansicht, dass diese bereits im Frieden derart zusammengestellt werden müssten, dass sie im Mobilmachungsfalle nicht zerrissen zu werden brauchten; dass man also schon im Frieden bei ihrer Formation nicht nur die für den Krieg gewünschte Regimenterzahl als Norm annähme, sondern auch bei der Dislocation der zu einer Brigade gehörenden Regimenter in die Garnisonen auf den im Kriegsfalle möglichst zusammenhängend zu bewerkstelligenden Transport rücksichtigte.

Ist aber das der Fall, sind die Brigaden endgültig und bleibend formirt, und bestimmt der jährliche Mobilmachungsplan die wenigen dann noch übrigen eventuellen Maasznahmen, so wird auch die Mobilmachungsarbeit dadurch keine wesentliche Steigerung erfahren, dass man nun erst im Kriegsfalle die gröszeren taktischen Körper formiren muss.

Wirft man aber einen prüfenden Blick auf den letzten Vortheil, der zu Gunsten der fraglichen Organisation angeführt werden kann, auf die voraussichtliche Hebung des Reitergeistes, so glauben wir, dass man sich hier, wenn man näher auf die Begriffe einzugehen versucht, doch kaum mehr als einer Phrase gegenüber befindet.

Denn was versteht man eigentlich unter diesem vielfach gebrauchten und missbrauchten Worte „Reitergeist“? und worauf beruht er?

Wir glauben ihn in letzter Instanz zurückführen zu müssen auf den psychischen Zustand des einzelnen Cavalleristen.

Welcher Reiter kennt nicht das erhebende Gefühl, das sein Herz höher schlagen lässt, sein Blut rascher durch die Adern treibt, wenn er sich in den Sattel schwingt — jenes Gefühl der Unabhängigkeit vom Raume, der Herausforderung der Hindernisse, welches sich, gemäszigt, geregelt und angespornt, durch kalte Ueberlegung und berechnende Besonnenheit — wie sie die Rücksicht auf das Pferd von jedem Reiter unbedingt erheischt — steigert bis zur gröszten verwegensten Kraftanstrengung oder zur berechtigtsten Tollkühnheit?

Es beruht aber diese Seelenstimmung auf dem gesteigerten Macht- und Kraftgefühle, welches den Menschen erfasst, wenn er sich durch eine lebendige, ihm unterthänige Kraft gestützt und getragen sieht — hier durch das Pferd, — auf einem Gefühle, welches ihm die Gefahren geringer erscheinen lässt, als sie es sind, und dann durch die Gewöhnung an die Gefahr umgestaltend und stählend auf seinen Charakter einwirkt.

Diese Wirkung des Reitens auf den Einzelnen theilt sich der Truppe mit, und steigert sich in ihr in Momenten des Affects — sie gelangt in ihrer Allgemeinheit in der Waffe als „Reitergeist" zum Ausdrucke — jener Geist, der allein dieselbe befähigen kann, annähernd ideale Leistungen zu erzielen, und der das auch wirklich thut, da, wo er waltet, indem er vom Individuum, wie von der Masse die höchste menschliche Leistung überhaupt fordert, die Vereinigung der glühendsten, verwegensten Leidenschaft mit der auszerordentlichsten Selbstbeherrschung.

Jenes durch das Reiten gesteigerte Selbstgefühl ist jedoch nicht abhängig von dem Reiten an und für sich, sondern es wird sich nur Dem mittheilen, der sich wohl und sicher im Sattel fühlt, der sein Pferd beherrscht; und so beruht der Reitergeist der Waffe schlieszlich auf der Ausbildung im Reiten, der Dressur des gemeinen Mannes und der reiterlichen Erziehung des Offiziers. Beides liegt ausschlieszlich, jedenfalls der überwiegenden Hauptsache nach, in den Händen der Escadronchefs und der Regimentscommandeure — und ist nicht ersichtlich, wie der eventuelle Divisionscommandeur, hier einen gröszeren Einfluss erlangen könnte, als der eventuelle Inspecteur.

Selbst aber, wenn das der Fall wäre, so hinge die Art des Einflusses, den der Divisionair üben würde, doch noch von seiner Persönlichkeit ab, und wäre in reiterlicher Hinsicht nicht zu controliren, denn eine einheitliche Macht, welche die verschiedenen Beeinflussungen

nach ihrem Willen regelte und so die Einheitlichkeit des Ganzen garantirte, gäbe es nicht, da eine Loslösung der Cavallerie-Divisionen von den Corps und deren Unterstellung unter einen mit thatsächlicher Macht ausgerüsteten Inspecteur wohl kaum angänglich wäre. Es erscheint daher eine Eintheilung der Cavallerie schon im Frieden in Divisionen als eine Decentralisation.

Wenn aber überhaupt auf die Entwickelung des Reitergeistes von oben her eine Beeinflussung statthaben soll, so ist auch hier das einzig denkbare wirksame Mittel eine strenge Centralisation, welche in einer, aber einer mit thatsächlicher Macht ausgerüsteten Persönlichkeit gipfelte — denn eine solche Beeinflussung muss und wird immer abhängig sein von der Controle der reiterlichen Detail-Ausbildung.

Wenn wir hiermit zu entwickeln versucht haben, wie durch die Errichtung von Inspectionen dieselben Vortheile erzielt werden können, als durch die Eintheilung der Reiterei in Divisionen, so brauchen wir wohl nicht mehr eingehend nachzuweisen, dass die durch letztere Organisation bedingten Nachtheile bei ersterer nicht zur Geltung gelangen. Es dürfte das im Groszen und Ganzen ohne Weiteres klar sein.

Die Einreihung der Divisions-Cavallerie-Regimenter in die Inspectionen und die Bildung der Kriegsformationen aus diesen letzteren unterläge keinerlei Schwierigkeiten;

der Contact mit den übrigen Waffen bliebe in geistiger und materieller Hinsicht gewahrt;

die Besetzung der Führerstellen für den Krieg könnte in der günstigsten Weise erfolgen, und wäre in den Inspecteuren und den durch Ausscheidung der Divisions-Cavallerie zur Verfügung gestellten Brigadecommandeuren das Material gegeben, aus welchem dieselben eventuell zu besetzen wären;

die taktische Ausbildung könnte in der vielseitigsten lebendigsten Weise stattfinden;

im Kriegsfalle könnte allen Verhältnissen Rechnung getragen werden.

Das Alles scheint uns eines speciellen Beweises nicht zu bedürfen, und stehen wir daher hier am Schlusse unserer Entwickelung.

Wenn wir jetzt die Summe aus allem Gesagten ziehen, so können wir diejenigen Punkte, deren Bedeutung unsere Betrachtungen erwiesen haben, als Forderungen zusammenstellen, deren Erfüllung in der Organisation anzustreben die Reiterei als berechtigt erscheint; Forderungen, welche den Zweck haben, einerseits der

Cavallerie die Vortheile, theilweise in erhöhtem Maasze, zu sichern, welche die Organisation von Divisionen schon im Frieden mit sich bringen würde — andererseits ihr die Nachtheile zu ersparen, welche sie bei einer solchen mit in den Kauf nehmen müsste. Diese Forderungen stellen sich uns zugleich als diejenigen Grundsätze dar, welche wir bei der Organisation als maaszgebend betrachtet sehen möchten, und können wir dieselben folgendermaaszen zusammenfassen:

Für den Krieg:

1) Aufstellung gleichförmiger taktischer Cavalleriekörper für gleiche Kriegstheater.

2) Normirung derselben unter Berücksichtigung der von den geographischen Verhältnissen des Kriegstheaters bedingten Anforderungen und der Stärkeverhältnisse der disponiblen Cavallerie.

3) Besetzung der Führerstellen unter möglichst geringer Abhängigkeit von den Rang- und Anciennetäts-Verhältnissen.

4) Anordnungen, durch welche die Einheitlichkeit der Befehlsführung bei etwa nöthig werdenden gröszeren Vereinigungen von Reitermassen garantirt werde, z. B. Zutheilung eines von einem Stabe unterstützten höheren Cavallerie-Generals zu den Armee-Obercommando's.

Für den Frieden aber:

1) Herstellung einer straffen Centralisation in Bezug auf die Controle der reiterlichen und taktischen Ausbildung, womöglich durch Errichtung von Cavallerie-Inspectionen, unter der Leitung einer centralen General-Inspection, deren subjectiver Einfluss nur durch die in der Reit-Instruction und im Reglement gegebenen Grenzen beschränkt wäre.

2) Häufige Zusammenziehung der Cavallerie in gröszere Massen zu Uebungszwecken.

3) So viel als möglich Anschluss der Cavallerie-Uebungen an die groszen Manöver mit gemischten Waffen.

4) Formirung der Brigaden in derjenigen Stärke und Zusammensetzung, in welcher dieselben im Kriege zur Verwendung gelangen sollen.

Wie die Wirkungssphäre der Inspecteure zu der der (Infanterie-) Divisions- resp. Corps-Commandeure abgegrenzt werden müsste, darauf können und wollen wir hier nicht näher eingehen. Doch dürfte es, so weit wir die Sache übersehen können, nicht unüberwindliche Schwierigkeiten haben, hier einen modus vivendi zu finden, wenn

man jene im Groszen und Ganzen auf das Gebiet der cavalleristischen Ausbildung beschränkte.

In Bezug auf die Friedensübungen aber sei es uns verstattet, hier noch Einiges hervorzuheben, was uns von Wichtigkeit erscheint.

Der ganzen beigebrachten Entwickelung zufolge muss sich uns zunächst die Forderung aufdrängen, dass für die Friedensübungen die Reiterei nicht immer in derselben Stärke zu vereinigen sei — dass vielmehr die Führer daran gewöhnt werden, dieselben maaszgebenden Grundsätze auf die verschiedensten Stärkeverhältnisse mit gleicher Leichtigkeit anzuwenden.

Dann scheint uns von Wichtigkeit, dass auch schon bei den Uebungen stets hervorgehoben werden muss, dass der taktische Erfolg über des Gegners Reiterei doch immer nur Mittel zum Zweck sei, und dass der positive Erfolg nur da vorauszusetzen ist, wo die Cavallerie noch einen genügenden Kraftüberschuss behält, um, sei es in der Aufklärung, sei es in der Schlacht weiterzuwirken. Darum scheint uns der Zusammenhang der Cavallerieübungen mit denen der übrigen Waffen gerade für die Reiterei selbst von so hervorragender Bedeutung, wenn derselbe in richtiger Weise durch die Auffassung und die Entscheidungen der Unparteiischen sowohl, als durch die Kritik benutzt wird.

In beiden Punkten wünschten wir, dass dem Wesen der Waffe und ihrer Kampfweise möglichst Rechnung getragen werde, und dass dadurch Vorkommnisse bei den Manövern unmöglich gemacht würden, wie sie in Wirklichkeit nun und nimmer vorkommen können, bei den Uebungen aber doch noch häufig gesehen werden.

Vieles wird jedoch auch auf diesem Gebiete durch die kritischen Bestrebungen innerhalb der Waffe selbst zu erreichen sein.

Mehr Werth noch als bisher müsste dann ferner unserer Ansicht nach auf die Uebungen im Eclairiren mit groszen Massen gelegt werden, der Zeit nach sowohl als in Bezug auf die Art und Weise ihrer Anordnung.

Schon unsere kleinen Felddienstübungen leiden im Allgemeinen an dem, bei den Garnisonverhältnissen nicht zu vermeidenden, Fehler, dass sich die Ereignisse innerhalb zu kleiner Entfernungen abspielen und gewöhnlich in dem Kampfe zweier Patrouillen gipfeln.

Aufgabe und Zweck der Uebung soll jedoch immer sein, der Truppe die hauptsächlichsten Schwierigkeiten, die im Ernstfalle eintreten, überwinden zu lehren.

Die gröszte Schwierigkeit beim Eclairiren im Kriege ist doch

aber gewiss — abgesehen natürlich von der Unkenntniss der Gegend — in den Raumverhältnissen begründet.

Bei groszen Intervallen die Verbindungen aufrecht zu erhalten; trotz der weiten räumlichen Entfernungen derjenigen Punkte, von denen Meldungen eingehen, sich ein richtiges Bild von der Sachlage zu machen; und trotz der groszen Tiefenabstände zur rechten Zeit und am rechten Orte seine Kräfte zu concentriren: das will vor Allem gelernt sein.

So lange man daher mit verkürzten Distancen in groszer Concentration übt, verschwindet das Lehrreichste der Uebung, denn sie nimmt auf das Hauptsächliche keine genügende Rücksicht.

Es scheint uns also erforderlich, bei derartigen groszen Friedensübungen Distancen anzunehmen, die der Wirklichkeit entsprechen, selbst wenn man dann eventuell an die Wege gebunden bliebe und in den meisten Fällen keinen Platz zur schlieszlichen Durchführung des Kampfes haben würde.

Den Kampf selbst kann man auf Exercir- und anderen groszen Plätzen üben — das Eclairiren lehrreich und erfolgreich fast nur auf einem Raume, den man sich als ein Kriegstheater denken kann, was man bei einem Exercirplatze, er sei so grosz wie er wolle, nie im Stande sein wird.

Es erübrigt noch, um mit der Organisationsfrage abzuschlieszen, der Stärke der Brigaden zu gedenken. Es ist über diese Frage vielfach und eingehend geschrieben worden. Herr Major Kaehler hat in den v. Loebell'schen Jahresberichten die ganze Controverse in knapper, aber erschöpfender Weise zusammengefasst. — Hierauf verweisend, glauben wir auf eine nähere Erörterung nicht mehr eingehen zu dürfen — sondern wollen einfach unsere Ansicht dahin aussprechen, dass auch wir Anhänger der Gliederung der Brigade in zwei Regimenter sind und dies neben anderen Rücksichten, vornehmlich aus den Gründen, dass uns hierdurch die Flüssigkeit der ganzen Organisation in höherem Grade erreicht scheint; dass sich die Ausscheidung der Divisions-Cavallerie-Regimenter für den Kriegsfall in einfachster Weise durch Auflösung einer Brigade für je zwei Infanterie-Divisionen bewerkstelligen lässt, und dass uns endlich als höchste Exercireinheit die kleinste wünschenswerth erscheint, deren Anwendung möglich ist, ohne gegen andere wichtige Grundsätze zu verstoszen.

(Schluss folgt.)

XIII.

Umschau in der Militair-Literatur.

„Die Cernirung von Péronne“. Dieser in dem November- und December-Heft der Jahrbücher pro 1874 ohne Name des Verfassers veröffentlichte Aufsatz ist jetzt in Französischer Uebersetzung als ein besonderes Buch erschienen. In dem Vorworte des Uebersetzers und auf dem Titel dieses Buches ist mir die Ehre zu Theil geworden, in einer Weise genannt zu sein, welche die Annahme rechtfertigt, dass ich der Verfasser des Aufsatzes sei. Dies verpflichtet mich zu der Erklärung, dass ich nicht der Verfasser des betreffenden Aufsatzes bin.

Berlin, den 15. Januar 1876. **v. Marées.**

Die Deutsche Artillerie in den Schlachten und Treffen des Deutsch-Französischen Krieges 1870—71. Auf Grund des Generalstabswerkes und der officiellen Berichte und Tagebücher der Deutschen Artillerie. Auf dienstliche Veranlassung zusammengestellt. Heft 2. Die Schlacht bei Wörth am 6. August 1870. Von **Leo,** Hauptmann à la suite des Schleswig'schen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 9, Lehrer an der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Mit einem Schlachtplane und einer Uebersichtskarte. — Berlin 1876. E. S. Mittler und Sohn. 8°. 151 S. Pr. 3 M. 60 Pf. —

Es wird gewiss von allen Seiten mit ganz besonderer Freude begrüszt werden, dass das bekannte Werk des Majors Hoffbauer: „Die Deutsche Artillerie in den Schlachten bei Metz“, eine Fortsetzung dadurch erhalten hat, dass, unter Mitwirkung desselben Verfassers und Zuhülfenahme weiterer geeigneter Kräfte, die Thätigkeit der Artillerie in sämmtlichen Schlachten und Treffen des Deutsch-Französischen Krieges auf Grund der officiellen Berichte geschildert werden soll. Einerseits ist hierdurch Gelegenheit geboten, manche schöne Waffenthat, deren die Artillerie ja so viele aus dem letzten Kriege zu verzeichnen hat, eingehend zu erwähnen, während diese in den allgemeinen Schilderungen der Schlachten etc. etc. gar nicht oder höchstens ganz kurz berührt werden konnten. Andererseits ist

mit diesem Ausdehnen des lehrreichen Hoffbauer'schen Werkes der ganz besondere Vortheil verknüpft, dass für das Studium der Taktik der Artillerie weiteres reiches Material geboten ist; denn jede Schlacht, jeder Kampf wird irgend etwas Neues, Eigenthümliches für die Kriegswissenschaft im Gefolge haben, aus jedem Kampfe werden neue Erfahrungen mitgenommen. Diese der Oeffentlichkeit, dem allgemeinen Nachdenken übergeben, werden gewiss zum Klären der Grundsätze über die Taktik der Artillerie wesentlich beitragen. Die Artillerie hat in dieser Beziehung besondere günstige Verhältnisse. Ihre Schlachtenthätigkeit lässt sich genau und klar darstellen, während bei den anderen Waffen stets Combinationsgabe und Phantasie das Ihrige thun müssen, um das Bild anschaulich zu machen. Wie die Artillerie im Gefechte selbst den Rahmen für den Kampf giebt, so müssen auch die Gefechtsaufzeichnungen derselben oft als Anhalt dienen, um die einzelnen Momente für die Kampfesthätigkeit der anderen Waffen zurecht zu legen. Kann man somit den Schilderungen über die Thätigkeit der Artillerie in einer Schlacht nicht leicht den Vorwurf machen, dass sie nicht im Stande seien, den wirklichen Verlauf wiederzugeben, so handelt es sich bei den Folgerungen, welche aus diesen Darstellungen für die Artillerie-Taktik entnommen werden, nicht darum, die besten Kampfesformen, sondern nur die Grundsätze für das Auftreten der Waffe festzustellen. Dass unter diesen Umständen officielle Werke, welche die Schlachtenthätigkeit der Artillerie behandeln, von ganz besonderem Nutzen sein können, dürfte kaum zu bestreiten sein; dass sie es sicherlich sein werden, darf vorausgesetzt werden, wenn die Darstellungen so klar und sachgemäsz abgefasst werden, wie in dem vorliegenden Werke.

Nachdem dasselbe die allgemeine Situation am 5. August 1870 kurz geschildert hat, wird zu einer Charakteristik des Terrains und einer Beschreibung der Französischen Stellung übergegangen. Dass in diesen beiden Capiteln die Terrainbeschreibung auf manche Einzelheiten eingeht, die im Allgemeinen die heutige Geschichtsschreibung höchstens noch kurz berührt, dürfte sich rechtfertigen lassen. Zur Beurtheilung des Auftretens und der Wirkung der Artillerie muss der Boden-, Wege-Beschaffenheit u. s. w. besondere Erwähnung gethan werden. Den allgemeinen Verlauf der Schlacht schildert dann der Verfasser, unter Anlehnung an die bekannte Darstellung, im Generalstabswerke. In dem vorliegenden Buche erhält natürlich die Thätigkeit der Artillerie ein scharf hervortretendes Relief. Wer den Verlauf der Schlacht nicht genau kennt, dürfte allerdings aus dieser Einzel-

schilderung leicht dem Auftreten der Artillerie eine höhere Bedeutung beilegen, als dies eine richtige Würdigung der Verdienste auch der anderen Waffen zulässt. Aus der Darstellung ergiebt sich durch wiederholte Angaben, dass die Deutsche Artillerie bei Wörth ihr hauptsächliches Ziel in den feindlichen Batterien suchte, und erst wenn sie diese niedergekämpft hatte, sich gegen die Infanterie und andere Ziele wendete. So entstanden mehrfach stundenlange Artilleriekämpfe, während welcher die Deutsche Infanterie nicht vorwärts konnte. Wenn irgendwo in heiszem Drange ein Vorstosz gewagt wurde, er glückte nicht eher, als bis die Deutsche Artillerie die Infanterie des Gegners erschüttert hatte. Auf dem Deutschen rechten Flügel ging es daher auch nicht vorwärts, weil die Deutsche Artillerie nicht unterstützen konnte. Nicht die feindliche Artillerie hat den Deutschen das Vorstürmen erschwert, sondern die Französische Infanterie; diese war der Gegner, der vor Allem vertrieben werden musste, und mit dessen Weichen die Artilleriestellungen von selber unhaltbar wurden. (Vergl. unter Anderem S. 29, 38, 39, 41.) Auch der Umstand sei noch besonders hervorgehoben, dass für die Artillerie des XI. Corps, welche auf der nach dem Feinde steil abfallenden Höhe nördlich Gunstett stand und rechts und links durch Truppen gesichert war, noch ein Bataillon als Geschützbedeckung auf die Höhe nachgesendet wurde. Von dieser Artillerie, welche während einer langandauernden Feuerthätigkeit von der unnahbaren Höhe den Abtheilungsverband des beschränkten Raumes wegen nicht hergestellt hatte, wurde dann, als der Befehl eintraf, unter Zurücklassung eines Theiles nördlich Gunstett, auf das rechte Sauer-Ufer vorzugehen, von jeder Abtheilung eine Batterie zum Zurückbleiben bestimmt.

Ein kurzes Capitel erwähnt die Verfolgung am 7. August; in den drei folgenden, nach jeder Richtung hin der am meisten hervortretende Theil des Werkes, sind dann Betrachtungen über die allgemeine Thätigkeit und die Gefechtsformen der Artillerie in der Schlacht bei Wörth angestellt.

Aus den Gefechtsverhältnissen einer dargestellten Schlacht schon bestimmte allgemeine Grundsätze entwickeln zu wollen, hat seine groszen Bedenken. Dies ist um so mehr der Fall, wenn die Schlacht die erste gröszere Berührung in dem Kriege war, und wenn die Absicht vorwaltet und bereits theilweise ausgeführt ist, behufs Feststellung der Grundsätze der Artillerie-Taktik noch eine Menge von Schlachten zu schildern! So hat denn auch der Verfasser in dem betrachtenden Theile seines Werkes sich Mäszigung auferlegt,

und im Wesentlichen nur die Eigenthümlichkeiten des Auftretens der Artillerie erwähnt, ohne eingehende Betrachtungen daran zu knüpfen und Grundsätze abzuleiten. Die niedergelegten Aeuszerungen verdienen allseitige Beachtung. Sie bezeugen viel Sachkenntniss und Ueberblick, und werden in den meisten Punkten gewiss den Beifall der Waffengefährten, sowie auch den der Cameraden der anderen Waffen finden. Manchmal wäre vielleicht etwas mehr Klarheit des Ausdruckes am Platze gewesen. Wenn es zum Beispiel S. 87 heiszt: „Je mehr das Infanterie-Feuergefecht an auflösender und vernichtender Kraft gewonnen hat, um so kostbarer werden in der Defensive die Reserven. Diese möglichst lange intakt zu erhalten, muss bei der Entwickelung der Schlacht die Hauptaufgabe der Artillerie sein", — so hätte gewiss mancher Leser gerne erläutert gesehen, was hiermit gemeint ist. „Lisière der Stellung" dürfte kein ganz glücklich gewählter Ausdruck sein, „entscheidend beitragen" (S. 102) sich nicht gut vereinen lassen. Die feindliche Artillerie zum Geschützkampfe zu zwingen, die feindlichen Batterien ausschlieszlich als Zielpunkte nehmen, wird auch in diesem Theile des Buches auf S. 91 und 93 für die stattgehabte Thätigkeit der Artillerie hervorgehoben, wobei allerdings nicht unerwähnt bleiben darf, dass auf der letztbezeichneten Seite auch gesagt ist, die Batterien hätten, ungeachtet des gegen sie gerichteten Artilleriefeuers, ihre Thätigkeit gegen die als wichtigste Zielobjecte erkannte feindliche Infanterie unbeirrt richten können. Käme doch die Artillerie recht bald und an allen Stellen zu derselben Erkenntniss, es würde sich gewiss ein noch festeres Verhältniss zwischen Infanterie und Artillerie ausbilden, als der Krieg dies schlieszlich gethan. Gegen eine Infanterie mit überlegener Feuerwaffe, wie die Französische 1870 es war, kann nur dann mit Erfolg vorgegangen werden, wenn die Artillerie ihre Hauptthätigkeit gegen dieselbe zu richten sucht. Die Infanterie bleibt stets die Waffe, welche im Hauptsächlichen die Entscheidung erkämpfen muss. Ihrem Kampfe, ihrer Taktik muss sich jede andere Waffe anschlieszen! Von diesem Standpunkte aus kann denn auch nicht unbedingt beigetreten werden, wenn der Verfasser auf S. 106 mit besonderer Wärme den höheren Artillerieführern einen entscheidenden Einfluss auf den Gesammtverlauf des Gefechtes zuspricht. Sie werden gewiss mit ihrer Waffe oft der zerschmetterten Infanterie Halt geben, sie werden oft der Infanterie den Impuls zu neuem Vorgehen geben, sie werden das Knochengerüste der Schlacht mit ihren Batterien bilden, aber das Haupt und das Herz des Kampfes ist und bleibt die Infanterie. Je

mehr die anderen Waffen die Aufgaben der Infanterie zu erleichtern suchen, um so mehr werden sie Werth und Bedeutung auf unseren modernen Schlachtfeldern haben.

Auf die interessanten Angaben und Bemerkungen über Munitionsverbrauch und die Verwendung der Munitionswagen sei hier nur kurz verwiesen, und zum Schlusse ein Vergleich der Verluste der Artillerie bei Wörth mit denen in anderen Schlachten des Deutsch-Französischen Krieges gebracht. Der Verlust der Artillerie bei Wörth ist ein geringer gewesen, nicht nur im Vergleiche mit dem der Infanterie in dieser Schlacht, sondern auch mit dem der Artillerie in anderen Schlachten.

Die Artillerie des XI. Corps z. B. verlor bei Wörth nur:

Todt:	— Offiziere,	9 Mann,	76 Pferde.
Verwundet:	5 „	41 „	135 „
Summa:	5 Offiziere,	50 Mann,	211 Pferde.

Bei Sedan verlor dieselbe Artillerie:

Todt:	— Offiziere,	13 Mann,	176 Pferde.
Verwundet:	10 „	100 „	100 „
Summa:	10 Offiziere,	113 Mann,	276 Pferde.

Bei Mars la Tour verlor die Artillerie des III. Armeecorps, ebenfalls 14 Batterien stark:

Todt:	5 Offiziere,	73 Mann,	377 Pferde.
Verwundet:	19 „	272 „	178 „
Summa:	24 Offiziere,	345 Mann,	555 Pferde.

Bei Gravelotte büszte die Artillerie des IX. Corps (15 Batterien) ein:

Todt:	9 Offiziere,	86 Mann,	277 Pferde.
Verwundet:	24 „	296 „	89 „
Summa:	33 Offiziere,	382 Mann,	366 Pferde.

Bei Noisseville hatte die Artillerie des I. Corps einen Verlust von:

Todt:	3 Offiziere,	20 Mann,	71 Pferde.
Verwundet:	10 „	123 „	105 „
Summa:	13 Offiziere,	143 Mann,	176 Pferde.

Mit Genuss haben wir das vorliegende Buch durchstudirt, mit Befriedigung es aus der Hand gelegt; es schlieszt sich würdig seinen Vorgängern auf diesem Gebiete an.

Die Ausstattung des Buches ist im Allgemeinen gut, die beiden Karten sind recht zweckentsprechend (die einzelnen Fehler in der Bezeichnung der Batterien auf dem Plane brauchen hier wohl nicht näher bezeichnet zu werden), der Holzschnitt auf Seite 56 ist entschieden des Buches unwürdig.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870 und 1871. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt von **Karl Junck**, Kaiserl. Königl. Major in Pension. Mit Karten und Plänen. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876. 8°.

Wiederum liegt uns über den Deutsch-Französischen Krieg ein umfangreiches Werk in zwei starken Bänden — der erste umfasst 652, der zweite 572 Seiten — und eleganter Ausstattung vor. Dasselbe hat seinen Ursprung auf Zeitungs-Referate und Aufsätze einer allgemein wissenschaftlichen Zeitschrift zurückzuführen; es ist mit groszem Wohlwollen für das Deutsche Volk, mit viel Anerkennung für das Deutsche Heer und auch im Allgemeinen mit richtigem militairischen Verständnisse geschrieben, dabei in der Ausdrucksweise klar und kurz. Das Werk verräth ein fleisziges Studium, und sind namentlich die Auslassungen über die allgemeinen geschichtlichen, sowie über die einschlagenden politischen Verhältnisse interessant und anregend. Das grosze Publicum wird gewiss auch von dem militairischen Theile des Werkes vollständig befriedigt werden; denn namentlich für den ersten Theil, der die Geschichte des Krieges bis zur Capitulation von Sedan behandelt, sind zuverlässige Werke den Schilderungen zu Grunde gelegt, wennwohl der Ursprung dieses Buches noch manchmal störend sich fühlbar macht, man auch nicht selten auf Ungenauigkeiten und zuweilen, nur wenige Seiten von einander getrennt, auf auffallende Widersprüche stöszt. Das hätte sich bei einer gründlichen Ueberarbeitung der ursprünglichen Aufsätze gewiss vermeiden lassen. Die wenig genaue Schreibweise der Namen von Personen und Ortschaften muss gleichfalls tadelnd bemerkt werden. Für den Militair, welcher einigermaaszen über den Verlauf des Feldzuges orientirt ist, wird der erste Theil des vorliegenden Buches in kriegsgeschichtlicher Beziehung nichts Neues bringen.

Mit groszer Nachsicht muss man aber an den zweiten Theil des Werkes treten. Ueber diese Periode des Feldzuges liegen officielle Werke in beschränkterem Maasze vor; man konnte daher kaum annehmen, dass der Verfasser den Theil des Krieges nach

der Capitulation bei Sedan erschöpfend schildern werde. Aber die vorhandenen Lücken und Ungenauigkeiten überschreiten doch zuweilen das weitgesteckteste Ziel der Voraussetzungen. So sei es unter Anderem nur hervorgehoben, dass der Verfasser, mit Ausnahme der Belagerungen von Paris, Metz, Straszburg, Belfort und allenfalls noch Péronne, von der erfolgreichen Thätigkeit der Deutschen Truppen vor all den anderen kleineren Festungen kaum mit einem Worte oder gar nicht spricht. Gröszere, selbstständig thätige Truppendetachements sind in dem vorliegenden Buche mehrfach nicht mit einer Silbe erwähnt.

Absichtlich vermeiden wir es hier auf einzelne Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten, Widersprüche des Werkes näher einzugehen. Denn beginnen wir erst mit Aufzählen der einzelnen Fehler, so fürchten wir, dass sich leider nur zu viele „an ihres Daseins unendliche Kette“ reihen. Können wir somit, vom militairischen Standpunkte aus, dem umfangreichen Werke keine grosze Zukunft versprechen, so hoffen wir doch, dass dasselbe bei dem gebildeten Deutschen Publicum schon um desswillen eine recht günstige Aufnahme findet, weil ein nicht dem Deutschen Reichsverbande Angehöriger, gestützt auf gründliche historische Forschungen, ein unbefangenes objectives Urtheil über die Verhältnisse der beiden gegen einander kämpfenden Nationen abgiebt. Auf das reiche Lob, welches bei dieser Gelegenheit den Deutschen gespendet wird, dürfen dieselben ganz besonders stolz sein.

Das Europäische Russland. Militairische Landes- und Volks-Studie von **Hoffmeister**, Secondelieutenant im 3. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 111, z. Z. commandirt zur Kriegs-Akademie. — Berlin 1876. E. S. Mittler und Sohn. — 8°. 54 S. Pr. 1 M. 20 Pf. —

„Eisen und Geist der Neuzeit haben Stein um Stein aus der Grenzmauer Russlands gebrochen,“ sagt der Verfasser sehr richtig in der kleinen vorbezeichneten Broschüre. Die Bedeutung Russlands für die Europäischen Staatenverhältnisse ist unter der Regierung des jetzt regierenden Kaisers ganz besonders gewachsen; das Emancipationsgesetz, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sind sichere Beweise dafür, dass das grosze Slavenreich bemüht ist, sich enge den anderen groszen Culturstaaten Europa's anzuschlieszen.

Gestützt auf gründliche Studien hat der Verfasser in seinem Büchlein in ansprechender Weise niedergelegt, was er beim Durchwandern des vorwärtsstrebenden Russlands gesehen und empfunden. Land und Volk scheint er gründlich kennen gelernt zu haben und weisz Beides mit leichten Zügen sehr bezeichnend zu charakterisiren. Unverkennbar ist der Einfluss der Bestrebungen der jetzigen Regierung, aber der Zukunft bleibt es im Wesentlichen doch vorbehalten, die Früchte der tief eingreifenden Umwälzungen zu erndten. Der grosze Haufen, der Russische Bauer, hat zur Zeit noch kein Verständniss für die gegebenen Verbesserungen; er sagt: „Väterchen Czar hat uns die Freiheit gegeben und wir müssen ihm danken — aber wir wissen noch nichts mit ihr anzufangen und frieren und hungern." Es müssen erst neue Generationen heranwachsen, welche nicht mehr unter dem Mangel an Dorfschulen und der Wirkung des allgemein verbreiteten Lasters des Branntweintrinkens groszgezogen sind, welche im regen Verkehre untereinander und mit anderen Völkern den eigenthümlichen passiven Charakter ablegen. Die vielen guten Anlagen, welche das Russische Volk besitzt, werden dann erst in ihrer ganzen Bedeutung hervortreten. Ein ausgezeichneter Soldat aus Gehorsam, und im geschlossenen Trupp Vorzügliches leistend, aus Mangel an Selbstständigkeit als einzelner Schütze aber viel geringer zu schätzen — muss der Russe auch in militairischer Beziehung neu erzogen und durchgebildet werden. —

Das ist im groszen Ganzen der Eindruck, welchen eine Durchsicht der vorliegenden Broschüre bei uns zurückliesz. Dass Verfasser den militairischen Standpunkt, wo nur irgend angängig, besonders betonte, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Für eine militairische Studie sowohl, als auch, um sich ein Urtheil über Land und Leute in Russland zu bilden, ist das Werk ein werthvoller Beitrag. —

XIV.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. December 1875 bis 15. Januar 1876.)

Neue militairische Blätter (December-Heft 1875): Beiträge zur Charakteristik des Heerwesens König Friedrich Wilhelm's I. — Kritische Betrachtung über das Handbuch zur Ertheilung des theoretischen Unterrichts über Reiten etc. — Militairische Aphorismen. — Die längsten und schnellsten Märsche aller Zeiten, mit Angabe ihrer Bedeutung für die glückliche Entscheidung im speciellen Falle chronologisch zusammengestellt. — Die Schlacht bei Gettysburg am 1., 2. und 3. Juli 1863. — **(Januar-Heft 1876):** Gedanken über die moderne Taktik der Infanterie. — Vor hundert Jahren. — Der submarine Krieg. — Die Wehrverfassung und militairische Vergangenheit Bosniens und der Herzegowina.

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 49—52, 1875, Nr. 1, 1876): Die Fusz-Artillerie als vierte Waffengattung. — Die Stellung der Offiziere bei der Militair-Verwaltung in Bayern. — Zur Statistik des Offiziercorps der Königl. Preuszischen Armee.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (Nr. 23): Aus den Reiseberichten S. M. Kbt. „Nautilus". — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Arcona".

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (XI. Band, 6. Heft): Die unterseeischen Angriffs- und Vertheidigungsmittel. — Die Belagerung von Paris 1870—71 und die Befestigungsfrage der Groszstädte. — Die Kriegsstände der Englischen Armee. —

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (II. Band, 6. Heft): Einige der Gründe zur Unzufriedenheit mit der Militair-Kartographie in Oesterreich. — Militairische Studien aus dem Gebiete des Festungskrieges und der Landesvertheidigung. — Die Schlacht am Trasimenischen See. — Episoden aus dem Kriege in Deutschland 1809.

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung (Nr. 1—3, 1876): Der militairische Ausgleich mit Ungarn. — Die Mortalität in der Armee. — Die Disciplin in der Armee. — Eine strategisch-taktische Skizze des Kriegsschauplatzes auf dem Balkan. — Die flüchtige Befestigung am Schlachtfelde und bei der operirenden Armee.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung „Vedette" (Nr. 50—52 pro 1875, Nr. 1—3 pro 1876): Das neue Französische Infanterie-Reglement. — Bequeme und höchst einfache Methode, Höhenunterschiede zugänglicher Punkte und der zwischen denselben liegenden Böschungen mit Hülfe eines sehr einfachen Apparates zu messen.

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 100—101 pro 1875, Nr. 1—4 pro 1876): Feldübungen und Manöver. — Das Gefecht der Neuzeit. — Zum neuen Avancements-Gesetz. — Das neue Pensions-Gesetz. — Unsere Todten im Jahre 1875. — Die Photographien im Kriegsdienste.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (12 Heft): Ausführung der applicatorischen Uebungen der Festungs-Artillerie-Bataillone zu Wien im Jahre 1875. — Die Bedienung der Englischen Riesengeschütze. — Die Leitung des Feuers bei der Festungs-Artillerie.

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens (Nr. 12): Russische Panzerflotte. — Budget der Holländischen Marine für das Jahr 1875. — Reorganisation der Königl. Dänischen Marine. — Ueber den Ursprung des Titels Admiral.

L'avenir militaire (Nr. 324—329): Vorschlag eines Gesetzes, um die allgemeine Dienstpflicht zu umgehen. — Die Unteroffiziersschule des Camp d'Avor. — Einfuhr und Ausfuhr der Truppenpferde. — Gesetzesvorschlag über den Generalsstab. — Die Organisation der Infanterie. — Der Vorschlag des Generals Loysel über den Generalstab. — Die Cavallerieschule von Saumur. — Die praktische Instruction betreff des Infanteriedienstes im Felde. — Die Revision der Soldtarife. — Bemerkungen über die Manöver von 1875. — Decret über die Honneurs und den Vorsitz.

Le Spectateur militaire (December-Heft 1875): Versuch einer Darstellung der Philosophie des Krieges. — Die Belagerung von Longwy im Jahre 1870—71. — Der letzte Feldzug des Marschalls Concha. — Die Insurrection in der Herzegowina. — Studie über das Kriegsbudget von 1876.

Journal des sciences militaires (December-Heft 1875): Von den wahren Ursachen der Superiorität Preuszens in den Jahren 1866 und 1870. — Studien über die Kriegskunst. — Die Farben Frankreichs.

Revue d'Artillerie (December-Heft 1875): Die Preuszische Belagerungs-Artillerie während des Krieges von 1870—71. — Der 50 Tons Dampf-Hammer mit Doppelwirkung der Fabriken zu Perm. — Beschreibung der hauptsächlichsten Brücken-Equipagen des Aus-

landes. — Die modernen Explosiv-Substanzen vom Standpunkte der Sicher heitin Bezug auf deren Hantirung und ihre Anwendung.

Revue Maritime et Coloniale (Januar-Heft 1876): Frankreichs und Englands Marinen an den Küsten von China. — Die Kriegsmarine der Türkei. — Laffeten und mechanische Hülfsmittel bei den Manövern mit schwerer Artillerie.

Russ. Invalide (Nr. 259—280 pro 1875): Die kriegerischen Vorgänge in Chokand. — Das Jahresresultat der militairischen Brieftaubenzüchtungsanstalt zu Warschau. — Necrolog des Generaladjutanten Karzow.

Morskoi Sbornik (December-Heft 1875): Notizen über die Reparatur von Leckschäden auf eisernen Schiffen. — Die Geschichte des Hafens von Archangel.

Wojenny Sbornik (December-Heft 1875): Drei Jahre aus der Geschichte der Kämpfe und der Herrschaft der Russen im Kaukasus. — Aus der Geschichte des Paulowski'schen Leibgarde-Regiments. — Die gegenwärtige Erziehung und Ausbildung der Truppen. — Die Festung Silistria im Jahre 1854.

Russ. Ingenieur-Journal (October-Heft 1875): Die Ausbildung der Englischen Genie-Truppen. — Ueber den Bau und die Wiederherstellung von Eisenbahnbrücken während des Krieges.

Russ. Artillerie-Journal (December-Heft 1875): Die Alexandrowskische Geschützfabrik. — Erfahrungen über die Wirkungen der Geschosse gegen verschiedene Deckungen. — Die Umformung des Chilisalpeters in den Preuszischen und Französischen Salpeterfabriken.

L'Esercito (Nr. 149—155 pro 1875, Nr. 1—3 pro 1876): Organische Grundlagen der Territorial- und Communal-Miliz. — Die Zukunft der Armee in Folge des Avancements-Systems. — Die Hantirung mit dem Säbel. — Rückblick auf das Italienische Heer im Jahre 1875. — Die Feld-Artillerie in Italien.

Rivista militare italiana (December-Heft 1875): Bericht über einige Einzelheiten der Schlacht von Gravelotte-St. Privat. — Betrachtungen über die neue Infanterie-Taktik, angewendet auf die Italienische Armee. — Ueber das Manövriren mit Cadres behufs taktischer Instruction der Offiziere. — Das neue Infanterie-Manövrir-Reglement. — Die Operationen der II. Deutschen Armee im Deutsch-Französischen Kriege 1870—71.

Giornale d'Artiglieria e genio (7. Band, 2. Theil — 8. Band, 1. Theil): Bemerkungen in Bezug auf die Fabrication des Stahles und des gestählten Eisens nach der Bessemer'schen Methode. —

Bericht über die Fabrication des Stahles in Belgien. — Ueber Berechnung der Schusstafeln. — Die Militair-Lazarethe in Deutschland.

Cronaca militare estera (Nr. 1): Die Europäischen Heere während des Jahres 1875. — Das neue Exercir-Reglement der Französischen Cavallerie.

Army and Navy Gazette (25. December 1875): Das Französische Generalstabs-System. — Die Organisation einer Armee. — Unsere Feld-Artillerie. — **(1. Januar 1876):** Die gesteigerte Wirkung der Artillerie. — **(8. Januar):** Der Feldzug in Indien 1857—58.

Naval and Military Gazette (Nr. 2245—2247): Mobilisirung für einen fingirten Krieg. — Britische und Deutsche Feldgeschütze. — Die Gesundheit der Armee. — Schwert und Pflug.

Army and Navy Journal (1. Januar 1876): Die Armee-Reduction. — Die Stahlwerke zu Obuchow.

La Belgique militaire (Nr. 256—260): Betrachtungen über die Cavallerie. — Ein Blick auf die Situation der Armee. — Die Mobilmachung der Englischen Armee.

De militaire spectator (Nr. 1): Ueber Küstenvertheidigung. — Die Stahlbronce.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 50—52 pro 1875, Nr. 1 pro 1876): Stand und Entwickelung unseres Wehrwesens. — Unser Militair-Sanitätswesen. — Urtheil der militairischen Presse Amerika's über die Preuszische Gefechtstaktik. — Bericht der Commission für Revision des Verwaltungs-Reglements. — Rumänien: Die Uebungsmanöver 1874. — Ueber militairische Vereinsthätigkeit. — Die Unteroffiziersfrage. — Entwurf eines Reglements für die Verwaltung der Schweizerischen Armee.

Revue militaire suisse (Nr. 24): Ein Blick auf die Französische Cavallerie. — Eidgenössisches Militair-Budget für 1876.

Norsk Militaert Tidsskrift (December 1875): Das Russische Heer.

Memorial de Ingenieros y revista cientifico militar (15. December 1875): Straszen-Locomotiven. — Bemerkungen über den Sanitäts-Dienst im Felde, mit Bezug auf die Thätigkeit der Ingenieure. — **(Nr. 1, 1876):** Transport der Verwundeten nach dem System Zavoduski.

Verantwortlich redigirt von Major v. **Marées**, Berlin, Derfflinger Str. 1.
Verlag von **F. Schneider & Co.** (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

XV.

Die Anfänge der Deutschen Marine.

Von **Billerbeck,** Major im Ingenieur-Corps.

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerke bleibt!
Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
(Wallenstein's Lager.)

(Schluss.)*)

5. Die Zeit Friedrich's III., König Friedrich I. von Preuszen.

Dem Kurfürsten Friedrich III. lagen andere Dinge am Herzen, als Seehandel und Afrikanische Colonien. Wenn er auch nicht gewillt war, die seiner Fahne angethane Schmach den Holländern zu verzeihen, so zog er doch die diplomatische Action der kriegerischen Lösung oder der Repressalie durch Caperei vor. Er erlangte denn auch wirklich 1690 die Herausgabe der Schanze auf Arguin und der Gefangenen und 1694 die definitive Grenzregulirung auf Guinea.

Dafür, dass ihm die faulen Flecke in der Verwaltung der ererbten Marine, der böse Stand der Handelsgesellschaft und der schlechte Ruf der unter seinen Farben segelnden Kauffahrer nicht verborgen blieben, sorgten die Feinde Danckelmann's.

Er verhängte also schleunigst eine neue Untersuchung gegen Raule, und verlangte von Danckelmann, dass das Vermögen der Gesellschaft rechnungsmäszig von den Einkünften für die Kriegsmarine getrennt werden sollte. Danckelmann aber, der, gleichwie andere hohe Beamte (Blaspeil, Remawinkel, Meinders und ganz besonders Paul von Fuchs), auf das Engste pecuniair mit Raule liirt war, konnte zwar nicht verhindern, dass Raule und Andere während der

*) Vergl. Jahrbücher Band XVIII, Seite 154 (Februar 1876).

Untersuchung zeitweise in Spandau eingesperrt wurden, aber es gelang ihm doch, schlieszlich das bewährte Mittel wieder anzuwenden, nämlich das Urtheil von Seefahrts- und Handels-Verständigen fällen zu lassen.

Die Präsidenten (Danckelmann und Knyphausen), die Bewindhaber und unteren Beamten gingen denn auch so rein aus dem Processe hervor, dass sie nicht nur im Amte blieben, sondern Raule sogar ein reiches Schmerzensgeld erhielt und Mitglied des Admiralitätsrathes (d. i. der Kriegsmarine-Verwaltung) wurde. Die Trennung der beiden Verwaltungen wurde, des Kurfürsten Befehl gemäsz, auch ausgesprochen — wie sie aber gehandhabt wurde, zeigt sich darin, dass zwar alle Jahr ein oder zwei Kurfürstliche Kriegsschiffe in Dienst gestellt wurden, um nach Arguin zu fahren, thatsächlich aber Elfenbein- und Sklavenhandel nach Westindien trieben, bei welcher Gelegenheit sie auch heimlich fremde Küstenstriche berührten, d. h. also Schleichhandel ausübten.

Da Raule übrigens der Einzige war, der von dem Seehandel wirklich etwas verstand, so war die Gesellschaft während der Zeit, dass er in Spandau gesessen (bis 1691), immer tiefer in Schulden gerathen, und der Kurfürst musste sich dazu verstehen, im Auslande eine Anleihe von 100,000 Rthlrn. aufzunehmen, für welchen Betrag ein Holländischer Kaufmann, Kuffelaer, es übernahm, drei Schiffe für die Gesellschaft zu befrachten (1691). Dänemark wurde immer dringender wegen rückständiger Forderungen in St. Thomas. Zum Unglücke plünderten gleichzeitig einige Französischen Schiffe das dortige Waarenlager. So sah sich denn der Kurfürst genöthigt, endlich zwei Fregatten in Dienst zu stellen, um gegen Französische Schiffe Repressalien zu üben.

Diese Schiffe kreuzten ganz tapfer im Biskayischen Meerbusen und brachten bald zwölf Schiffe auf. Unglücklicherweise fand sich aber, dass einige von diesen Schiffen Bremen gehörten. Da aber der Kurfürst, um die Emdener Bürgerschaft gefügiger zu machen, gerade in dieser Zeit mit Bremen wegen der Aufnahme seiner Marinestation und des Sitzes der Handelsgesellschaft transagirte, so verfügte er sofort die Herausgabe der genommenen Schiffe. Noch schlimmer war, dass einige andere der genommenen Schiffe gar nicht unter Französischer, sondern unter Dänischer Flagge gesegelt waren und deren Wegnahme wohl nur eine Privat-Speculation der Brandenburgischen Capitaine gewesen war. Denn Dänemark drohte nun allen Ernstes, die Brandenburgische Niederlassung auf St. Thomas nicht ferner gestatten zu wollen.

Diese Zwischenfälle verdrossen den Kurfürsten so sehr, dass er auch nicht einen Pfennig mehr an Flotte und Seehandel wenden zu wollen erklärte. Nur das Eine liesz er geschehen, dass die Handelsgesellschaft sich mit einem (anscheinend schon bestehenden) Holländischen Consortium fusionirte und 1692 elf Schiffe, 1693 noch drei Schiffe ausrüstete. Es wird behauptet (und ist, da gar keine Rede davon ist, dass diese Schiffe jemals nach einer Brandenburgischen Niederlassung in Afrika oder auf St. Thomas gekommen seien), dass diese Schiffe lediglich Schleichhandel trieben. Gewiss ist, dass mehrere davon von Engländern, Franzosen und Holländern wegen Schleichhandels aufgebracht wurden, und dass Brandenburg deshalb nicht reclamirte. —

Danckelmann besänftigte den Kurfürsten immer noch, und der Kurfürst selbst mochte um keinen Preis von der Nordsee weichen. So rettete er 1694 die Gesellschaft noch einmal, indem er eine Anleihe derselben unter gewissen Bedingungen garantirte.

Das Glück scheint die Unternehmungen nunmehr einige Zeit lang mehr begünstigt zu haben. Denn 1696 berechnete die Gesellschaft ihre Activa auf 937,915 Rthlr., ihre Passiva auf 801,761 Rthlr. excl. des Grund- und Immobilien-Besitzes in Emden und Pillau, und konnte dem Kurfürsten 1697 (als übrigens nach dem Ryswiker Frieden einige reiche Leute hinzugetreten waren) 70,000 Rthlr. von dem 1691 erhaltenen Vorschuss zurückzahlen. Uebrigens war inzwischen das Waarenlager auf St. Thomas 1694 von Neuem durch Französische Schiffe geplündert worden und in demselben Jahre der Befehlshaber von Grosz-Friedrichsburg, Jean ten Hooft, mit dem Erlös der letzten Jahre durchgegangen.

Im Jahre 1697 fiel Danckelmann in Ungnade, und, da die übrigen höheren Beamten, welche bei der Gesellschaft interessirt waren, gar keinen directen Einfluss auf den Kurfürsten ausübten, so hatte die Gesellschaft nun keine Hülfe mehr an höchster Stelle zu erwarten.

Der nächste Effect war, dass nun einige frühere Verbündete Raule's diesen wieder einmal wegen Unterschleife verklagten. Sie griffen dabei auf zwei früher dem Raule ertheilte Privilegien zurück, nämlich betreffend den Bernsteinhandel und den Holzhandel auf der Havel und Elbe, welche Privilegien Raule gemissbraucht haben sollte. Raule wies indessen nach, dass die Kurfürstlichen Cassen gerade in diesen beiden Geschäften sehr gut gefahren seien, und bot sein ganzes Vermögen (worunter freilich für 26,000 Rthlr. Actien, also fast werthloses Papier) dem Kurfürsten zum Geschenk an. Eine

ordentliche Buchführung hatte nie stattgefunden und der Process wurde fallen gelassen, als eine Menge Beamte in denselben hineingeriethen.

Der Kurfürst lernte bei dieser Gelegenheit, dass ihm selbst die ganze Seehandlungs- und Marine-Sache seit seinem Regierungsantritte über 100,000 Rthlr. gekostet habe und dass er jährlich 25,000 Rthlr. einbüszen musste.

Da nun überdies Dänemark ganz mit Recht auf seiner Schuldforderung wegen St. Thomas bestand, ferner auszerdem die Emdener Gesellschaft nicht nur in Flugschriften, sondern auch in diplomatischen Actenstücken ganz offen „ein Nest von Strauch-Räubern und jungen Wölfen“ genannt wurde und die Beschwerden wegen Schleichhandels unter Brandenburgischer Flagge sich mehrten, so hätte der Kurfürst am liebsten seine ganze Marine aufgegeben und die Ansiedelungen verkauft, wenn nicht der Verlust von Emden damit verknüpft gewesen wäre. So liesz er die Sache noch gehen. Die zehn Kurfürstlichen Kriegsschiffe verfaulten und wurden stückweise gestohlen. Die Gesellschaft hatte überhaupt noch siebzehn Schiffe, von denen sie aber jährlich höchstens zwei bis drei auszusenden im Stande war.

Neuen Aufschwung versprach ein Versuch, der 1698 gemacht wurde, indem man einige Bergleute nach Afrika schickte, um Edelmetalle zu suchen. Es wurde aber auch hieraus kein Gewinn gezogen. Innerhalb der Gesellschaft bildeten sich Theil-Genossenschaften, welche sich aller Werthobjecte bemächtigten, die sie erreichen konnten, Schiffe, bevor sie zurückkamen, verpfändeten oder deren Ladungen in fremden Häfen verkaufen lieszen, wofür sie dann das Geld einzogen.

1698 wurde sogar ein Process wegen Falschmünzerei gegen Raule angestrengt. Dabei kamen aber zugleich Johann von Danckelmann (der Jüngere — derselbe entfloh während des Processes) und noch drei Mitglieder des Verwaltungsrathes, ja sogar Knyphausen in Anklage. Raule und die letzteren wurden zur Festungsstrafe (in Spandau) verurtheilt und ihre Actien confiscirt. Nun stockte aber der Handel gänzlich. 1699 lief nur ein kleines Schiff aus.

Im Jahre 1700 gelang es dem Reste der Gesellschaft, dem Kurfürsten neue Bürgschaften zu stellen und ihn von der beabsichtigten Eintreibung seiner Restforderung durch Subhastation der Schiffe etc. abzuhalten. Es wurden sogar drei Schiffe ausgesendet, gingen aber alle drei verloren. Man wandte sich nun wieder an Raule, der trotz aller Anklagen doch noch immer der Ehrlichste von Allen gewesen

zu sein scheint. Er wurde 1702, in seinem siebzigsten Lebensjahre, frei gelassen und ihm attestirt, dass Nichts mehr gegen ihn vorläge.

Raule machte sofort die hochfliegendsten Pläne — er versuchte sogar, dem Könige die Aussendung einer bewaffneten Expedition nach Spanien zur Beitreibung alter Forderungen plausibel zu machen. Sein Vorschlag scheiterte an der Grundforderung: 100,000 Rthlr. für die Kriegsmarine und 100,000 Rthlr. zur Gründung einer neuen Gesellschaft.

So geschah denn bis 1705 Nichts, man war nicht einmal im Stande, ein leeres Schiff nach St. Thomas zu schicken, um die dort lagernden Waaren, deren Werth noch auf 400,000 Rthlr. geschätzt wurde, nach Europa zu holen. Die seit Jahren sich selbst überlassenen Ansiedelungen in Afrika erklärten, dass sie an Allem Mangel litten und ganz eingehen müssten, wenn sie nicht unterstützt würden. Der König schickte daher ein Schiff Fortuna 1705 dorthin ab. Es scheiterte; aber da es gut versichert war (das erste Beispiel einer Seeversicherung in Brandenburg), so war man im Stande, ein Hamburger Schiff zu heuern, welches mit einigen Soldaten, Proviant und Waaren auslief (die Königlichen Schiffe waren schon nicht mehr seetüchtig). Dies nahmen aber die Franzosen weg.

Da erschien aus Arguin ein Feldwebel in Berlin, welcher klagte, dass nur noch sieben Mann dort wären und dass auch diese jeden Tag desertiren könnten.

Da man erwarten musste, dass Schiffe unter Brandenburgischer Flagge wieder gecapert werden würden, so miethete man in Hamburg zwei frühere, als schnell bekannte, Schmugglerfahrzeuge, und liesz diese, unter Holländischer Flagge und mit Holländischen Papieren, mit 2 Offizieren, 22 Mann, Proviant, Utensilien und Waaren nach Guinea abgehen. Die Expedition kam glücklich an. Die Preuszische Flagge aber war hiermit vom Meere verschwunden (1708).

1707 starb Raule. Seine Besitzthümer in Preuszen fielen theilweise dem Staate, theilweise seinen Gläubigern zu. Der Werth des Besitzes der Gesellschaft in Emden wurde nur auf 49,000 Holländische Gulden abgeschätzt. Da eine Einigung zwischen der Gesellschaft und dem Staate nicht zu erzielen war, so decretirte der König 1711, dass alle Gebäude, Schanzen und Vorräthe in St. Thomas und Guinea (auf letzterem auch der Boden) ihm gehöre als Ersatz für seine Auslagen. Widerspruch erhob sich nicht. Dagegen lieszen die Holländer durch ihre verbündeten Neger und mit Hülfe eines Englischen Kriegsschiffes die Schanze bei Accoda wegnehmen, führten

die drei Brandenburgischen Soldaten, die (auszer einer groszen Zahl Neger) nur darin waren, gefangen ab und begannen auch Grosz-Friedrichsburg zu belagern. Aber der Preuszische Ober-Kaufmann Du Bois zu Grosz-Friedrichsburg, welcher durch seine kluge und gute Behandlung der mit ihm verbündeten Negerstämme deren bedeutendsten Häuptling Cunny (welcher 5000 Mann Soldaten stellen konnte) sehr für sich eingenommen hatte, eroberte mit dessen Hülfe die Schanze zurück und entsetzte Grosz-Friedrichsburg.

Nach diesem glücklichen Ereignisse sind während der Regierung Friedrich's I. keine besonderen Vorkommnisse mehr zu erwähnen, auszer dass ein Holländisches Consortium 1711 die Berechtigung erhielt, sechs Jahre lang in der Preuszischen Colonie beliebigen Handel zu treiben gegen Einlieferung von vier Last Gummi pro Schiff (resp. Erlös dafür) und Mitnahme von Unterstützungen für die Besatzung. Dieser Vertrag scheint für die Königlichen Cassen günstig ausgefallen zu sein. Die Schiffe segelten nicht unter Preuszischer, sondern unter Holländischer Flagge.

6. Die Zeit König Friedrich Wilhelm's I.

Dem Könige Friedrich Wilhelm, dem Vater seiner Armee, der von seinen Dienern Gehorsam und reine Biederkeit ohne alle Redensarten forderte, waren alle diese Dinge auf's Aeuszerste zuwider. Selbst Ostfriesland gab er daran, um seinen Cassen die fortwährenden Zuschüsse, wie sie sein Vater und Groszvater hergegeben, zu ersparen, seinen Beamtenstand von Abenteurern zu reinigen und sein Königliches Wappen vor der Nachrede zu bewahren, dass es Schleichhändler und Schmuggler beschütze.

Er beschloss also, Alles zu verkaufen, was irgend einen Käufer fände.

Geschätzt wurde der gesammte Besitz in Afrika auf 603,000 Holländische Gulden (345,000 Rthlr.), davon bestand aber der dritte Theil in nicht realisirbaren Forderungen an Frankreich und Portugal wegen unrechtmäszig gecaperter Schiffe. Dieser Besitz wurde zuerst einer Englischen Handelsgesellschaft (für circa 270,000 Rthlr.), dann der Holländisch-Westindischen Maatschappy (für 150,000 Rthlr.) angeboten. Beide lehnten ab, weil sie darauf speculirten, über kurz oder lang umsonst in den Besitz zu gelangen. Auch die Krone England, angegangen, die Niederlassungen anzunehmen als Dank für die eventuelle Abtretung der Stadt Elbing an Preuszen, falls England dieses bei der Krone Polen durchsetzen wollte, — auch England lehnte den Antrag ab.

Da alle diese Versuche fehlschlugen, so liesz sich der König schlieszlich bewegen, noch einige Jahre mit dem Verkaufe zu warten. Man hatte ihm unter Anderem vorgestellt, dass er aus Guinea hübsche Mohren als Trommler und Pfeifer für seine Regimenter bekommen könnte, und dass er daher die Besitzungen lieber verpachten sollte, bis sich ein Käufer fände.

Einige Male waren schon Pachtverträge mit fremden Kaufleuten dem Abschlusse nahe — der König ging dabei allmälig von 70 Mohrenknaben und 5000 Rthlrn. Pacht auf 12 Mohrenknaben mit goldenen Halsbändern und 2000 Rthlr. hinab, — aber die Pächter zogen sich immer wieder zurück, da es ihnen weit weniger um legalen Handel, als um den Schleichhandel unter Preuszischer Flagge zu thun war. Letzteren aber wollte der Soldatenkönig nicht dulden, ja er gab sogar (1714) einmal, als er vernahm, es seien Schleichhändler unter seiner Flagge gesehen worden, Caperbriefe an fremde Schiffe aus, um auf diese zu fahnden.

Endlich übernahm das Holländische Consortium (von 1711) die Pacht von Arguin auf 12 Jahre (jährlich 2000 Holländische Gulden), wobei sich der König vorbehielt, während dieser Zeit auf eigene Rechnung 200 Last Gummi und 24,000 Strauszenfedern abholen zu lassen.

Die Gesellschaft zahlte baar und lieferte auch einige Mohren. Hierdurch aufgemuntert, kam der König auf den Gedanken, selbst ein Schiff nach Arguin zu schicken, um Gummi, Strauszenfedern und 170 Mohrenknaben holen zu lassen.

Der Anschlag lief auf 20,000 Rthlr. aus — $^3/_4$ davon sollte aus dem erwarteten Erlöse für die Emdener Etablissements, $^1/_4$ aus dem Verkaufe des Gummi's gedeckt werden. Aber es meldete sich kein Käufer zu den Emdener Liegenschaften, welche mit Hypotheken überbürdet waren, und so unterblieb die Expedition.

Pächter für Grosz-Friedrichsburg und St. Thomas fanden sich überhaupt nicht. Um doch einigen Nutzen aus diesen Ansiedelungen zu ziehen, liesz der König einzelnen fremden Kaufleuten (die sich darum bewarben) Preuszische Pässe ausstellen, die ihnen den Handel mit Sklaven von Guinea nach St. Thomas gegen eine Abgabe von 10 Rthlrn. pro verkauften Sklaven gestatteten. Das Geschäft scheint lohnend gewesen zu sein, denn der König liesz sogar (im Utrechter Frieden während der Verhandlungen) mit Frankreich wegen der Abtretung oder Verpachtung von St. Croix (als Sklavenmarkt) unterhandeln — aber ohne Erfolg.

Die Ansiedelung auf St. Thomas hörte dagegen thatsächlich da-

durch auf zu existiren, dass der Preuszische „Ober-Kaufmann“ Siebert Hoest, ein Emdener, alle Waaren zu Gelde machte und durchging. Als der König sich dafür an Hoest's Emdener Besitzthum schadlos halten wollte, widersetzten sich dem der Rath und Bürgermeister von Emden, da Hoest mit den meisten verwandt und geschäftlich enge liirt war. Erst 1621 erlangte der König durch Drohungen 800 Ducaten Schadenersatz.

1619 gab der König das Besitzrecht von St. Thomas an Dänemark ohne Entschädigung ab, indem die beiderseitigen Forderungen gegenseitig compensirt wurden.

Alle diese mehr oder weniger betrügerischen Händel erbitterten den König so, dass er seine eigenhändige Unterschrift nunmehr fast niemals mehr unter Decrete setzte, welche das Seewesen betrafen.

Die Generalstaaten, welche wohl im Interesse ihrer westindischen Compagnie einen Druck auf den König (Arguin womöglich umsonst fahren zu lassen) auszuüben gedachten, erklärten nunmehr, dass sie nicht ferner dulden wollten, dass Preuszen Seepässe an Holländische Schiffe austheile, und lieszen sogar ein solches Schiff im Hafen von Rotterdam als Schleichhändler festhalten. Der König revanchirte sich nun zwar durch Festhaltung eines Holländischen Schiffes im Hafen von Colberg. Aber da er gleichzeitig in Erfahrung brachte, dass die mit seinen Seepässen ausgestatteten Schiffe wirklich Schmuggelhandel trieben und überdies gar keine Controle darüber möglich war, ob sie die zur Unterhaltung der Ansiedelungen auf Guinea bestimmten Gegenstände auch hinbrachten, so sah der König von jeder Verfolgung der Sache ab, gab das Holländische Schiff frei und stellte keine Seepässe mehr aus. Damit war nun freilich (weil Preuszische oder Emdener Schiffe überhaupt schon längst nicht mehr nach Guinea fuhren) die dortige Colonie preisgegeben.

Im Jahre 1717 fing denn auch dort das Ende an. Ein Negerstamm hatte, nachweislich auf Englischen Betrieb, Grosz-Friedrichsburg überfallen und eingenommen. Darauf hatte ein Holländischer Schiffsführer Wynen (von dem Consortium des Jahres 1711) mit seiner Mannschaft die Neger wieder herausgeworfen, war aber selbst wieder von Franzosen verdrängt worden. Der Preuszische Ober-Kaufmann (Du Bois) war gerade unterwegs nach Berlin, um dem Könige selbst vorzustellen, wie dringend Hülfe nöthig sei, und hatte dem bekannten Negerhäuptlinge Jean Kunny das Commando in Friedrichsburg übergeben. Dieser sammelte sein Heer, vertrieb die Franzosen und steckte die Brandenburgische Flagge wieder zu Grosz-Friedrichsburg auf.

Das einzige Mittel, die Afrikanischen Besitzungen zu erhalten, wäre die Entsendung einer kostspieligen Expedition gewesen. Der König wollte aber mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun haben, und so verkaufte er den gesammten Afrikanischen Besitz 1718 der Holländisch-Westindischen Gesellschaft für 6000 Ducaten, wovon $^1/_3$ gleich bezahlt wurde, der Rest aber zu bezahlen war, wenn sich die Gesellschaft mit eigener Macht in den Besitz der Ansiedelungen gesetzt haben würde. Auszerdem waren 12 Negerknaben an den Hofhalt abzugeben (das geschah auch). Die Holländische Gesellschaft hatte aber wenig Glück bei dieser Affaire. Der Negerkönig Kunny verweigerte entschieden die Herausgabe von Grosz-Friedrichsburg. Selbst als drei armirte Schiffe erschienen und der Verkaufsvertrag vorgewiesen wurde, erklärte Kunny, dass er, als Statthalter des Kurfürsten von Brandenburg, nur einem beglaubigten Offiziere seines Oberherrn das Fort ausliefern werde. Der Holländische Hauptmann van der Holfen versuchte darauf mit 50 Mann einen Sturm auf das Fort, wurde aber abgeschlagen und entkam allein schwimmend auf sein Schiff. Die Holländer machten nun alljährlich neue Angriffe auf Kunny, der über 20,000 Mann commandirt haben soll, wurden aber jedesmal zurückgewiesen, bis sie 1725, also nach sieben Jahren, die Festung verlassen fanden. Kunny war ins Binnenland gezogen. Die einrückenden Holländer fanden die Strasze vom Thore bis zum Gouvernementsgebäude in Friedrichsburg mit Schädeln gefallener Holländer gepflastert und einen besonders groszen Schädel, als Punschbowle in Silber gefasst, vor.

Als die Englisch-Afrikanische Compagnie den Abschluss des Vertrages von 1718 erfuhr, versuchte sie, die Holländische Gesellschaft zu überbieten, indem sie jetzt 100,000 Rthlr. anbot. Der König benutzte diese Gelegenheit, um die Holländische Gesellschaft zur Zahlung des Restbetrages zu bewegen, noch bevor die Gesellschaft die Ansiedelungen occupirt hatte, und sich auszerdem für 6000 Holländische Gulden Actien der Gesellschaft schenken zu lassen.

Am 13. August 1720 fand die Zahlung des Geldes und die förmliche Abtretung statt. Uebrigens kam die Holländische Gesellschaft auch nicht in den Besitz der Ansiedelung auf Arguin, indem Frankreich diesen Küstenstrich occupirte und nicht wieder herausgab. Des-Marchées („Voyage en Guinée") erzählt etwa 25 Jahre später, dass die um Grosz-Friedrichsburg und Arguin vorhandenen Neger merklich fleisziger im Landbaue und rechtschaffener im Verkehre seien, als ihre Nachbarn, und schreibt dies der Brandenburgischen Zucht zu. —

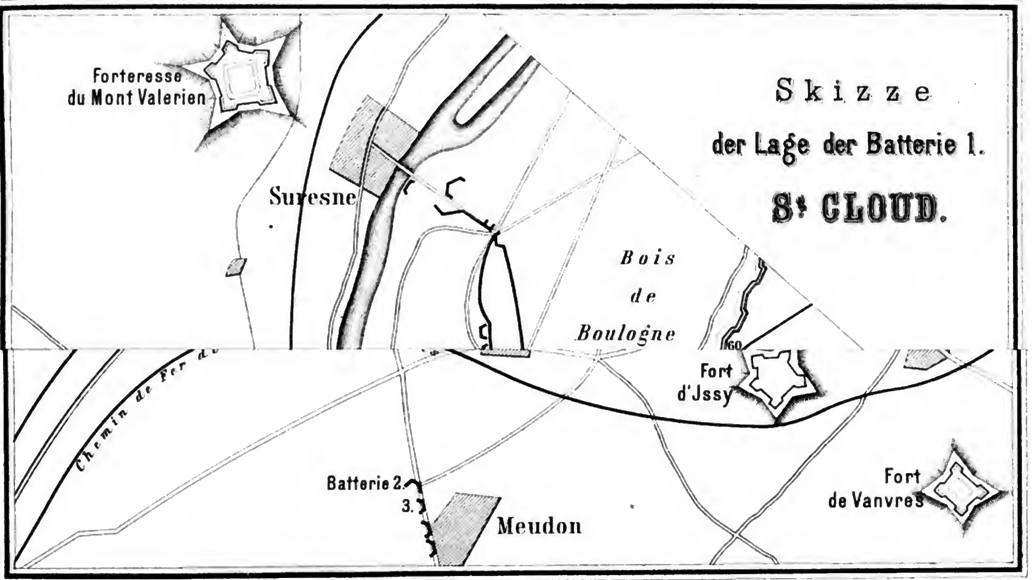
Da nun keine Aussicht mehr war, die Handelsgesellschaft neu zu erwecken, so weigerten sich Emden und die Ostfriesischen Stände, die Preuszische Besatzung ferner zu unterhalten. Auch der Fürst petitionirte beim Reiche um Entfernung dieser Besatzung. Der König verkaufte in Folge dessen die Reste der Gebäude und Geräthe in Emden für 5982 Rthlr., die Besatzung aber zog er erst auf ausdrückliche Kaiserliche Ermahnung zurück, nachdem er sich die Erbfolge in Ostfriesland nochmals hatte garantiren lassen. —

Folgerungen.

Es ist müszig, zu untersuchen, von welchem Einflusse auf die Preuszische Politik und auf den Nationalwohlstand es gewesen wäre, wenn die Seehandelsangelegenheiten mehr prosperirt hätten und demgemäsz auch die Kriegsmarine dem Staate erhalten worden wäre. Einige Historiker hat das Vergnügen an philosophischen Betrachtungen, andere ein gewisser schwungvoller Patriotismus dazu geführt, hervorzuheben, dass die Früchte des siebenjährigen Krieges für Preuszen viel reicher gewesen, und dass später der Staat die Napoleonische Uebermacht bei weitem leichter ertragen haben und schneller nach letzterer zu groszem Wohlstande gelangt sein würde, wenn es reiche Colonien und eine Seemacht besessen hätte. Auf diesem Wege kommt der Eine denn dahin, zu beklagen, dass König Friedrich I. die Königskrone auf sein Haupt setzte, der Andere, dass König Friedrich Wilhelm I. seine blauen Kinder pflegte und seinen Staatsschatz füllte — während andere Fürsten die goldenen Früchte jenseits des Oceans pflückten.

Der ehrliche, phrasenlose, Preuszische Staatsdiener wird anders urtheilen. Die trockene Chronik zeigt, dass jede Untersuchung gegen betrügerische Beamte, die mit dem Seewesen irgendwie zu thun hatten, im Sande verlief, so oft diese es durchsetzten, **von Männern beurtheilt zu werden, die mit Seehandel und Seegebrauch vertraut waren.** Die Kriegsmarine war nur ganz sporadisch, und auch dann nur dem Namen nach, vom Seehandel getrennt. Letzterer **war aber ein Eitergeschwür** geworden, welches nicht nur an den Cassen des Staates, sondern auch **an der öffentlichen Moral zehrte.**

Dies Geschwür schnitt König Friedrich Wilhelm, der treueste Staatsdiener, den die Welt je gesehen, aus und warf es von sich. Denn das kam dem Könige, dem Begründer unserer, Gott Lob, noch vorhaltenden Preuszischen Traditionen,



Lith. Institut v. Wilh. Greve Berlin

nicht in den Sinn, dass Salzwasser ein so besonderer Saft und im Stande sei, den einfachen Begriffen von Wahrhaftigkeit, Uneigennützigkeit und Edelsinn, die der König selbst seinen Offizieren und Beamten ins Herz pflanzte, eine doppelte Bedeutung beizulegen.

XVI.

Batterie Nr. 1 St. Cloud.

Eine Episode aus der Belagerung von Paris.

Von **Rathgen,**
Premierlieutenant im Hessischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 11.

(Mit zwei Karten.)

(Schluss.)*)

Die schwersten Tage der Batterie begannen mit dem 8. Januar. Die Zahl der feindlichen Geschützaufstellungen steigerte sich. Bald hier, bald dort eröffnete eine neue Batterie ihr Feuer, während man diesseits, um überhaupt einige Wirkung zu erzielen, das Feuer der wenigen Geschütze zusammenhalten musste. — Der Kampf begann jeden Morgen mit den Bastionen 66 und 67, ging dann mit den Geschützen des rechten Flügels auf die Batterie links vom Eisenbahndamme und auf Bastion 68 über, während die Geschütze des linken Flügels gegen Bastion 65 wirkten. Mit groszen Anstrengungen wurde es endlich möglich gemacht, dass auch das dritte Geschütz vom rechten Flügel gegen Bastion 65 verwandt werden konnte. Der Feind brachte nach und nach die Bastione 64, 63, 62, 61 und zuletzt noch 60 ins Feuer. Bastion 63 war mit einem Cavaliere versehen. Auf der linken niederen Flanke standen zwei Marine 19 Centimeter Kanonen, welche gewiss das Feuer des einen sie allein erreichenden 24-Pfünders nicht zu scheuen brauchten. Ihren mit 16 Pfund Ladung verfeuerten 106 Pfund schweren, 4,5 Pfund Sprengladung haltenden Granaten ist hauptsächlich die später so bedeutende Schwächung der Brustwehr zuzuschreiben.

---

*) Vergl. Jahrbücher Band XVIII, Seite 176 (Februar 1876).

Am 8. Januar Morgens machte sich zum ersten Male eine Batterie leichteren Calibers (Canons de sept) am Parke von Boulogne bemerkbar. Ein vor die siebente Scharte gebrachter 24-Pfünder vertrieb diesen Gegner bald. Der Valérien feuerte mit einer Zahl von mindestens acht Geschützen. Von 8 bis 12 Uhr dauerte das Feuer mit gleicher Heftigkeit an, liesz dann von 12 bis 1 Uhr etwas nach, um von 1 bis 4 Uhr sich andauernd zu steigern, so dass der Schluss durch ein bei den Franzosen so beliebtes anhaltendes Salvenfeuer des Valérien und der Bastione gebildet wurde.

Der Verlust des Tages bestand auszer dem demontirten Geschütze in zwei Obergefreiten, von denen der eine schwer, der andere leicht verwundet war. Eine der 19 Centimeter Granaten durchschlug nämlich den Gebrauchsgeschossraum am linken Flügel der Batterie. Die Sprengstücke verwundeten die beiden Mann; die Sprengladung zündete drei dort in dem Geschossraume befindliche Leuchtraketen. Letztere lagen neben einem mit 24pfündigen Kartuschen gefüllten Kasten. — Während ein Kanonier den schwer verwundeten Obergefreiten, welcher durch die Raketen noch stark verbrannt wurde, entfernte, riss der Lieutenant Reitzenstein, um gröszere Gefahr abzuwenden, ohne das Verbrennen seiner Hände und Kleider zu beachten, den Kartuschkasten von dem gefährdeten Orte hinweg.

Ein Pionier-Detachement von einem Sergeanten und zwölf Mann war als Aushülfe der Batterie zur Verfügung gestellt. Diese Mannschaften waren in der Nacht mit dem Wiederaufbaue des Geschossraumes beschäftigt, als eine Granate genau an derselben Stelle durchschlug, einen Pionier sofort tödtete, den Sergeanten und einen Pionier schwer und einen anderen Pionier leicht verwundete.

Den folgenden Tag, den 9. Januar, war am Vormittage des Nebels wegen das Feuer schwächer, doch Nachmittags erreichte es wieder die Stärke des vorigen Tages. Nachts wurde von Seiten der Batterie Nr. 1 nicht mehr gegen die Stadt, sondern nur gegen die Tags über bekämpften Bastione gefeuert.

Der 10. Januar war nicht ganz klar, doch das Feuer sehr heftig; die Batterie links vom Eisenbahndamme wurde besonders lästig. Durch Aenderung der Scharte des vierten Geschützes wurde es diesem, einem 24-Pfünder ermöglicht, sich an dem Kampfe zu betheiligen. Die feindliche Batterie stellte bald darauf das Feuer ein. Eine neue Batterie von vier Geschützen südlich der Enceinte machte sich am 10. Januar bemerklich. — Die Verluste des Tages waren fünf Kanoniere, darunter einer schwer verwundet. Beschädigt war

auszerdem ein 12-Pfünder; das Korn und ein Henkel waren abgeschossen. Das Geschütz wurde durch Einsetzen eines Vorraths-Korns sofort wieder gefechtsfähig. Während der Nacht war viel auszubessern, da die Brustwehr wiederholt durchschossen war.

Der 11. Januar war ein klarer Wintertag; der Feind benutzte das Wetter. Schon früh am Morgen begann er das Feuer aus allen Aufstellungen, aus denen auch nur vorübergehend geschossen worden war. Ein gussstählerner 24-Pfünder wurde durch einen Schuss auf den rechten Schildzapfen und Einbrechen desselben demontirt. Ein zweiter, broncener 24-Pfünder, erhielt einen Schuss gegen den geöffneten Verschluss. Derselbe wurde zertrümmert und das Keilloch deformirt. Um dem Feinde diese Erfolge nicht zu verrathen, wurden die beiden Geschütze gegen die noch disponibeln Reserve-12-Pfünder ausgetauscht. Das Herausschaffen der demontirten und das Einbringen der neuen Geschütze leitete der Secondelieutenant Reitzenstein. — Die Batterie antwortete Schuss auf Schuss. Zwei Kanoniere waren schon verwundet, doch den schwersten Verlust erleidet die Batterie noch am Abende. — Bei der Uebergabe der Geschütze an die Ablösung fallen die Lieutenants Reitzenstein und Rothenberger. Ersterer war sofort todt, Brust und Rückgrat waren zerschmettert; letzterer, im Oberarmgelenke schwer verletzt, erlag bald darauf seiner Wunde. — In der Nacht wurde auszer anderen Arbeiten besonders die Rückenwehr gründlich ausgebessert. Auch wurde für den einen Reserve-12-Pfünder ein aus dem Parke von Villa Coublay gesandter 24-Pfünder eingebracht.

Am 12. Januar hinderte Nebel die Aufnahme des eigentlichen Feuers bis $^1/_2$1 Uhr. Das am Vormittage Versäumte schien der Feind in den Stunden von $^1/_2$1 bis $^1/_2$5 Uhr nachholen zu wollen. Die Batterie am Boulogner Walde machte sich neben den schweren Geschützen der Enceinte und des Valérien besonders bemerklich. Verwundet wurde der Offizierdienst thuende Feldwebel Sonntag und ein Gefreiter, letzterer schwer. Lieutenant Rathgen, welcher die Wirkung des diesseitigen Feuers aus dem Beobachtungsstande hinter der Batterie beobachtete, wurde durch eine in denselben einschlagende 16 Centimeter Granate contusionirt und betäubt; genannter Offizier war jedoch im Stande, am nächstfolgenden Tage seinen Dienst weiter zu versehen. — Für den gefallenen Lieutenant Reitzenstein wurde der Lieutenant von Thümen, für den Lieutenant Rothenberger der Portepéefähnrich Engelhardt zur Dienstleistung in die Batterie commandirt.

Die Tage vom 13. bis zum 19. Januar boten wenig Abwechselung. War das Wetter hell, so begann das Feuer schon um 8 Uhr, meist liesz aber der Nebel das eigentliche Feuer erst um 12 Uhr beginnen. Die Verluste waren in dieser Zeit gering; das feindliche Feuer hatte bedeutend an Heftigkeit nachgelassen. Damals konnte man diesseits dafür keinen genügenden Grund finden. — Der Admiral La Roncière le Noury giebt in seinem Tagebuche an, dass der sechste Sector (die Bastione 56 bis 67 umfassend) den Befehl erhalten hatte, mit seiner Munition sparsamer umzugehen und genau die angewiesene Quote innezuhalten. Wenn die Franzosen auch oft mit ihrer Munition hätten sparsamer sein können, dies Mal war die Sparsamkeit am falschen Platze. Wäre die Batterie Nr. 1 mit gleicher Heftigkeit, wie vom 8. bis 12. Januar, nur noch fünf Tage weiter beschossen worden, so hätte vielleicht alle persönliche Bravour die Batterie nicht zu halten vermocht, indem die demolirte Brustwehr den Geschützen keine Deckung mehr gegen das Demontirfeuer geboten hätte.

Ein zweiter Grund für die unzeitige Schwächung des Feuers lag nach Aussage des Admirals in der Weigerung der Artilleristen des sechsten Sectors, den Dienst auf den Wällen fernerhin zu verrichten. Die Sache war der Art, dass der Gouverneur Trochu sich persönlich ins Mittel legen musste. Die Batterie glaubte, aus der Abnahme des feindlichen Feuers schlieszen zu dürfen, dass das diesseitige zweckentsprechend geleitet werde. Nach dem Vorerwähnten dürfte dieser Schluss kein trügerischer gewesen sein.

Am 17. Januar kam der Fall vor, dass Rohr und Laffete (12-Pfünder) durch einen Schuss völlig demontirt wurden. — Die Brustwehr wurde von Tag zu Tage schwächer; die Herstellungsarbeiten erforderten immer mehr Anstrengungen. — In dieser Periode ist ferner das zahlreiche Auftreten der gezogenen 7-Pfünder am Boulogne-Gehölz bemerkenswerth.

Mit dem 19. Januar begann für die Batterie die zweite schwere Periode, welche bis zum 24. Januar anhielt. — Am 19. Januar Morgens begann das Feuer zum ersten Male vor 8 Uhr und hielt gleichfalls zum ersten Male ohne jede Unterbrechung bis $^1/_2$7 Uhr Abends an. Es war dies der einzige Tag, an welchem die Franzosen der Batterie Nr. 1 den ersten Schuss Morgens nach dem Hellwerden abgewonnen. Der Feind hielt am 19. Januar dem Feuer Stand. Kein Bastion stellte das Feuer ein. Dazu kam, dass die Batterie den grössten Theil des Tages nur mit vier Geschützen zu antworten

vermochte. Das erste Geschütz, ein 12-Pfünder, erhielt auf die rechts vorstehenden Theile des geschlossenen Verschlusses einen Schuss, welcher dieselben nach hinten umbog und das Keilloch beschädigte. Das sechste Geschütz, ein 24-Pfünder, das einzige, welches die beiden 19 Centimeter Kanonen des Bastion 63 erreichte, konnte vier Stunden am Feuer nicht Theil nehmen, weil seine Stahlplatte gebrochen war und der Verschluss in Folge dessen klemmte.

Wenn La Roncière schreibt, die Marine-Batterie beschädigte mit leichter Mühe die Batterie von Breteuil, so ist das insofern unrichtig, als die Marine-Batterie der diesseitigen nicht mehr Schaden zufügte, als die lange Reihe von Bastionen, welche, neun an der Zahl, sich den ganzen Tag mit der Batterie beschäftigten. — Das feindliche Feuer erreichte eine solche Heftigkeit, dass fast gleichzeitig immer sieben bis acht Granaten vor, in, hinter und neben der Batterie crepirten. Die Brustwehr war so durchschossen, dass im stärksten Feuer circa je 50 Sandsäcke in die Scharten vertheilt werden mussten. Bei dieser Gelegenheit erhielt die Batterie auch zum ersten Male wieder Gewehrfeuer.

Die andauernde Heftigkeit des Geschützfeuers, welches gegen Batterie Nr. 1 concentrirt war, wurde auch auszerhalb der Batterie bemerkt. Ungefähr um 1½ Uhr Nachmittags erhielt die Batterie folgende Depesche aus dem groszen Hauptquartiere Seiner Majestät des Kaisers und Königs:

„Wie geht es der Batterie?"

Die telegraphische Rückantwort lautete dem Sinne nach: „Heftiges feindliches Feuer, geringe Verluste, Batterie antwortet kräftig."

Der Verlust am 19. Januar betrug einen Mann todt, einer schwer und einer leicht verwundet. — Den 20. Januar war trotz des Nebels das feindliche Feuer heftig und den ganzen Tag anhaltend. — Den 21. Januar richtete der Feind von der Front 67 bis 68 sein Feuer besonders gegen die auf der Höhe bei Notre Dame de Clamart, neuerdings gegen Issy vorgeschobenen Batterien. Batterie Nr. 1 versuchte deshalb mit vier Geschützen die Linie 67 bis 68 zu enfiliren. Erfolg konnte diesseits nicht beobachtet werden.

Den 22. Januar wandte sich der Feind mit allen seinen Geschützen gegen Batterie Nr. 1 zurück. Vielleicht hatte ihm das Enfilirfeuer am Tage vorher doch einigen Schaden zugefügt. Die Batterie antwortete den ganzen Tag, und ungeachtet weiterer Verluste (zwei Mann todt und zwei verwundet) hat das Feuer nicht

einen Augenblick geschwiegen. Trotzdem schreibt der Admiral: „Le sixième secteur écrasa de son feu la batterie de Breteuil." Dass dies auch nicht wörtlich zu nehmen ist, beweist eine Notiz des folgenden Tages: Die Marine-Batterie bekämpft das Feuer der Batterie von Breteuil.

Durch die dicht über die Batterie hinweggehenden Geschosse war der Berghang neben dem Eingange in den Sicherheitsstand derart unterhöhlt worden, dass der obere Theil desselben bei einem neuen Treffer plötzlich herunterstürzte und den Ein- resp. Ausgang des Sicherheitsstandes völlig versperrte. Die im Stande befindlichen Reservemannschaften, Krankenträger etc. mussten durch eine Geschützbedienung förmlich aus ihrem Gefängnisse heraussappirt werden. Die bei dieser Gelegenheit gewonnene Erde wurde sofort zum Füllen von Sandsäcken benutzt.

Am 22. Januar hatte der Valérien, wie auch am 20. Januar, den ganzen Tag geschwiegen, nicht so den 23. Januar, wo er im Vereine mit der Stadtbefestigung anhaltend gegen die Batterie feuerte. Die Brustwehr wurde wiederum mehrfach durchschlagen. — Um eine gröszere Deckung für die Mannschaften zu erhalten, wurde der Raum längs der Brustwehr zwischen den Geschützen immer mehr und mehr vertieft, und wo die Bombenschirme es gestatteten, von oben her nothdürftig eingedeckt. — So präcise, wie das feindliche Feuer vom 8. bis zum 12. Januar gewesen war, so wenig gut war das der letzten Zeit. Ob dic Schuld hiervon am Materiale oder an der Bedienung gelegen, darüber geben die Französischen Berichte keinen Aufschluss. Die Zahl der blindgehenden Geschosse war sehr bedeutend. Die Sprengstücke der crepirenden Geschosse zeigten einen galligen, oft sogar schlackenhaltigen Guss. — Der Verlust am 23. Januar war ein Unteroffizier schwer und zwei Mann leicht verwundet.

Am 24. Januar traf der Befehl ein, während des Parlamentirens das Feuer einzustellen. Dadurch entstanden Vor- und Nachmittags lange Pausen. Uebermäszige Gewissenhaftigkeit in der Innehaltung dieser Convention kann den Franzosen nicht nachgerühmt werden, und wurde sogar am 25. Januar bei gleicher Gelegenheit durch ein von Bastion 63 kommendes Geschoss noch ein Kanonier getödtet. — Am 26. Januar war das Feuer noch ein Mal ziemlich heftig; doch das trübe Wetter hinderte die beiderseitige Beobachtung. Von Mitternacht den 26. Januar ab schwieg auf höheren Befehl das Feuer gänzlich.

Der Munitionsverbrauch der Batterie betrug 3856 Schuss; ein Drittel dieser Zahl war aus den 24-Pfündern abgegeben.

Am 27. Januar erschien Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz in der Batterie, sprach sich lobend über das Verhalten der Batterie aus und theilte die damals gewiss gern vernommene Nachricht mit, dass am Abende von 12 Uhr ab Waffenstillstand auf allen Fronten eintreten würde.

Die Lage der Batterie gestattete es, die Wirkung derselben von der sogenannten Kronprinzen-Schanze aus, welche auf der anderen Seite von Sèvres lag, genau zu beobachten, ja man konnte bis dorthin Commando's und Zurufe verstehen. — Dieser Punkt ist von den höheren Vorgesetzten wiederholt zur Beobachtung der Batterie benutzt worden. — Während des Feuers war die Batterie am 17. Januar vom Oberst von Rieff, begleitet von dem Major Sallbach ganz speciell inspicirt worden. Oberst von Rieff überzeugte sich von dem Zustande der Geschütze, von den ausgeführten Arbeiten zur Ausbesserung der Batterie, von der Leitung des Feuers, Beobachtung der Wirkung etc. etc. — Am 25. Januar inspicirte Seine Durchlaucht Prinz Kraft zu Hohenlohe die Batterie und verweilte längere Zeit in derselben.

Am 28. Januar besichtigte Seine Majestät der Kaiser und König die Batterie Nr. 1 und sprach Allerhöchstderselbe Worte der vollsten Anerkennung für die Ausdauer und Hingabe der Besatzung während der Zeit der Beschiessung aus. Auch bestimmte Seine Majestät, dass die Batterie für Höchstdesselben historisches Album gemalt werden solle, als der Punkt, von welchem aus der Deutsche Kaiser zuerst auf das besiegte Paris herabgeschaut habe.

Die ersten Eisernen Kreuze hatte die Batterie am 26. Januar erhalten. Am 29. Januar vertheilte Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz bei einem erneuten Besuche der Batterie eigenhändig drei Kreuze. — Im Ganzen hat die Batterie an Auszeichnungen erhalten: 2 Eiserne Kreuze I. Classe, 23 Kreuze II. Classe und einen Bayerischen Orden.

Fassen wir kurz noch ein Mal die Ereignisse der Batterie Nr. 1 zusammen:

Ausgerüstet mit sechs 12-Pfündern, von denen später drei durch 24-Pfünder ersetzt wurden, hatte die Batterie die Aufgabe, sowohl die untere, wie die obere Seine von Kanonenbooten frei zu halten; die ins Angriffsfeld gegen Issy schlagenden Fronten zu enfiliren; die

Anlage von enfilirenden Batterien bei Boulogne und Billancourt zu verhindern. Diese mannigfachen, für sechs Geschütze, welchen theilweise nur eine geringe Leistungsfähigkeit zur Seite stand, oft sehr schwierigen Aufgaben bedingten auch, dass die äuszeren Scharten schräg geführt werden mussten, und sich daher das schwache Feuer noch dazu excentrisch gestaltete. Ferner wurden die Scharten gesenkt geführt, um das jenseitige Ufer stets unter Feuer halten zu können. Dadurch erhielt die Batterie, welche 150 Fusz höher lag, wie das 750 Schritt entfernte Ufer, steil abfallende Scharten (beinahe um fünf Grad), welche ihrer schrägen Richtung wegen vorn sehr breit wurden und spitze Kasten bedingten. Wie späterhin die Scharten zugeworfen wurden, hatte man nicht Zeit und vorzüglich nicht Erde genug, um dies völlig zu thun. Die Brustwehr hätte bei Vermeidung der tiefen Scharten ohne Beeinträchtigung der Schusswirkung an der vorderen Crête um drei Fusz höher geführt werden können.

In Folge dessen wäre vielleicht manches Geschütz weniger demontirt worden, und es wäre schwerlich so oft vorgekommen, dass die Brustwehr völlig durchschossen wurde. So drangen z. B. am 23. Januar die Sprengstücke einer Granate beim fünften Geschütz aus der zweiten Faschine von unten, also 18 Zoll über der Bettung, aus der Brustwehr hervor. Der sehr umfassende Gebrauch von Sandsäcken war der einzig mögliche Nothbehelf.

Die bei der Erbauung der Batterie angewandte Rasenmaske war ebenfalls eine Veranlassung zur Schwächung der Brustwehr. Die Maske war besonders am linken Flügel ziemlich stark gewesen, weil anfangs ja keine Erde zur Herstellung einer Deckung vorhanden war. Der Rasen hatte sich naturgemäsz nicht wie Erde abbinden lassen. Die einzelnen Stücke wurden von den eindringenden und crepirenden Geschossen umher- resp. den 60 Fusz tiefen Fels und Mauerhang heruntergeschleudert. Wie später constatirt wurde. war am Schlusse der Beschieszung von der Rasenmaske Nichts mehr vorhanden.

Für die Schwierigkeiten beim Baue möge nur die eine Zahl sprechen, dass 18,900 Kubikfusz Felsboden haben abgesprengt und zurückgeschleppt werden müssen. Dagegen musste fast der gesammte Bedarf an Erde für die Brustwehr von hinten herangetragen resp. mit sechs- bis achtfacher Spatenbewegung herangeworfen werden.

Mit Ausnahme des sechsten und theilweise des fünften Geschützes feuerte kein Geschütz in der Richtung seiner Scharte. Daher lagen auch die Bettungen so, dass sie nur zum Theil ihren

Zweck erfüllen konnten. Dies machte sich beim Thauwetter recht bemerklich.

Nicht ohne Gefahr für die Batterie war es, dass die Brustwehr vor dem dritten, vierten und fünften Geschütze auf dem Wege lag, welcher längs der Mauer hinter den Dependenzen des Pavillon herführte. Die Mauer, welche sonst nur den Druck des an dieser Stelle angeschütteten Weges auszuhalten hatte, wurde noch durch das Gewicht der vorn sechs Fusz hohen Brustwehr belastet. Dazu kam, dass die Mauer durch die zu kurz gehenden Geschosse leicht breschirt werden konnte. Bei Beginn des Waffenstillstandes zeigte es sich, dass die Mauer völlig durchbrochen war. Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass bei noch länger anhaltendem Feuer die Mauer, wie jetzt schon Bruchstücke, in die Tiefe herabgestürzt und die Brustwehr zwischen dem dritten und fünften Geschütze auf mindestens die Hälfte der Stärke nachgerutscht sein würde.

Ein weiterer nicht zu beseitigender Uebelstand lag darin, dass die Franzosen an dem gerade unter der Batterie gelegenen Kaiserlichen Schlosse Breteuil einen vorzüglichen künstlichen Zielpunkt hatten. — Bei schwachem Nebel, wenn die Bastione von der Batterie aus fast nicht zu erkennen waren, hat gewiss die grosze helle Fläche des Schlosses das Nehmen der Richtung feindlicherseits sehr erleichtert. — Auch konnten die Franzosen sich auf das Schloss, wie auf eine Scheibe einschieszen, und brauchten dann nur die Flugbahn entsprechend zu heben. —

Aus dem Vorstehenden erhellt, dass die in der Batterie gemachten Erfahrungen vorzugsweise nur negativer Natur sein konnten. Etwas „Neues“ ist überhaupt nicht beobachtet; nur haben sich bei der Batterie Nr. 1 auch mancherlei Bedürfnisse in Bezug auf Anlagen und Deckungen herausgestellt, welche sich gleichmäszig bei fast allen Batteriebauten des letzten Feldzuges geltend machten.

Die Lage der Batterie war, mit Rücksicht auf die beabsichtigte Wirkung gegen Kanonenboote, auf dem vorderen Hange einer Höhe bedingt. Die bekannten Nachtheile einer solchen Lage traten evident zu Tage. Jeder Schuss, ob zu kurz, ob zu weit, ob Treffer, konnte vom Feinde beobachtet werden. Die Anlage des Sicherheitsraumes, der Communicationen boten grosze Schwierigkeiten, und wäre eine derart auf einem Hange liegende Batterie auch bei dem besten Baugrunde nicht in einer oder zwei Nächten bis zur Armirung fertig zu stellen.

Die theils wiederum durch die Lage, theils durch die Bodenverhältnisse bedingte grösztmögliche Verkürzung aller Dimensionen zeigte deutlich alle damit verbundenen Nachtheile. Eine Belagerungs-

Batterie muss, bei allen Anforderungen an Deckung, und gerade wegen dieser Anforderungen so luftig gebaut werden, als nur irgend Zeit und Arbeitskräfte es gestatten. Je gröszer die Front für jedes Geschütz, um so mehr kann für Deckung des Materials und der Mannschaften geschehen, und um so gröszer ist auch der seitliche Wirkungskreis eines Geschützes. Das Geschütz braucht nicht immer senkrecht zur Brustwehr zu stehen. Die Erfahrung hat in Batterie Nr. 1 gezeigt, dass eine seitliche Abweichung um 30 Grad von der senkrechten keineswegs zu grosze Schwierigkeiten im Gefolge hat. Bei einem horizontalen Visirwinkel von 60 Grad ist die taktische Verwendbarkeit einer Belagerungs-Batterie ganz bedeutend. — Dass wegen Beengtheit im Raume ein Geschütz oder gar die ganze Batterie eine sonst mögliche Seitenrichtung nicht nehmen kann, dürfte wohl eigentlich nie vorkommen. — Der besseren und sichereren Bedienung wegen ist es wünschenswerth, dass bei jedem Geschütze ein Geschoss- und ein Kartuschkasten an der Brustwehr gedeckte Aufstellung finde. Die Anlage kleiner Geschossräume schwächt nur die Brustwehr. — Die nothwendige Traversirung, die Unterstände für die Bedienung jedes Geschützes (richtiger für je zwei halbe Geschützbedienungen), alle diese Anforderungen bedingen einen luftigeren Bau, eine groszartigere Auffassung bei der Anlage, als die, nach welcher bisher meist verfahren worden.

Die Batterie war als Enfilir-Batterie gebaut. Naturgemäsz wird eine Batterie, welche enfiliren soll, auch ihrerseits häufig wieder enfilirt werden. Zum Schutze muss daher eine solche Batterie ganz besonders stark traversirt sein. — Je isolirter eine Batterie, je schwerer die ihr gegenüber stehenden Kaliber, um so gröszere Anforderungen sind in den vorstehend erwähnten Beziehungen zu stellen.

Eine Brustwehr kann nie zu stark sein. Am sechsten Geschütz in Batterie Nr. 1 hatte dieselbe eine Stärke von nahezu 30 Fusz. Das Geschütz ist nie verletzt worden. Am vierten und fünften Geschütz, wo die Rasenmaske am breitesten gewesen ist, betrug die Brustwehrstärke nach Abkämmung der Maske 16 Fusz. Hier wurde sie wiederholt glatt durchschlagen. — Die Brustwehr muss fernerhin so hoch sein, als die zu erwartende Minimalentfernung nur irgend gestattet.

Die Anwendung von Scharten ist absolut fehlerhaft, wenn sie nicht ausnahmsweise durch Inclinationsschüsse bedingt wird. Bei Batterie Nr. 1 feuerten sämmtliche Geschütze, mit Ausnahme des sechsten, über den linken Eckkorb der Scharte und den Kasten hin-

weg. Die Scharten haben eine sehr bedeutende Schwächung der Brustwehr veranlasst und boten dem Feinde sich deutlich markirende Zielpunkte.

Groszer Werth ist auf ausreichende und gesicherte Communication zu legen. Grundsätzlich sollte jede Batterie rückwärts nach beiden Seiten gesicherte Verbindungen zum Transporte der Geschütze, Ersatz der Munition etc. erhalten. Eine einzige Verbindung ist ein Uebelstand, und ihre Lage ist falsch, wenn sie, wie bei Batterie Nr. 1, hinter die Mitte der Batterie führt. — Dass Sicherheitsräume und Magazine sich seitwärts der Batterie befinden müssen, ist wohl selbstverständlich.

Die Munition muss getheilt aufbewahrt werden, damit nicht die Explosion eines Magazins die Batterie gefechtsunfähig macht. Kann man nicht auf jedem Flügel von Anfang an je zwei Magazine erbauen, so errichte man je eins für die Kartuschen, und lasse, bis zum Baue Zeit vorhanden, die Geschosskasten an der deckenden Seite des Laufgrabens frei stehen.

Dass ein Beobachtungsstand hinter der Batterie nicht liegen darf, hat der Stand hinter Batterie Nr. 1 deutlich gezeigt. Zur Beobachtung sind zwei Stände erforderlich, weil der Rauch oft längere Zeit die Beobachtung auf einer Seite hindern kann.

Bei dem Baue von Unterständen nehme man zur Eindeckung lieber Holz als Eisenbahnschienen, wo man letztere nicht vor dem directen Auftreffen der Geschosse schützen kann. Im Winter ist dies um so wichtiger, da ja die Kälte das Eisen spröde macht. In Batterie Nr. 1 wurden einmal vier und dann zwei Schienen durch je einen directen Treffer zerschlagen und durch die Bruchstücke der Schienen drei Verwundungen herbeigeführt. Eine aufgelegte Packung von Faschinen, Erde etc. erhöht ganz bedeutend die Haltbarkeit der Eisenbahnschienen.

In einer Batterie genügen nicht die Unterstände an den Geschützen allein, es müssen auch besondere absolut sichere Unterkunftsräume vorhanden sein, in welchen Arbeiten, wie das Reinigen der Verschlüsse etc., ungestört vorgenommen werden, und die Reservemannschaften sich auch einmal setzen und ausruhen können. Zu diesem Zwecke dürften sich ganz besonders ähnlich construirte, in die Erde versenkte Blockhäuser empfehlen, wie das bei Batterie Nr. 1.

Das bei der Batterie Nr. 1 angewandte Verfahren, die Eindeckung des Sicherheitsstandes und die Blendung des Geschossraumes durch

vorgelegte Baumstämme und kräftiges Astwerk zu verstärken, hat sich sehr bewährt. In den meisten Fällen wurden die auftreffenden Granaten durch diese Vorlage zu einem vorzeitigen Crepiren gebracht und so die minenartige Wirkung gegen die Erddecke vermieden.

Mit gröszter Sorgfalt müssten alle Terraingegenstände, an welchen der Gegner die Richtigkeit seines Schieszens beobachten kann, entfernt werden. Alle Bäume auf mindestens 200 Schritt hinter der Batterie hätten, um die Beobachtung an denselben zu hindern, gefällt werden müssen. Bei Batterie Nr. 1 führten die Bäume noch den Nachtheil herbei, dass wiederholt mehrere derselben umgeschossen wurden, in die Communicationen stürzten und so bis zu ihrer nicht ohne besondere Anstrengungen ermöglichten Entfernung viele Störung verursachten. Häuser, Mauern etc. sind gleichfalls möglichst niederzulegen. Ist dies in der ersten Nacht aber überhaupt nicht ausführbar, so müssen wenigstens die dem Feinde zugekehrten Fronten mit dunkeler Farbe gestrichen werden (Erde, Kienrusz etc.).

Von vorhandenen telegraphischen Verbindungen ist zwischen Batterien, die sich unterstützen und gegenseitig ihre Wirkung beobachten können (Breteuil, Meudon), so viel als angängig Gebrauch zu machen.

In Bezug auf die Feuerleitung möchte nur zu erwähnen sein, dass einzelne wenige, auf gut Glück abgegebene Schüsse gegen das Innere einer belagerten Festung wohl weiter Nichts sind, als eine Munitionsverschwendung und eine Versäumniss viel wichtigerer Aufgaben. Admiral La Roncière le Noury giebt an, dass die Franzosen Nachts absichtlich wenig gefeuert hätten, um nicht das Feuer der Deutschen Geschütze auf sich zu ziehen und so ungestört ihre Herstellungsarbeiten vollenden zu können. Im Groszen und Ganzen wird bei den Belagerungs-Batterien ebenso verfahren worden sein. In Batterie Nr. 1 schwieg wenigstens während des Munitionsersatzes, bei welchem die Wagen mit der Munition bis an die Brücke hinter der Batterie fuhren, das Feuer gänzlich, und ebenso, so lange die Mannschaften zur Ausbesserung der Brustwehr auf derselben stehend arbeiten mussten. Der Feind brach fast nie das Schweigen, aber gewiss nur, weil er gleichfalls mit Arbeiten beschäftigt war. — Die wenigen Schuss, welche des Nachts abgegeben werden, müssen daher unbedingt gegen die des Tages bekämpften Werke gerichtet sein. Wo die Entfernung es erlaubt, sollte man des Nachts nur mit Shrapnels feuern. Die gegen Arbeiten in Billancourt von der Batterie Nr. 1 abgegebenen Shrapnelschüsse waren von ausgezeichneter

Wirkung. — Der groszen Entfernung wegen konnte leider kein Gebrauch von Shrapnels gegen die Artillerie-Aufstellung auf den Wällen gemacht werden.

Die Batterie Nr. 1 liefert einen neuen Belag dafür, dass auf Entfernungen über 3000 Schritt ein wirklicher Geschützkampf unmöglich ist, und der Versuch, ihn trotzdem zu führen, eine maaszlose Munitionsverschwendung bewirkt.

Die Franzosen haben nach sehr niedrig gehaltener Schätzung mindestens 10,000 Schuss gegen Batterie Nr. 1 abgegeben. Diese Schusszahl steht wohl in keinem Verhältnisse zu den beigefügten Verlusten. Die Batterie ist nie, auch nur vorübergehend, zum Schweigen gebracht worden.

Eine Anforderung, welche sich als unbedingt nothwendig herausgestellt hat, um Irrthümer zu vermeiden, Zeit bei der Uebergabe der Geschütze und Munition beim Einschieszen zu ersparen, ist die Anlage von Entfernungstabellen für jedes Geschütz. Auf diesen Tabellen müssen die Ziele (in der Batterie übereinstimmend benannt) so deutlich beschrieben resp. durch ein Croquis erläutert sein, dass eine Verwechselung nicht Statt finden kann. Auch müssen auf diesen Entfernungstabellen bei jedem Ziele die nächsten künstlichen Zielpunkte mit den dazu gehörigen Elevationen und Seitenverschiebungen deutlich eingetragen sein. Solche künstliche Zielpunkte wird man in geringerer oder gröszerer Entfernung von der Batterie stets finden, und das Aufsuchen des entsprechenden Aufsatzes ist ja eine einfache Manipulation. Bei Batterie Nr. 1 dienten verschiedene Fabrikschornsteine in Billancourt, welche stets zuerst aus dem Nebel auftauchten, als künstliche Zielpunkte.

Bei einem einmaligen Einschieszen darf man sich nicht beruhigen. Der Valérien, welcher in der ersten Zeit so vorzüglich getroffen hatte, wird wahrscheinlich mit derselben Elevation etc. weiter geschossen haben. — Das Resultat war, dass er in den letzten zehn Tagen keinen Treffer mehr in die Batterie gebracht hat.

Den Franzosen ist Batterie Nr. 1 gegenüber eine grosze Unterlassungssünde vorzuwerfen. Auf den Bastionen des Point du jour fanden sich nach der Capitulation eine grosze Anzahl leichter Mörser vor. (In der Armirung des siebenten Sectors befanden sich allein 32 15-Centimeter-Mörser.) Mit denselben wäre aus den auf 750 Schritt von der Batterie befindlichen Laufgräben, und besonders zur Nachtzeit, leicht ein derartiges Wurffeuer zu unterhalten gewesen, dass es nach analogen Beispielen der Kriegsgeschichte schwer gehalten haben würde, sich diesem Gegner gegenüber zu behaupten.

Der Modus — die Geschoss- und Kartuschkasten auf den seiner Zeit für den Erdtransport beim Baue der Batterie gefertigten Tragen durch zwei Mann von dem Magazine bis in die Batterie schaffen zu lassen, hat sich sehr bewährt. Das Tragen an durch die Oesen der Kasten gesteckte Bäume oder gar an den Oesen selbst ermüdet die Mannschaften viel mehr als die erwähnte Beförderungsweise.

Die Ablösung der Besatzung einer Batterie darf nicht zu früh erfolgen. Besonders im Anfange der Beschieszung fiel die Ablösung noch in die Zeit des heftigeren Feuers. Vielleicht wäre es vortheilhaft, die Ablösung überhaupt nicht des Abends, sondern am Morgen vorzunehmen. Die Mannschaften kommen dann frisch und ausgeruht in die Batterie; das Nachtschieszen wird in Folge der Erfahrungen jedenfalls sicherer durchgeführt werden, als dies bei einer bloszen Uebernahme der Elevationen möglich ist. Der einzige Grund, welcher gegen eine Ablösung am Morgen sprechen könnte, dass die Mannschaften die Herstellungsarbeiten etc. in der Nacht nicht so sorgfältig ausführen würden, als wenn sie für sich selber arbeiteten, ist hinfällig. Wo der Sinn für Cameradschaftlichkeit bei den Mannschaften nicht ausreicht, wird die Aufsicht und der Befehl der Vorgesetzten stets die richtige Ausführung bewirken. — Eine lang andauernde Belagerung spannt die Kräfte der Mannschaften im hohen Grade an und muss daher Alles irgend Thunliche für die Conservirung derselben geschehen. Bei einer Ablösung am Morgen wäre es z. B. möglich, des Nachts nach der vollständigen Completirung der Batterie die Mannschaften mit Ausnahme eines Offiziers und zweier Bedienungen in die Quartiere zu entlassen. Dies könnte jedenfalls mit den Reservemannschaften geschehen.

Auf die leibliche Verpflegung der Mannschaften während der 24 Stunden des Dienstes in der Batterie ist gleichfalls genügende Sorgfalt zu richten. Die Einrichtung, dass die Leute Morgens in der Dämmerung ihren Caffé und Mittags geschützweise abwechselnd ihr warmes Essen bekamen, hat gewiss guten Einfluss auf den Gesundheitszustand ausgeübt.

In der Batterie Nr. 1 waren ein Unteroffizier und sechs Krankenträger stationirt Je zwei Krankenträger bildeten eine Nummer und hatten eine Tragbahre zugetheilt erhalten. Für gewöhnlich durften sich die Krankenträger nur in dem Sicherheitsraume aufhalten. Wurden Mannschaften verwundet oder getödtet, so wurde in den Sicherheitsraum hineingerufen: Nr. 1, 2 oder 3. Der Unteroffizier und die betreffende Nummer der Krankenträger mussten dann sofort in die Batterie eilen, den Verwundeten auf die Tragbahre legen und

nach dem Verbandplatze zurücktragen. — Die Tornister der Mannschaften waren dicht an dem Wege nach dem Verbandplatze niedergelegt. Im Vorbeitragen wurde der Tornister des Verwundeten mit aufgenommen. — Diese Einrichtung hatte zur Folge, dass stets die gröszte Ruhe und Ordnung herrschte, wenn Verwundungen eintraten oder Leute fielen.

Groszes Verdienst um die Batterie Nr. 1 haben sich die Pioniere des V. Corps und hauptsächlich die 3. Compagnie unter Hauptmann Güntzel erworben. Die Erbauung der Magazine war ihr alleiniges Werk, der Sicherheitsstand war unter ihrer Leitung gezimmert und zusammengesetzt worden. Die Herstellungsarbeiten wurden von ihnen unterstützt, die Communicationen immer weiter und besser ausgebaut. —

Die Infanterie der 9. Division, welche im Anfange des Baues vielen Arbeitsdienst verrichtet hatte, betrachtete die Batterie Nr. 1 als zur Division gehörig. Grosz war die Zahl der Liebesbeweise, welche die Besatzung der Batterie während der schwersten Zeit von der Infanterie der Division erhielt, vor Allem aber von den 5. Jägern. Freiwillig stellte letzteres Bataillon stets die Trauerparade für die gefallenen Mannschaften und Offiziere der Batterie. — Der kleine, im Park selbst angelegte Kirchhof wurde später durch gemeinsame Sorgfalt mit Kreuzen geschmückt und in angemessener Weise eingefriedigt.

Für die Stärkung der Verwundeten nicht nur, sondern auch für die der Gesunden sorgten die in Versailles stationirten Johanniter-Ritter in reichem Maasze. Herr von Kottwitz war gewöhnlich der Ueberbringer dieser dankbar aufgenommenen Liebesgaben. —

Der Verlust der Batterie an Offizieren und Mannschaften betrug 3 Offiziere und 28 Unteroffiziere resp. Kanoniere. Ferner fielen resp. wurden in der Batterie verwundet 4 Pioniere, 2 Infanteristen und 1 Krankenträger. Also in Summa 38 Mann, von diesen 10 todt resp. an ihren Wunden verstorben.

Der Verlust an Material belief sich auf fünf durch feindliches Feuer demontirte Geschützröhre und ein beschädigtes Rohr. Durch eigenes Feuer wurden zwei 24-Pfünder gänzlich, ein 24-Pfünder und ein 12-Pfünder zeitweise unbrauchbar. Das Unbrauchbarwerden des einen 24-Pfünders, bei welchem sich durch Stauchen der hintere Theil des Ladungsraumes derart verengte, dass die Geschosse nicht mehr hindurch gingen, zeigte deutlich ein, wie ungeeignetes Material Bronce für Geschütze schweren Kalibers ist. Bei einem guss-

stählernem Rohre hätte eine derartige Deformirung nie vorkommen können. — Es haben in der Batterie nach und nach gestanden sechs 24-Pfünder und sieben 12-Pfünder, von denen am Schlusse der Beschiesznng zwei 24-Pfünder und vier 12-Pfünder noch brauchbar waren.

Von Laffeten wurde nur eine völlig demontirt, unbeschädigt blieb jedoch wohl keine einzige. — Räder wurden fünf zerschossen. — Geschützzubehör, namentlich Wischer wurden in Folge des engen Raumes in ganz enormen Massen consumirt.

Alle diese Verluste an Mannschaften und Material erscheinen verschwindend klein, wenn man die Stärke der feindlichen Geschützaufstellung dagegen hält.

So waren die zwölf Bastione des sechsten Sectors, von denen sich acht am Kampfe mit der Batterie Nr. 1 betheiligten, mit 157 Geschützen armirt; darunter befanden sich zwei 19-Centimeter-, vierzehn 16-Centimeter-Kanonen und vierzig gezogene 24-Pfünder. Der siebente Sector betheiligte sich mit zwei Bastionen (68 und 69). Auf Bastion 68 standen vier 16-Centimeter-Kanonen, welche kein anderes Gesichtsfeld als Batterie Nr. 1 hatten. Endlich standen auf dem Mont Valérien, bei einer Armirung von 106 Geschützen, vierzehn Marinegeschütze, darunter eine 24-Centimeter-, zwei 19-Centimeter-, der Rest 16-Centimeter-Kanonen. Lässt man also die gezogenen 12-Pfünder und 7-Pfünder, die grosze Menge glatter Geschütze schweren Kalibers (bis zu 22 Centimeter) ganz auszer Betracht, so konnten eine 24-Centimeter-, vier 19-Centimeter- und einunddreiszig 16-Centimeter-Kanonen, also sechsunddreiszig schwere Marinegeschütze und mindestens vierzig gezogene 24-Pfünder gegen die Batterie concentrirt werden; und dass dies an einzelnen Tagen geschah, besagen die Französischen Berichte. —

XVII.

Zur Methodik der Kriegsgeschichte.

Von **Eugen Keller,**

Hauptmann im Königl. Bayerischen Generalstabe.

Wenn man beabsichtigt, die Methode für ein Studium festzusetzen, so muss man vor Allem über den Zweck des Studiums klar sein. Denn jede Methode empfängt vom Zwecke das Gesetz, dem sie sich unterordnen muss, um zu den beabsichtigten Resultaten zu führen.

Die Frage nach dem allgemeinen Zwecke des kriegsgeschichtlichen Studiums ist schon anderweitig*) so weitläufig erörtert worden, dass es genügen dürfte, einfach hierauf hinzuweisen. Wir wollen, die Resultate der dortigen Folgerungen acceptirend, gleich von dem Satze ausgehen, dass der Zweck des kriegsgeschichtlichen Studiums die Gewinnung ist von theoretischen Kenntnissen, d. h. von Erfahrungen, die wir in unserer eigenen kriegerischen Thätigkeit anwenden können und müssen.

Hierbei führt jener Theil der Kriegsgeschichte, welcher als Geschichte des Kriegswesens bezeichnet wurde, auf das Gebiet der Zubereitung der Kriegsmittel, d. i. der Organisation; mit der „Kriegsgeschichte im engeren Sinne" betreten wir das Gebiet der Anwendung der in einer Weise als organisirt gegebenen Streitmittel auf die Erreichung kriegerischer Absichten, und die Resultate dieses Studiums werden demnach der Lehre vom Kriege nach ihren beiden Hauptformen der Strategie und Taktik angehören. Wenn wir uns daher in Gegenwärtigem die Aufgabe setzen, die Methode für das Studium der Kriegsgeschichte zu bestimmen, so ist der Ausgangspunkt hierfür die Erkenntniss, dass der Zweck jenes Studiums die Sammlung von Erfahrungssätzen strategischen oder taktischen Inhaltes sei.

Richten wir nun, vor dem Eingange in unsere Betrachtungen, den Blick auf die Methoden jener kriegsgeschichtlichen Werke,

---

*) Vgl. „Einführung in das Studium der Kriegsgeschichte". München, Theod. Ackermann.

welche sich nicht nur mit der Aufzählung, sondern auch mit der Kritik der Ereignisse befassen, so bemerken wir, dass der Zweck des Studiums, wie er soeben festgestellt wurde, entweder schon theoretisch, oder doch in der praktisch eingeschlagenen Methode nicht festgehalten wird. Im Wesentlichen lässt sich die dort wahrgenommene Methode dahin charakterisiren, dass hier mehr die Beurtheilung der Handlung als die Untersuchung der Ereignisse vorherrschend ist, dass die Kritik einer Handlung erfolgt vor und ohne Rücksichtnahme auf ihre Folgen, dass der Inhalt der Kritik selbst eine Anwendung der Theorie ist und keine Bereicherung derselben.

Diese Art der Kritik ist von den meisten Schriftstellern der älteren Art principiell festgehalten, unter den bedeutenderen Autoren der Neuzeit hängt ihr insbesondere Rüstow an. Dieselbe Art der Kritik, wie sie hauptsächlich die Handlungen nach ihrer Richtigkeit oder Fehlerhaftigkeit, die handelnden Personen nach ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit beurtheilt, ist auch bis auf den heutigen Tag die gewöhnliche geblieben. Zwar haben schon Jomini, dann die Verfasser der officiösen Geschichte des siebenjährigen Krieges praktisch, Clausewitz und in neuester Zeit auch der Verfasser der „Kritischen und unkritischen Wanderungen“ theoretisch und praktisch auf eine andere, mehr der Abstrahirung von Erfahrungssätzen bestimmten Methode losgesteuert; aber von der groszen Menge derer, die sich mit kriegsgeschichtlichen Arbeiten befasst haben, sind diese Fingerzeige unbeachtet geblieben; wohl deshalb, weil jene Autoren den von ihnen aufgefundenen Weg zwar selbst in hervorragender Weise verfolgt, nicht aber laut genug vor den auszerhalb befindlichen Irrwegen gewarnt haben. Denn viele der in neuester Zeit zahlreich producirten kriegsgeschichtlichen Schriften sind reich an lobenden und tadelnden Aussprüchen, dagegen minder ergiebig an solchen Erfahrungssätzen, die durch eine streng präcise Untersuchung hätten zu Tage gefördert werden können. Aus dieser Behandlung selbst der ureigensten Erfahrung ist es auch erklärlich, warum die aus dem letzten Kriege gezogenen Abstractionen mitunter noch so viele Unklarheiten und Widersprüche aufweisen.

Nichts desto weniger hat diese Art der Kritik durch lange Uebung sich in der allgemeinen Meinung ein gewisses Bürgerrecht und einen Grad von Ehrwürdigkeit erworben, der es nicht gestattet, einen Versuch zu ihrer Beseitigung zu machen, ohne Besseres zu substituiren. Daraus folgt, dass, wenn wir versuchen, eine bessere Methode aus dem Zwecke unseres Studiums heraus zu construiren, wir uns nicht auf eine einfache Anpreisung derselben beschränken dürfen, sondern den Nachweis ihrer grösseren Vollkommenheit zu

liefern haben, indem wir die Consequenzen der einen wie der anderen so bestimmt ziehen, dass es dann dem Urtheile des Dritten überlassen werden kann, den Vergleich perfect zu machen und darnach seine Wahl zu treffen.

Die Frage aber, ob sich diese Mühe auch verlohnen werde, wird Jeder bejahen müssen, der den Werth der kriegerischen Erfahrung richtig schätzt. Vermögen wir überhaupt zu erkennen, auf welchem Wege wir aus der Erfahrung am meisten lernen können, so wird uns dies nicht blos willkommen sein beim Studium der kriegerischen Erfahrungen Anderer, sondern auch aller jener, die wir selbst, sei es im Ernste des Krieges, oder in den Manövern und Kriegsspielen des Friedens zu machen Gelegenheit haben.

Es ist als Charakteristik der älteren Methode angegeben worden, dass sie ihre kritischen Aussprüche über Richtigkeit und Fehlerhaftigkeit, Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit, Fähigkeit und Unfähigkeit sogleich an die geschilderten Handlungen anreiht, ohne die Rücksicht auf die thatsächlichen Wirkungen derselben bei der Urtheilsfällung mitsprechen zu lassen. Es wird deshalb gestattet sein, sie mit dem Namen der prospectiven Methode zu belegen, womit allerdings kein neuer Begriff, sondern nur eine im Interesse der Leichtigkeit der Besprechung vereinfachte Bezeichnung geschaffen werden soll. Sie drückt sich etwa so aus, dass, wenn sie beispielsweise die Aufstellung einer Armee längs eines Flusses in langer dünner Linie wahrnimmt, sie urtheilt, eine solche Aufstellung sei fehlerhaft, denn man sei dann an jedem Punkte schwach und könne nirgends mit überlegenen Kräften auftreten; oder, wenn sie wahrnimmt, wie ein vom Vertheidiger stark besetztes Defilé durch den Angreifer in Front und dichter Colonne angegriffen wird, sie auch das als einen Fehler qualificirt, denn dies sei nur eine Verschwendung und keine Aeuszerung der Uebermacht, und gebe selbst einem weit schwächeren Vertheidiger das Uebergewicht.

Wir haben nun die Consequenzen dieser „prospectiven“ Methode zu ziehen.

Wie ersichtlich argumentirt die prospective Methode von den Ereignissen auf deren mögliche Folgen und beurtheilt sie nach diesen. Auf den ersten Blick scheint sie demnach eigentlich die objectivste Methode zu sein, da sie ja ganz vom thatsächlichen Erfolge absieht, und dennoch wird sich in der Folge zeigen, dass sie eigentlich viel zu subjectiv ist. Für unseren Zweck, aus der Geschichte zu lernen, könnte es allerdings gleichgültig sein, ob die Verknüpfung der Erscheinungen in der Richtung von der Ursache

zur Wirkung oder umgekehrt erfolgt, denn die Hauptsache ist ja die Aufsuchung des causalen Zusammenhanges der Begebenheiten. Aber diese Formfrage hört auf irrelevant zu sein, sobald sie das Resultat unserer Studien influirt, eine Clausel, die allerdings diesmal in Kraft tritt.

Das erste Erforderniss der prospectiven Kritik ist eine feststehende Theorie, welche sagt, was richtig und was fehlerhaft ist. Auf diese Consequenz kommt denn auch Rüstow in seiner Einleitung zur Geschichte des Krieges von 1805, in welcher er die „Methode kriegsgeschichtlicher Studien" und zwar ganz das entwickelt, was wir mit der Benennung der „prospectiven Methode" bezeichnen*). Und zwar muss diese Theorie in ihren einzelnen Sätzen einen synthetischen, gewissermaaszen sogar apodiktischen Charakter haben. Denn wenn man einen Plan, einen Entschluss gut oder schlecht heiszen will, so muss man eine ganz bestimmte Norm darüber haben, was gut oder schlecht ist. Nun braucht man sich in der Lehre vom Kriege gar nicht sehr tief zu versenken, um zu erkennen, dass jene Principien, welche von absoluter Gültigkeit sind, auf ein sehr bescheidenes Maasz sich reduciren. Sobald man weiter geht, wird man erkennen, dass bestimmte Sätze fehlen und an deren Stelle nur gegenseitige Beziehungen, bedingungsweise Gesetze treten, deren Prämissen um so verwickelter werden, je mehr die Betrachtung sich in Einzelheiten einlassen will oder muss. Wenn nun einmal das Urtheil von gewissen Bedingungen abhängig wird, so muss es vorher die Frage über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein dieser Bedingungen lösen. Dies ist noch möglich, so lange die Fälle einfach sind, sowie sie sich aber compliciren, sowie das Eintreten der Bedingungen selbst wieder von anderen abhängig ist, wird ein bestimmtes Urtheil geradezu unmöglich. Sehr bald wird sich zeigen, dass es im Kriege etwas absolut Richtiges und etwas absolut Falsches nicht giebt; Alles kann richtig und Alles kann falsch sein, je nachdem die „Umstände" in dem concreten Falle sich gestalten. Und nachdem die Gestaltung der Umstände eine so variable ist, dass sie sich jeder theoretischen Vorherbestimmung entzieht, ist es ganz unmöglich eine Maaszregel a priori richtig oder falsch zu heiszen. Jene synthetische Theorie sagt z. B., wer mit Aussicht auf Er-

*) „. . Zuerst die Theorie des Krieges völlig entwickelt, dann einen beliebigen Krieg . . . . . von Anbeginn bis zu Ende, die Theorie anwendend, verfolgt."

„Die abgeschlossene Theorie wird nun Einleitung, möglichst kurz zusammengedrängt giebt sie die Terminologie und den Maaszstab des Handelns im Allgemeinen."

(Der Krieg von 1805 in Deutschland und Italien von Wilh. Rüstow, pag. 12.)

folg angreifen will, der muss seine Kräfte beisammen halten; und sagt demnach consequenterweise, der Angriff mit getrennten Heerestheilen sei ein Fehler. Nun wollen wir vorläufig ganz davon absehen, dass vielleicht eben so viele Operationen mit getrennten Heerestheilen vom besten als vom schlechtesten Erfolge begleitet waren, denn die Theorie kann sagen, dass der gute Erfolg nur wieder aus anderen Fehlern von der feindlichen Seite entstanden sei, wiewohl dann die Theorie genöthigt ist, zwei Fehler mit einander in Vergleich zu setzen, von denen sie schwerlich den gröszeren oder geringeren zu bestimmen im Stande sein wird. Denn „richtig“ und „falsch“ sind Begriffe, die einen Comparativ und Superlativ streng genommen nicht haben. Aber davon ganz abgesehen, giebt es Verhältnisse, welche die Theorie gar nicht qualificiren kann. Gesetzt, die Atheilung, welche sich der Form des getrennten Vormarsches bediente, sei durch äuszere Verhältnisse unbedingt zu ihrer getrennten Aufstellung, ebenso sehr aber auch zu offensivem Vorgehen genöthigt gewesen, so wird die Theorie sagen, sie hätte sich eben vorher concentriren sollen. Wenn nun aber mit einer solchen Concentration ein dem ganzen Erfolge gefährlicher Zeitverlust, oder die Preisgebung noch anderer, ebenfalls unerlässlicher Aufgaben nothwendig verknüpft gewesen, was dann? Dann steht der Theorie gegenüber der Feldherr in der Nothwendigkeit, zwischen zwei Dingen zu wählen, nämlich dem Zeitverluste und dem Vorgehen mit getrennten Heerestheilen, zwei Dingen, von welchen in den gegebenen Verhältnissen Eines offenbar das Richtige sein muss, während die Theorie Beides für fehlerhaft erklärt, ohne im Stande zu sein, dafür etwas theoretisch Richtiges anzugeben. Gerade diese Fälle, wo der Entschluss des Führers vor die Wahl zwischen zwei theoretisch fehlerhaften Maaszregeln gestellt ist, weil er das, was vielleicht theoretisch das unzweifelhaft Richtige wäre, nicht thun kann oder darf, sind in der kriegerischen Praxis sehr häufig, und die synthetische Theorie, deren wir uns überhaupt nur bei verhältnissmäszig einfachen Fällen für unser Urtheil bedienen können, lässt uns hier völlig im Stiche.

Eine zweite Consequenz der „prospectiven“ Kritik ist die Anforderung, dass der Urtheilende im Vollbesitze der Theorie sein muss. Dies hätte zur Folge, dass jener, welcher erst im Stadium des Lernens, folglich noch nicht im Vollbesitze jener Theorie sich befindet, eine selbstständige kriegsgeschichtliche Kritik gar nicht üben dürfte, oder nur in unrichtiger oder noch mangelhafter Weise zu üben vermöchte. Denn, wie kein Richter ohne völlige Kenntniss und ohne Verständniss des Gesetzbuches ein richtiges Ur-

theil abzugeben vermag, ebenso muss der, welcher kriegsgeschichtliche Ereignisse vom Richterstuhle der Theorie aburtheilen will, im Gebrauche seines militairwissenschaftlichen Codex vollkommen sicher sein. Hat man nun aber die Ueberzeugung, dass eigentlich die militairische Theorie nur aus der Kriegsgeschichte gelernt werden kann, so ist durch eine solche Auffassung von der Methode der Kriegsgeschichte ein circulus vitiosus geschaffen, auszerhalb dessen der Neuling in der militairischen Wissenschaft rathlos steht, ohne einen Eingang in den Zauberkreis zu entdecken. Die Folge davon müsste sein, dass, wer sich gleichwohl mit Kriegsgeschichte beschäftigen will, entweder gutmüthig auf die Worte des oder der von ihm gelesenen Autoren schwört oder sich selbst mit seinen anfänglich noch beschränkteren theoretischen Kenntnissen in freier Kritik versucht. In beiden Fällen aber kommt er zu dem Schlusse, dass er die auf ihren Fehlern ertappten Feldherren für Thoren, und dagegen seinen Autor oder sich selbst für denjenigen hält, der die Sache viel besser gemacht haben würde. So kommt es, dass die theoretische Kritik, durch welche Rüstow die Aftergenialität beseitigt wissen will, dieselbe gerade grosz zieht. Denn es ist wohl einleuchtend, dass der, welcher eine Maaszregel beurtheilt, ohne sich auf deren Folgen, und ohne sich auf etwas anderes als seine theoretische Einsicht zu stützen, sehr leicht versucht sein wird, sich über der beurtheilten Person erhaben zu fühlen, da er ja doch mit Recht verlangen kann, dass ein Führer doch mindestens ebenso gut, wie der Kritiker, wissen sollte, was richtig und falsch ist. Auf solche Weise nimmt dann die Kritik einen hochmüthigen, schulmeisterlichen Ton an, der schon bei competenten Autoritäten nicht gut klingt, bei solchen aber, welche Kriegswissenschaft studiren, einen, wenn auch noch so wenig beabsichtigten Eindruck von Ueberhebung macht, und dabei der Selbstüberschätzung in die Hand, dem Bedürfnisse des Lernens geradezu entgegen arbeitet. Es hat in der That nicht an Solchen gefehlt, welche diese Anomalie erkannt haben, oft genug ist die Art und Weise beklagt worden, wie die jüngsten Offiziere die erprobtesten Feldherren loben und tadeln lernen; aber Niemand hat versucht, dieser Erscheinung auf den Grund zu gehen, um mit diesem jene zu beseitigen. Die Kritiker können meistens nichts dafür, denn der Tenor ihrer Kritik ist nur Folge der Methode; so haben sie's gelernt, so haben sie's gelesen, und wenn sie nicht so kritisiren dürfen, so können sie überhaupt nichts mit der Kriegsgeschichte anfangen. Gerade also der Ton der Kritik kann nur durch Aenderung der Methode geändert werden.

Eine dritte nachtheilige Consequenz liegt in der Art der Resultate. Und zwar ist auf der einen Seite eine Erweiterung der theoretischen Erkenntnisse nicht zu erwarten, da ja nur die vorhandene Theorie auf die Ereignisse angewendet wird. Man wird also auf diesem Wege nicht viel Anderes lernen, als mit Hülfe der vorhandenen theoretischen Kenntnisse zu kritisiren, eine Erweiterung aber oder eine Vertiefung des Wissens ist davon, in ergiebigem Maasze wenigstens, nicht zu hoffen. Auf der anderen Seite sind selbst die Resultate, die man in den kritischen Urtheilen erhält, nicht immer richtig. Es ist davon schon die Rede gewesen, dass sehr oft Fehler zum Erfolge führen, gute Maaszregeln dagegen nicht. Die Kritik qualificirt aber ohne alle Rücksicht auf den Erfolg und dünkt sich dabei auszerordentlich objectiv zu verfahren. Sie ist dazu allerdings genöthigt; denn wer die Handlungen der Personen bezüglich ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit taxiren will, ist durch die blosze Forderung der Billigkeit des Urtheils genöthigt, sich ganz auf den Standpunkt des Handelnden zu stellen. Nun ist es aber der Kritik praktisch unmöglich, sich ganz in die Lage des Handelnden zu versetzen, weil sie in mancher Beziehung weniger, in vielen aber mehr von der Sachlage weisz als dieser, ohne im Stande zu sein, die Einwirkung dieses Wissens auf ihr Urtheil bei Seite zu halten. Daraus folgt, dass selbst in dieser engeren Thätigkeit die Kritik nicht einmal der Forderung der Billigkeit streng zu genügen vermag. — Es beeinträchtigt ferner die Methode, a priori zu kritisiren, die Vollgültigkeit ihrer Resultate, weil selbst in jenen Fällen, in welchen der theoretische Fehler zum Misserfolge führte, der letztere nicht immer durch den fehlerhaften Entschluss allein erklärt ist. Der Urtheilende, welcher einem als gut erkannten Entschlusse den Erfolg, einem fehlerhaften dagegen den Misserfolg zufallen sieht, wird selbstverständlich geneigt sein, den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ganz auf die Rechnung der Richtigkeit oder Fehlerhaftigkeit jenes Entschlusses, jener Maaszregel zu setzen. In manchen Fällen mag er damit Recht haben, in den meisten aber wird er jene zahlreichen Umstände auszer Ansatz lassen, welche neben den Handlungen der Personen wirksam waren und welche das positive oder negative Resultat nicht seinem Werthe, aber seiner Form nach bestimmt haben, und deren Einwirkungen speciell ausgeschieden werden müssen, um zu erkennen, wie weit z. B. ein gegebenes ungünstiges Schlussresultat durch die Fehlerhaftigkeit einer vorhergegangenen Handlung bedingt ist.

Viertens aber liegt eine grosze Lücke der prospectiven Methode in der übertriebenen Ignorirung des Erfolges. Um was ist es uns

denn im Kriege anders zu thun, als um den Erfolg? Und wenn wir denselben mit einem theoretischen Capitalbock erreichen, so heiszen wir ihn um nichts weniger willkommen! Es wird uns also nützlicher sein, zu erfahren, unter welchen Bedingungen auch ein Fehler zu einem glücklichen Erfolge führen kann, als einfach zu wissen, dass es ein Fehler ist. Wie oft haben wir nur die Wahl zwischen zwei Fehlern? Wie oft können, dürfen wir das Richtige nicht thun, wie oft werden unsere vortrefflichsten Maaszregeln gerade durch einen Fehler auf feindlicher Seite durchkreuzt? Es ist also nicht genügend, nur die Einwirkung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit auf das Resultat festzusetzen, sondern wir müssen alle die mehrfachen „Umstände und Verhältnisse“ berücksichtigen, von welchen der Erfolg seine Gestalt erhält. Das geht mit der synthetischen Methode der Kritik auch nicht, und auch deshalb sind ihre Resultate zu dürftig.

Wenn wir das bisher Dargelegte kurz resümiren, so liegen die Consequenzen — und jetzt dürfen wir wohl sagen: Nachtheile — der prospectiven Methode in dem Mangel an einer feststehenden Theorie, in der Unmöglichkeit, das Studium der Kriegsgeschichte ohne den Vollbesitz dieser Theorie zu beginnen, und dem daraus entspringenden subjectiven Tone der Kritik, ferner in der Unmöglichkeit einer Erweiterung und Vervollständigung jener Theorie durch die kriegsgeschichtliche Erfahrung, sowie in der Ignorirung der Sanction, die der Erfolg giebt. Es handelt sich also darum, eine Methode zu entwickeln, welche, dem Eingangs aufgestellten Zwecke entsprechend, zugleich die Nachtheile und Schwächen der prospectiven Methode vermeiden lässt. Das erste Erforderniss einer solchen Methode wird zunächst sein müssen, dass sie nicht mit der Theorie arbeite, sondern mit den geschichtlichen Ereignissen, dass wir also dieselben behandeln wie Gegenstände unserer eigenen Erfahrung, und versuchen, uns daraus eine Nutzanwendung zu ziehen, indem wir die Gründe feststellen, welche die von uns gemachte Erfahrung hervorgerufen haben. Während also in der „prospectiven“ Methode der Schwerpunkt in der Theorie und in der Qualification der Personen und ihrer Handlungen lag, verlegen wir ihn in die überlieferten, oder von uns selbst erfahrenen Thatsachen, und in die Aufsuchung der Gründe für dieselben. Die zweite Anforderung, die wir an unsere Methode zu stellen haben, nämlich die, dass wir erfahren wollen, wie denn der Erfolg, der doch das Ziel unseres ganzen Strebens sein muss, unter den verschiedensten Umständen erreicht werden könne, löst sich dadurch von selbst, wenn wir den jedesmaligen Enderfolg

als den Ausgangspunkt der Untersuchung wählen. Daraus folgt sodann, dass die Kritik erst angestellt werden kann *nach* vollständiger Schilderung aller jener Ereignisse, welche in dem zu betrachtenden Resultate endigen, weil die Gründe für die Form des Resultates demselben zeitlich vorhergegangen, also in den dem Schlusserfolge vorangegangenen Thatsachen zu suchen sind. *Die Kritik wird sich demnach nicht in die Schilderung der Ereignisse hineinschieben, sondern derselben folgen müssen.*

Der erste Schritt der Kritik besteht also in der Festsetzung jener Erscheinung, deren Ursachen sie aufsuchen will. Da es sich, dem Zwecke unseres Studiums gemäsz, nur darum handeln kann, die Gründe für das Eintreten kriegerischer Erfolge kennen zu lernen, so muss also die Kritik damit anfangen, aus der Reihe der kriegsgeschichtlichen Begebenheiten einen deutlich ausgesprochenen Erfolg (oder Misserfolg) für ihre Untersuchung herauszuheben.

Darüber wäre, soweit es sich nur um Untersuchung einfacher, genau begrenzter Erfolge handelt, weiter nichts mehr zu sagen. Haben wir z. B. ein kleines Ortsgefecht vor uns, welches sich in continuo von der Vorbereitung bis zur Entscheidung abwickelt, so werden wir unsere Untersuchung mit der Festsetzung des Ausganges des Gefechtes, d. h. bei der Thatsache der Wegnahme oder der Behauptung jener Oertlichkeit, beginnen.

Nun weist aber schon eine rein praktische Erwägung auf die Nothwendigkeit hin, zu Gegenständen des kriegsgeschichtlichen Studiums ganze Reihen von Ereignissen zu wählen, in welchen jeweils ein groszer Theil der bestimmenden Gründe unverändert bleibt; also Feldzüge, Schlachten, Feldzugsepisoden*). Wollten wir nun, folgend dem eben aufgestellten Grundsatze, auch hier an dem letzten Resultate, d. h. dem Enderfolge des Feldzuges etc., anknüpfen, so spricht dagegen eine weitere, wieder rein praktische Rücksicht; nämlich die, dass es wünschenswerth ist, nicht allzulange Reihen von Ereignissen vor sich zu haben. Denn das Suchen nach den Gründen kann sich in der Regel nicht mit der erstgefundenen nächstliegenden Ursache begnügen, sondern muss fast stets weiter forschen nach den Gründen der Gründe. Dadurch muss sich die Betrachtung um so mehr compliciren, je länger die Kette der Ursachen, und im Allgemeinen — je länger die Kette der dem Resultate vorhergegangenen Ereignisse ist, weil die allerersten Entschlüsse ihre Wirkungen fortspinnen bis zum Schlusserfolge.

---

*) Vgl. „Einführung in das Studium der Kriegsgeschichte“, pag. 35.

Wir kommen damit auf die Nothwendigkeit, länger dauernde Kriegsereignisse in Abschnitte resp. Momente zu theilen. Auch die Anordnung dieser Eintheilung kann insofern nicht willkührlich sein, als sie ja den Zweck erfüllen soll, die daran zu knüpfende Betrachtung zu erleichtern, ohne deshalb den Zusammenhang des ganzen geschichtlichen Ereignisses zu zerreiszen. Diese Forderung wird erfüllt, wenn jeder der Abschnitte mit einem einheitlichen Resultate endigt, welches ebenso die Gesammtheit seiner Ursachen einheitlich umfasst, als auch einheitlich in den nächsten Momenten fortwirkt. Als Gesetz für die Untertheilung eines kriegerischen Ereignisses ergiebt sich sonach, dass jeder Abschnitt oder Moment ein einheitliches Resultat aufweisen soll, mit welchem er dann auf das Conto des nächsten Abschnittes übergeht. Diese Eintheilung wird ihren Theilungsgrund demnach in ihren einzelnen Theilaufgaben haben. Es ist dies möglich, wenn die Eintheilung in Momente sich deckt mit der Theilung der Hauptaufgabe. Jede kriegerische Handlung hat ein Hauptziel, in dessen Erfüllung oder Nichterfüllung sie zu Ende kommt, dasselbe wird jedoch gerade bei gröszeren Actionen nicht unmittelbar erreichbar, sondern der Schlusserfolg ist an das Eintreten gewisser zu einander in causaler Abhängigkeit stehender Bedingungen, welche ebensoviele Unteraufgaben darstellen, geknüpft, von welchen eine die Voraussetzung für die andere ist, so dass sich durch deren Erfüllung die Hauptaufgabe successive löst. Die Erfüllung je einer Unteraufgabe, wodurch dann die Möglichkeit, nun an die nächste zu gehen, angebahnt wird, bezeichnet den Schlusspunkt eines Momentes und kann als Ausgangspunkt für dessen kritische Betrachtung angenommen werden. Es kennzeichnet sich also der Begriff des Abschnittes oder Momentes durch das Eintreten einer Situation, in welcher die bisher angestrebte Aufgabe, sei es durch ihre Lösung oder durch ihre Veränderung, gegenstandslos geworden ist, und über die Kriegsmittel in einer anderen, auf eine neue Aufgabe gerichteten Weise verfügt wird. Die Beobachtung dieses, allerdings unvermeidlichen Grundsatzes legt jedoch der Eintheilung in Momente keine starren Fesseln an, gewährt vielmehr dem praktischen Bedürfnisse noch einen weiteren Spielraum. Denn ebenso wie die Hauptaufgabe sich in eine fortlaufende Reihe von einander abhängiger Unteraufgaben gliedert, so ist jede derselben wieder einer Untereintheilung fähig, welche es ermöglicht, die zu betrachtenden Momente so sehr zu verkürzen, als es die Bequemlichkeit des Studiums erfordert. Diese Betrachtung hat ihren praktischen Werth nicht blos für die Kritik, sondern auch für die historische

Darstellung kriegerischer Ereignisse, somit auch für die Abfassung von Relationen etc., Manöverentwürfen, für die Kritik von Kriegsspielübungen und Manövern etc. etc. Die letztere Andeutung weiter auszuspinnen, würde uns von unserem vorwürfigen Gegenstande zu weit abführen. Allein eine schlichte Hinweisung darauf mag doch gestattet sein.

Wenn nun ein derartiger Abschnitt angenommen ist, so handelt es sich zunächst darum, den eigentlichen Erfolg desselben qualitativ und quantitativ festzustellen. Es ist dies nothwendig, weil einmal der eigentliche Gewinn aus dem sichtbaren Schlusseffecte nicht immer klar hervorgeht; weil ferner das Resultat in einem nachweisbar bedingenden Verhältnisse zu den nächstfolgenden Aufgaben, d. h. Momenten, stehen muss, und weil endlich die aufgewendeten Mittel gemessen werden müssen an dem Werthe des errungenen Preises. Dabei werden wir zwar insbesondere, wenn wir den bedingenden Charakter des Schlusserfolges zu den nachfolgenden Momenten nachweisen sollen, kaum vermeiden können, „prospectiv" zu werden, d. h. die aus dem Resultate für die nächsten Ziele sich ergebenden Folgen darzustellen. Allein mit dieser Art der Vorausbestimmung verfallen wir nicht in die Nachtheile der „prospectiven" Methode, da wir einmal keine Kritik der handelnden Personen damit zu verbinden brauchen, und da wir für die behaupteten Consequenzen keine unbedingte Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen, sondern den Beweis ihrer Richtigkeit, der dabei immer noch den späteren Ereignissen vorbehalten bleiben wird, anticipiren.

Nach Feststellung des Schlussresultates erfolgt nun die Aufsuchung der Gründe. Es geht also die Untersuchung den nahezu umgekehrten Weg, wie die Ereignisse, nämlich der Zeit nach nach rückwärts. Die Folge davon ist, dass man nur auf bekannte Dinge und auf concret vorliegende Thatsachen stöszt, und für Auffindung der Gründe der Zuhülfenahme der Theorie beinahe gar nicht bedarf. Denn da jeder Erfolg im Kriege die Wirkung einer, das Wort im weitesten Sinne genommen, Uebermacht ist, die sich theils in der Ueberzahl, theils in der der Zahl Seitens der Waffen, des Terrains oder der moralischen Factoren gewährten Compensation gründet, so handelt es sich um einfache Fixirung jener Handlungen oder Zustände, durch welche jene Uebermacht hervorgerufen und in Wirksamkeit versetzt worden ist. An kriegstheoretischen Sätzen sind hierzu keine anderen nöthig, als jene wenigen grösztentheils deductiven Sätze, welche als unumstöszliche Axiome nicht nur der militairischen Wissenschaft, sondern auch des einfachen Menschen-

verstandes allseitig anerkannt sind. Mit ihrer Hülfe wird es stets gelingen, aus den der Erscheinung vorausgegangenen Ereignissen jene zu bestimmen, welche auf die Form der Erscheinung begründend gewirkt haben. Indem man aber so die Betrachtung stets auf dem Boden der wirklichen Thatsachen erhält, schöpft man auch die Belehrung nur aus dem lebendigen Verlaufe der Begebenheiten. Es ist einleuchtend, wie sehr dadurch das Resultat des Studiums an überzeugender Kraft gewinnt; denn während in einer theoretisch und prospectiv behandelten Kritik der Autor lehrt, lehrt jetzt die concrete Begebenheit, und mehr als jeder Autor der Welt hat Anspruch auf Glaubwürdigkeit die Thatsache.

Indem wir in unserer Betrachtung immer den gegebenen Thatsachen folgen, werden wir nicht nur der Versuchung enthoben, uns über Dinge zu äuszern, über welche wir Nichts erfahren haben, sondern erhalten auch einen guten Fingerzeig für Vervollständigung unseres geschichtlichen Materiales. Dadurch nämlich, dass wir die Gründe zunächst in früheren Thatsachen suchen, lernen wir am sichersten jene Punkte kennen, in welchen unser geschichtliches Material noch Lücken hat, und können nun unsere sammelnde Thätigkeit auf jene Mittheilungen ausdehnen, bezw. beschränken, welche für die Kritik als belangreich erscheinen. Von vorneherein ist es unmöglich, bei Sammlung von historischem Materiale eine principielle Grenze zwischen Nöthigem und Ueberflüssigem zu ziehen, etwa wie wenn man bei Darstellung strategischer Begebenheiten nur strategische Details aufnehmen wollte; denn manche sehr unwesentlich aussehende Dinge haben durch die weite Verzweigung ihrer Wirkungen sehr wesentliche Folgen gehabt. Die Ausscheidung des Unwesentlichen kann endgültig nur dadurch erlangt werden, dass man an der Hand der Forschung nach den Ursachen die Lücken, die zu ergänzen sind, aufsucht, und nach vollendeter Kritik das bisher nicht Gebrauchte bei Seite lässt. Sind wir nicht im Stande, eine Lücke zu ergänzen, so genügt es, dies zu constatiren, und die Kritik wird dann hier abbrechen müssen. Ein Unglück ist dies auch nicht; denn wohin der eine Fall uns vorzudringen verwehrt, dahin wird, bei der Reichhaltigkeit der Kriegsgeschichte, sicher ein anderer uns den Weg erschlieszen.

Ein beachtenswerther Grundsatz für den Geschichtsschreiber entspringt jedoch diesen Erwägungen: dass der Autor seinen gesammelten Stoff an der Hand der Kritik auf seine Vollständigkeit prüfen muss, oder, will er dies nicht, kein Detail für so unwesentlich halten

darf, dass er es, ohne der Gründlichkeit seiner Darstellung zu schaden, weglassen könnte.

Bei der Aufsuchung der Gründe nun tritt uns ein Unterschied sofort entgegen, den wir um desswillen nicht übersehen dürfen, weil er auf die Richtigkeit und das Resultat der Betrachtung von entscheidendem Einflusse ist. Die Gründe einer Erscheinung können nämlich zweierlei sein: entweder Ursachen oder Motive. Je nachdem die Untersuchung auf einen Grund der einen oder der anderen Art geräth, wird ihr theoretisches Resultat verschiedene Form annehmen.

Die Ursache ist ein Grund rein objectiver Natur, sie liegt in der Sache selbst begründet und ist also ganz von der mit ihr verknüpften Person trennbar, d. h. sie würde an oder mit einer jeden Person in derselben Weise gewirkt haben. Wenn wir z. B. wahrnehmen, dass im Feldzuge von 1796 in Italien die grosze Ausdehnung der Aufstellung Beaulieu's und Colli's, nördlich der Apenninen, oder bei späteren Anlässen die Aufstellungen Beaulieu's oder Wurmser's am Mincio einer der Gründe für die diesen Feldherren widerfahrenen Niederlagen war, so ist dies eine Erkenntniss, die mit der Beurtheilung jener Personen gar nichts zu thun hat. Es kann uns ganz gleich sein, wer dies angeordnet hat, und ob er dabei einen Fehler gemacht hat oder nicht: uns kann die Erkenntniss genügen, dass die grosze Ausdehnung einer Stellung die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage vergröszert; ein offenbar von jeder Persönlichkeit trennbares Resultat, da Jeder, der die gleiche Stellung eingenommen haben würde, der gleichen Erfahrung sich ausgesetzt hätte. Nicht Beaulieu, Colli, Wurmser sind Gegenstand der Kritik, sondern die Länge der Stellung, und wenn wir demnach die Untersuchung an diesem Punkte abschlieszen, haben wir als Resultat derselben die Wirkung einer gewissen Art von Stellung gefunden. Es führt uns also das Aufsuchen der objectiven Gründe, der Ursachen, auf das rein objective, theoretische oder, besser gesagt, wissenschaftliche Gebiet, und enthebt uns jeden Anlasses, uns über die handelnden Personen lobend oder tadelnd zu äuszern.

So oft wir nun einen einzelnen objectiven Grund aussprechen, formuliren wir zugleich einen theoretischen Erfahrungssatz des Inhaltes, dass diese oder jene Ursache diese oder jene Wirkung äuszere.

Viele der so gefundenen Sätze werden uns allerdings sehr selbstverständlich vorkommen. Aber abgesehen davon, dass die Selbstverständlichkeit sich sehr oft hinterher erst einstellt, und dass sie dann nur ein Beweis für die Vernünftigkeit des Satzes ist, wird uns mancher Satz nur deshalb selbstverständlich vorkommen, weil er

uns schon im Laufe unserer Studien oder persönlichen Erfahrungen mehrmals begegnet ist. Viele der Sätze, welche für ganz selbstverständlich gelten, sind es früher nicht gewesen, sondern erst durch eine Reihe von Erfahrungen geworden, und oft schützt sogar die Selbstverständlichkeit eines Satzes nicht vor einem Verstosze gegen denselben.

Aber derartige, aus Einer Ursache abgeleitete Sätze sind vorerst noch weit entfernt von dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit. Denn selten ist eine Erscheinung durch eine einzige Ursache, vielmehr fast immer durch das Zusammentreffen mehrerer hervorgerufen. Wenn wir z. B. fragen, warum Bonaparte's wiederholte Stürme auf die Brücke von Arcole missglückten, so finden wir einen der Gründe dafür in der Defilénatur des Kampfobjectes. Aber es kommen noch andere Gründe dazu, welche in diesem Falle der Eigenschaft des Defilé's eine so hindernde Wirkung zu äuszern möglich machten: die Verwendung und Gliederung der Französischen Truppen, die Vertheidigungsmaaszregeln der Oesterreicher, die Beschaffenheit der umgebenden Oertlichkeit u. s. w. Würden wir bei Formulirung des Erfahrungssatzes nur auf das Wirken einer Ursache und nicht aller Rücksicht nehmen, so würden wir begreiflichermaaszen einem nur in engsten Grenzen richtigen Urtheile Gültigkeit in weiterem Kreise verleihen, ein Verstosz gegen die Logik, der es uns zur Genüge erklärt, warum so viele der Abstractionen, die aus der Kriegsgeschichte gezogen zu werden belieben, in so und so vielen Fällen wieder nicht passen wollen. Allerdings wird durch die nur bedingungsweise Geltung die absolute Richtigkeit des Resultates einer derartigen einzelnen Beobachtung nicht umgestoszen. Wenn wir, um bei dem vorigen Beispiele zu bleiben, es als unsere Erfahrung aussprechen, dass der Sturm über eine Brücke misslingen wird, so bleibt dieser und jeder solche Satz demnach unter allen Fällen richtig, wofern er nur mit dem Vorbehalte jener Einwirkungen, die Seitens der Nebenumstände kommen, aufgefasst wird. Diese Nebenumstände können die ungünstige Eigenschaft der Brücke erhöhen, vermindern, vielleicht auch ganz aufheben. Wenn wir auch dann bei einer anderen Gelegenheit, wie z. B. im Gefechte von Lodi, das Gelingen des Brückensturmes, somit gerade das Gegentheil von dem bei Arcole wahrgenommenen Resultate, beobachten, so haben wir doch noch keinen Anlass, unsere erste Abstraction für falsch anzusehen, oder gar, wie auch schon Viele gethan, ohne Weiteres die Unverlässlichkeit selbst der kriegsgeschichtlichen Erfahrung anzuklagen. Wenn wir bei einem Gegenstande auf die Eigenschaft der Schwere schlieszen, weil wir

ihn fallen sehen, können wir ihm dann diese Eigenschaft absprechen, wenn wir ihn auf einer Unterlage ruhen sehen? Gewiss nicht, sondern wir sagen, dass durch die Thatsache der Unterstützung wohl die sichtbare Wirkung der Schwere fortgenommen ist, nicht aber diese selbst. Ebenso wird dadurch, dass in dem einen Falle der frontale Angriff auf eine Brücke misslingt, im anderen aber nicht, das Urtheil nur darauf hingewiesen, dass auszer der Defilénatur der Brücke jedesmal noch andere Umstände mitgewirkt haben, welche in dem einen Falle zugelassen, in dem anderen verhindert haben, dass der missliche Charakter des Defilégefechtes zum Ausdrucke kam. Die Kenntniss dieser Umstände ist für Vervollständigung unseres zuerst erkannten Satzes unerlässlich. Wir werden zu dieser Kenntniss schon zum Theile gelangen durch weitere Untersuchung eines einzigen Ereignisses, indem wir beispielsweise fragen, aus welchen ferneren Gründen bei Arcole der Angriff misslang. Die hierbei gefundenen Ursachen geben uns an sich ebenso die Umstände an, unter welchen der Angriff auf eine Brücke misslingen, als sie in ihrer Negation einen Theil der Bedingungen enthalten, unter welchen er gelingen wird. Vollständiger wird unsere Erkenntniss aber dann werden, wenn wir noch ein anderes gleichartiges Ereigniss mit entgegengesetztem Ausgange untersuchen, wie z. B. das Gelingen des Sturmes auf die Brücke von Lodi. Denn wir werden bei diesem direct zu untersuchen haben, wie es kam, dass hier ein Unternehmen gelang, das wir anderwärts wiederholt scheitern sahen. So finden wir hier z. B. die gründliche Vorbereitung des Angriffes, die Ueberzahl der Franzosen, die augenblickliche Spannung der Willenskraft des Angreifers, die Entscheidung vermeidende Tendenz auf Seite des Vertheidigers. Beim Vergleiche dieser Umstände mit jenen der Schlacht von Arcole bemerken wir, dass in der letzteren die numerische Stärke und die moralische Spannung gleichfalls vorhanden waren, wir werden demnach aus dem Dasein gewisser gleicher Umstände in zweien, den entgegengesetzten Ausgang zeigenden Handlungen, schlieszen können, dass jene beidenfalls gleichen Umstände es nicht waren, welche die Verschiedenheit des Ausganges verursacht haben, dass also in unserem Beispiele die numerische Stärke und die moralische Spannung des Angreifers im Vergleiche zur Vorbereitung des Angriffes und zu der Willensspannung des Vertheidigers von untergeordneter Bedeutung sind, d. h. dass beim frontalen Angriffe auf eine Brücke, oder ein dieser gleichkommendes Defilé die gröszte numerische Ueberlegenheit und die gröszte Tapferkeit den Mangel einer Vorbereitung des Angriffes und die Willensstärke einer entschlossenen Vertheidigung nicht auf-

zuwiegen vermögen. Es ist aus diesem Beispiele ersichtlich, dass es wohl nothwendig ist, stets nach den Gründen der Wirksamkeit der Gründe weiter zu forschen, dass aber diese Erweiterung der Untersuchung nur geeignet ist, die frühere Erkenntniss zu vervollständigen, nicht aber sie umzustoszen.

Es hängt nun von unserem Ermessen ab, ob wir uns mit der aus der ersten Reihe der Ursachen gewonnenen theoretischen Ausbeute genügen wollen. Meistens wird das Streben nach gründlicherer Erkenntniss dabei nicht stehen bleiben können. Denn die einzelnen Ursachen der ersten Reihe sind selbst wieder nur Consequenzen, Resultate des Zusammenwirkens anderer Gründe, selbst wieder abhängig von dem Eintreffen weiterer Bedingungen. Es kann uns, um bei dem einmal begonnenen Beispiele zu bleiben, nicht viel nützen, zu wissen, dass die Vorbereitung des Angriffes und die Willenskraft der Vertheidigung die maaszgebenden Erwägungen sind, aus welchen sich die Frage nach dem Gelingen eines Brückensturmes löst, wenn wir die Mittel nicht kennen, durch welche jene ermöglicht, diese vermindert werden kann. Wir werden dadurch zur Aufsuchung einer zweiten Reihe von Ursachen veranlasst, welche in dem gegebenen Beispiele für die Vorbereitung des Angriffes in der Beschaffenheit der Ufer, in der Länge der Brücke, in der Beigabe von Artillerie, in der Dauer der Wirksamkeit derselben etc., für die Willenskraft des Vertheidigers in der Aufgabe desselben, in der Beschaffenheit seiner Stellung, der Umgehungsmöglichkeit derselben etc. etc. gefunden werden können, und welche uns demnach gewisse Bedingungen angeben, unter welchen auf das Eintreffen einer oder der anderen der Hauptbedingungen gerechnet werden kann. Da die Ursachen der ersten Reihe in der Regel ziemlich selbstverständlich aussehen, so werden gerade jene der zweiten und eventuell der dritten und vierten Reihe uns die willkommeneren Aufschlüsse liefern. Es ist daraus ersichtlich, dass die Verfolgung der Ursachen von Stufe zu Stufe bis zum letzten Warum? eine Forderung der Gründlichkeit ist, von deren Erfüllung sich die Klarheit und Vollständigkeit der Erkenntniss abhängig macht.

So können wir nun die Dinge nach rückwärts durchforschen bis zu ihrem letzten objectiven Grunde, nämlich bis zur Willensäuszerung der handelnden Person. Bis hierher haben wir mit den Personen nichts zu thun gehabt, wir haben Ursachen und Wirkungen gewisser Handlungen oder Zustände constatirt, und konnten dabei ganz von dem Urheber derselben absehen, da dessen Persönlichkeit auf die Consequenzen der Thatsachen keinen Einfluss hat. Wir

haben als Resultate eine gewisse Anzahl ganz objectiver, wissenschaftlicher Erkenntnisse gewonnen und nirgends Veranlassung gehabt, uns durch unser Loben oder Tadeln über die handelnden Personen zu erheben. Wir haben in unserem Beispiele von Brücken, von Vorbereitung, von Aufgabe, von Terrain und vielen anderen Dingen, nicht aber von Bonaparte, Sebottendorf, Miloradovich zu reden gehabt. Ist die Erfüllung der Bedingungen des Erfolges wirklich das bewusste Werk der handelnden Person, so singt schon der wirklich eingetretene Erfolg deren Loblied, und der Kritiker braucht es nicht zu thun. Die Namen thun hier nichts zur Sache, und werden sie genannt, so geschieht dies mehr der Bequemlichkeit des Ausdruckes, als der Person zu Liebe.

Wenn wir nun bis zur Willensäuszerung zurückgekommen sind, so sind wir aus dem Gebiete der Gründe noch nicht hinaus, aber wir betreten einen anders gestalteten Theil desselben. Auch der Entschluss des Feldherrn hat seine Gründe, aber dieselben liegen zum gröszten Theile nicht mehr in den Sachen, sondern in seinen persönlichen Eigenschaften. Es führt uns also die Untersuchung, sobald sie das objective Gebiet verlässt, und das subjective der Absichten, Motive betritt, auf die individuellen Qualitäten der handelnden Personen, folglich auf Gründe, welche ganz in den Persönlichkeiten liegen, demnach nur für die besondere Beschaffenheit eines einzelnen Menschen, aber nicht für weitere Allgemeinheit Gültigkeit haben. Wir gerathen also damit auf das moralische Gebiet, und hier ist es, wo die Kritik Wohlgefallen oder Missfallen auszusprechen hat. Aber selbst dies nimmt sich jetzt anders aus und hat auch einen anderen Sinn, als bei der „prospectiven“ Methode.

Die Grenze zwischen den objectiven und subjectiven Gründen bildet die Absicht, welche durch den Entschluss ins Werk gesetzt werden soll. Die Absicht wird uns entweder aus dem historischen Materiale unmittelbar bekannt, oder wir müssen dieselbe erst aufsuchen. Das Letztere ist in jenen Fällen leicht, wo Entschluss und Erfolg in causaler Verbindung stehen; in jenen Fällen aber, wo der Erfolg dem Entschlusse nicht entspricht, müssen wir die Absicht durch Vermuthungen herauszubringen suchen. In diesem letzteren Falle erlaubt die Objectivität es der Kritik in der Regel nicht, eine ihrer Vermuthungen als die wahrscheinliche Absicht zu proclamiren, sondern erfordert, dass man die mehrfach möglichen Absichten nebeneinander bestehen lässt, und jede einzelne weiter auf ihre Motive untersucht, als ob sie die alleinige Absicht gewesen wäre, dabei aber die Frage, ob sie es wirklich war, offen lässt. Die Frage, ob

die Absicht mit dem Resultate, d. h. der gedachte mit dem wirklichen Erfolge übereinstimme, wird sich in der Frage, ob der Entschluss wirklich in einem ursächlichen Verhältnisse zur gewollten Absicht stehe, beantworten lassen. Die Erörterung der Gründe, warum dieser Entschluss zur Realisirung der Absicht führt, jener nicht, führt uns auf den Ausgangspunkt der objectiven Untersuchung, nämlich auf den Erfolg, und die daran geknüpfte Reihe der Ursachen zurück, und gestattet uns ein weiteres Eindringen in das subjective Gebiet nicht.

Dagegen bietet sich ein Weg in dasselbe in anderer Richtung. Bei jedem Entschlusse ist die handelnde Person vor eine Wahl gestellt, deren Alternativen aber durch die Eigenschaft des Krieges, Alles in Ungewissheit zu hüllen und Vieles dem Zufalle anheimzugeben, bezüglich ihres Eintreffens ganz unbestimmbar sind. Der Handelnde kann das Eintreffen des einen oder anderen Ausganges nur vermuthen, nur die nächsten Consequenzen kennt er, die ein jeder derselben für ihn haben wird. Er soll nun die Wahl treffen. Soll er das Eine thun, soll er es lassen, soll er dafür das Andere thun, oder soll er vielleicht Beides zu erreichen suchen? Das Eine winkt mit glänzenderem, gründlicherem Erfolge, das Andere scheint das Sicherere zu sein; Jenes hat im Falle des Misslingens die bedenklicheren Consequenzen, ist also das Riskirtere. Dieses scheint zwar minder gefährlich zu sein, dagegen geringeren Erfolg zu versprechen; Jenes löst die Aufgabe rasch und entschieden, Dieses langsam; welches soll er wählen?

Die Wahl nun in solchen Verhältnissen ist ganz verschieden, sowohl der natürlichen Begabung, als auch den Charakteren nach. Ob das Eine oder das Andere eintreffen werde, hängt von gewissen, wohl bestimmbaren Bedingungen ab; aber ob diese eintreten werden oder nicht, lässt sich nicht bestimmen, sondern nur errathen, der Eine würde so, der Andere so rathen; Keinem von Beiden kann man sein Vermuthen übel nehmen, Keinen dafür tadeln. Wer von Beiden aber recht habe, das sagt kein Lehrbuch, keine Theorie, sondern nur der Erfolg, indem er durch das Eintreffen oder Nichteintreffen des Vermutheten constatirt, dass richtig oder falsch gerathen worden sei. Aehnlich ist es mit der moralischen Seite der Wahl. Der eine Entschluss kann die glänzenderen, aber auch die verhängnissvolleren Folgen haben; der andere führt zu sichererem, aber auch bescheidenerem Erfolge. Wer die Verantwortung weniger fürchtet, als er den glänzenderen Erfolg liebt, der wird das Erste, wer sich mit Geringerem begnügt, um seine Willenskraft nicht

allzuhoch spannen zu müssen, und um allzuschwerer Verantwortung zu entgehen, der wird das Zweite wählen; der eine Charakter wird durch Hindernisse, Schwierigkeiten und Verantwortung nur um so energischer, ein anderer verliert dadurch seine Thatkraft. Keinem von Beiden können wir die getroffene Wahl verargen. Aber ob den Ersten nicht seine Kühnheit irre geführt, ob den Zweiten nicht seine Vorsicht von einem besseren Resultate abgehalten, das zeigt uns nur der wirkliche Erfolg. Nach diesem allein können wir beurtheilen, ob in dem einen Falle die Kühnheit, im anderen die Vorsicht am Platze war.

Zwei Arten von geistigen Fähigkeiten sind es also, welche wir unter den Motiven der Entschlüsse erkennen: die Fähigkeit, unbekannte Dinge zu errathen, d. h. die unbekannten Werthgröszen einzelner für den Entschluss maaszgebender Factoren richtig zu schätzen, und die Fähigkeit, die Willenskraft zu schweren Entschlüssen zu steigern, jene Fähigkeit der Willenskraft, deren Besitz es dem Handelnden ermöglicht, die bitteren Consequenzen seines Entschlusses ebenso entschieden zu acceptiren, wie diesen selbst, deren Mangel aber den Entschluss an der Schwere seiner Folgen scheitern lässt, und jene halben Maaszregeln erzeugt, die immer daraus entstehen, wenn man das Eine will, das Andere aber zu lassen sich nicht entschlieszen kann, und die meistens dazu führen, dass weder das Eine, noch das Andere erreicht wird.

Man könnte sich nun fragen, ob dieser Theil der kritischen Untersuchung auch unserer Absicht, aus der Kriegsgeschichte zu lernen, entspricht und demnach noch in den Bereich unseres Studiums und der gegenwärtigen Erörterung fallen soll. Theoretisch werden wir allerdings nicht viel profitiren, wenn wir z. B. wahrnehmen, dass Bonaparte seinen Gegner Beaulieu richtig beurtheilte, dass er richtig schätzte, was jener thun würde, denn wir lernen dadurch nicht, wie wir unsere eventuellen Gegner in Zukunft werden zu beurtheilen haben. Und wenn wir in Friedrich des Groszen Feldzügen wahrnehmen, wie bald die weiseste Mäszigung bald wieder das kühnste Wagniss vom Erfolge gekrönt ist, so werden wir damit noch nicht wissen, wann für uns der Augenblick des Wagens, wann jener der Vorsicht gekommen sein wird.

Zwar so ganz ohne theoretische Frucht werden auch solche Betrachtungen nicht bleiben. Wir erkennen in dem Wirken der Charaktereigenschaften, wie grosz die Rolle ist, welche die Kraft des Entschlusses im Kriege spielt, wie durch die vielfachen Unklarheiten der kriegerischen Verhältnisse nur Ein leuchtender Stern hindurch

geleitet, die Klarheit der eigenen Absicht; wir überzeugen uns, dass Consequenz im Entschlusse eher zum Ziele führt, als der stete Wechsel der Meinungen; wir lernen einsehen, dass, wer den Zweck will, die Mittel hierzu nicht minder energisch wollen muss; wir erfahren, dass etwas deshalb, weil es gewagt ist, darum nicht aussichtslos ist, sondern dass auch ein Wagniss wohl gelingen kann und nichts weiter erfordert, als eine der Steigerung des Risico's entsprechend höher gespannte Energie, ja dass es Fälle giebt, in welchen in dem höchsten Wagnisse die einzige Weisheit, die gröszte Vorsicht und Klugheit liegt, und erkennen, dass man, secundäre Ziele aufzugeben die Kraft haben muss, um der Lösung der Hauptaufgabe desto sicherer zu sein. All das sind Erkenntnisse, die auch einen theoretischen Inhalt haben, und welche, wenn gleich sie blos dem Gebiete der moralischen Factoren angehören, nichtsdestoweniger in die Kriegswissenschaft einschlägig sind.

Aber der Hauptgewinn dieser Betrachtungen kommt nicht dem Verstande, sondern dem Willen des Untersuchenden zu Gute. Es ist eine unveräuszerliche Eigenschaft unseres Gemüthes, dass wir uns an dem Schönen erfreuen, und nicht blos an jenem der äuszeren Natur, sondern auch des Seelenlebens, und dass wir das Bedürfniss fühlen, solches öfter zu sehen und wo möglich selbst hervorzubringen. Die Macht des Beispiels, der Trieb der Nachahmung sind Consequenzen dieser Eigenschaft. Wenn wir also in der Kriegsgeschichte sehen, wie der Erfolg die Muthmaaszungen eines Führers sanctionirt, wie er seine Willensleistungen für richtig angewendet erklärt, so schlieszen wir auf eine gewisse Harmonie der inneren Geistes- und Willenskräfte des Handelnden mit den Kräften der Auszenwelt, welcher zufolge inmitten des Unklaren, Unbekannten das Richtige sich dem individuellen Gefühle von selbst aufdrängte. Und wenn wir diese Harmonie öfter beobachten, so steigert sich unser Gefühl zur Sympathie und Bewunderung der handelnden Personen, und wir erkennen an diesen eine ganz individuelle höhere Begabung, die zu besitzen, wir uns glücklich schätzen würden. Die Folge davon wird sein, dass mit unserem Wunsche nach gleicher Fähigkeit auch das Bedürfniss gleichen Handelns in uns erwacht, dass wir Selbstvertrauen gewinnen, und Spannkraft des Willens, und den Muth, für den Erfolg unsere persönlichen Eigenschaften ebenso zur vollsten Entfaltung zu bringen, als die Herrschaft über dieselben in der Hand zu behalten.

Insoweit also ist die Kriegsgeschichte auch ein Erziehungsmittel. Wie die Erzählung von kleineren Begebenheiten, welche

Zeugniss geben von hervorragender Soldatentugend, belebend wirkt auf jeden Soldaten, so ernährt und stählt sich die Willenskraft der Führer an der Wahrnehmung der inneren geistigen Harmonie, die sich in den subjectiven Motiven hervorragender Heerführer kund giebt.

Der Gewinn, der uns hierbei winkt, ist also wohl der Arbeit werth, und werth, dass wir die Art und Weise, wie wir ihn einzubringen haben, noch betrachten. Wenn es sich darum handelt, den Erfolg, der uns bekannt ist, mit den Motiven der Entschlüsse zu vergleichen, so müssen wir die Motive erst aufsuchen.

Die Motive sind uns in den historischen Aufzeichnungen selten unmittelbar überliefert. Gleichwohl sind wir im Stande, dieselben mittelbar aus den Entschlüssen zu finden, wenn wir nämlich feststellen, wie der Entschluss zu Stande gekommen sein müsse. Denn um zum Entschlusse zu kommen, muss der Handelnde Vieles supponiren, vermuthen, schätzen, muss abwägen, was er in jedem Falle gewinnen kann oder auf das Spiel setzt. Wenn wir also bei jedem Entschlusse, den wir zu beurtheilen gedenken, die Alternative fixiren, vor welche der Handelnde gestellt war; wenn wir dabei bestimmen, welche Ereignisse oder Berechnungen eintreffen mussten, um die Wahl des einen oder des anderen Weges zur richtigen zu machen, in welcher Weise der eine oder der andere Entschluss entweder durch die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder den Glanz seines Erfolges die Willenskraft anstachelte, oder durch die Beschränktheit des Erfolges, oder durch die schweren Consequenzen, durch die Opfer, die zu bringen waren, durch den Druck der Verantwortung lähmte — wenn wir dies bestimmen, so sind wir in der Lage, die in dem jeweiligen Entschlusse bestimmenden geistigen Eigenschaften zu benennen.

Ob nun die Individualität des Handelnden in richtiger Weise functionirt hat, das bestimmt der Erfolg. Aus ihm gewinnen wir ein Urtheil über den Grad der individuellen kriegerischen Begabung des Handelnden. Aber indem wir dieses Urtheil formuliren und aussprechen, erheben wir uns wieder nicht über die beurtheilte Person. Wir haben durch genaue Abgrenzung zwischen dem objectiven Gebiete der Ursachen und dem subjectiven der Motive den Bereich unseres persönlichen Urtheils schon auf seine vernünftigen Grenzen eingeschränkt; wir geben auch in jenen Fällen, wo wir die Motive nicht durch die Geschichte unmittelbar überliefert erhalten, sondern selbst herausgefunden haben, der Subjectivität unseres Urtheils durch die bedingnissweise Formulirung desselben Ausdruck, indem wir z. B. sagen: „Wenn der Entschluss des N. auf diesen

Voraussetzungen gegründet war, so zeigt er diese oder jene Eigenschaft."

Noch mehr; selbst wenn wir unser Verdict „richtig" oder „unrichtig" aussprechen, treffen wir damit eigentlich nicht die Person, sondern constatiren nur den höheren oder geringeren Grad von Harmonie zwischen der Thätigkeit der individuellen geistigen Eigenschaften und dem Erfolge. Den letzten Rest von Bitterkeit aber verliert unser Ausspruch, wenn wir auf einen Unterschied eingehen, der an dieser Stelle, nachdem wir die Verschiedenheit der objectiven und subjectiven Gründe und ihrer Beurtheilung erkannt haben, sich klar vor Augen stellt, — den Unterschied zwischen Kriegskunst und Kriegswissenschaft.

Es läge hier abermals die Frage nach der Berechtigung dieser Abschweifung sehr nahe. Aber die Abschweifung ist nur eine scheinbare, denn was wir jetzt noch zu sagen haben, ist nur eine Consequenz, ein letztes Glied in der logischen Kette, und gehört, auch wenn wir es nicht absolut brauchen, doch um nichts weniger dazu. Es kann sich demnach wohl weniger um die Berechtigung, als um die Opportunität dieser Erörterung handeln. Die Frage nach der letzteren aber scheint sehr bejaht werden zu müssen.

Es haben nämlich nicht leicht auf einem Gebiete Sprache und Begriff sich solche Licenzen gestattet, als in dem Gebrauche der Worte von Kriegswissenschaft und Kriegskunst. Die Einen verstehen unter der Kriegswissenschaft lediglich den rein technischen Theil, die bloszen Hülfswissenschaften der Lehre vom Kriege, weil ihnen bei diesen allein, die auf Mathematik, Physik, Chemie, Baukunde etc. basiren, der wissenschaftliche Charakter unzweifelhaft ist, Andere, wie Bülow, Jomini (und in neuester Zeit Leval), haben die ganze Lehre vom Kriege für eine blosze Wissenschaft erklärt, die in ihrem ganzen Umfange erlernbar sei, und haben sogar vollständige Systeme aufgestellt, die dann begreiflicherweise Fiasco gemacht und nicht wenig zur Discreditirung der militairischen Wissenschaft beigetragen haben. Wieder Andere verstehen unter Kriegskunst den ganzen Umfang der Lehre vom Kriege, und gebrauchen wohl die Worte Kriegskunst, Kriegswissenschaft und oft auch Kriegswesen synonym; wieder Andere erklären die Kriegskunst für die rein applicatorische Seite der Kriegswissenschaft, für die Fähigkeit, die kriegswissenschaftlichen Sätze in der Praxis anzuwenden; die Extremsten aber läugnen die Wissenschaft ganz und erklären die ganze kriegerische Thätigkeit für eine Kunst, die nicht erlernt werden könne, sondern angeboren sein müsse, und im besten

Falle durch eine in reicher Selbsterfahrung und Praxis gewonnene Routine surrogirbar sei. Es herrscht eine unsägliche Verwirrung der Begriffe, und noch in neuester Zeit hat eine Brochüre eines hervorragenden Schriftstellers unserer Zeit (Jähns, Die Kriegskunst als Kunst) durch den Vergleich der Kriegskunst mit der Musik und Architektur nicht beigetragen, die Unklarheit zu beseitigen. Wäre dieselbe eine nur formelle, so könnten wir sie ignoriren, aber sie hat auch eine praktisch nicht unbedenkliche Seite. Gerade die übertriebene Betonung der Kunst des Krieges wird leicht zum Schlagworte, das nur dazu dient, den Halbgebildeten die Köpfe zu verwirren, sie vom ernstlichen Studium abzuhalten und ihnen mit einer Anzahl von leicht zu merkenden Phrasen die Ueberzeugung zu verschaffen, dass sie im Falle des Bedarfes schon eine Art mystischer Intuition erleuchten werde, und dass es im Falle des Misslingens nicht an ihrer eigenen Vorbereitung, sondern nur am heiligen Geiste gefehlt habe.

Man setzt sich demnach wohl kaum dem Vorwurfe müsziger Wortkrämerei aus, wenn man jetzt frägt: „Ist die Lehre vom Kriege eine Kunst, ist sie eine Wissenschaft, ist sie in verschiedenen Stadien vielleicht das Eine oder das Andere? Die Beantwortung dieser Fragen ist für die gedeihliche Entwickelung unserer intellectuellen Bestrebungen sogar von groszer Bedeutung. Ob man irgend Etwas als Kunst oder als Wissenschaft behandelt, oder gar jeden Augenblick in der Behandlung wechselt, das ist doch für das gewünschte Resultat nicht gleichgültig. Ein Künstler, der seine Kunst als Wissenschaft, und umgekehrt, ein Gelehrter, der seine Wissenschaft als Kunst üben würde, würden kaum sehr hervorragende Resultate zu Tage fördern.

Nun zerfällt der kriegerische Act in drei Hauptthätigkeiten: in jene, durch welche bestimmt wird, was geschehen soll, also: die Festsetzung des Zweckes, in jene, durch welche die Kriegsmittel zu dem nunmehr festgesetzten Zwecke verwendet, ihnen ihre verschiedenen Unteraufgaben ausgetheilt werden, und endlich in jene, welche die wirkliche Ausführung, die materielle Action der Kriegsmittel, d. h. der bewaffneten Menschen auf dem Kampfplatze, in sich schlieszt.

Betrachten wir die einzelnen Hauptthätigkeiten näher, so finden wir, dass die letzte derselben eine stets gleichmäszig wiederkehrende Gestalt zeigt. Die Action der Menschen muss selbstverständlich in gröszter Nähe am Feinde geschehen, d. h. man muss dem Feinde, wenn er nicht vorher weicht, auf den Leib rücken und mit der Kraft des letzten materiellen Mittels, des Körpers und der Stoszwaffe,

die Vernichtung oder Vertreibung des Gegners vollziehen. Es handelt sich also hier nur um den Kampf, die Ueberschreitung einer kurzen Entfernung, um dem Feinde das Bajonet auf die Brust zu setzen. Diese Thätigkeit umfasst demnach nur Handlungen, die sich in jedem einzelnen Falle so ziemlich in gleicher Weise wiederholen, mögen die begleitenden Umstände noch so verschieden sein, und nur durch ganz unwesentliche Zufälligkeiten, und auch da nur höchst wenig verändert werden können. Die Gleichmäszigkeit dieser Handlungen ermöglicht es, sie in einen Methodismus zusammenzufassen, der auf fast alle Fälle angewendet und auf dem bloszen Wege der Anweisung und Uebung erlernt werden kann. Die Gewohnheit ist dabei das Hauptagens, und es ist also hier weder von Wissenschaft, noch von Kunst, sondern von einem bloszen Handwerke die Rede.

Die zweite Thätigkeit, die Verwendung der Kriegsmittel auf einen bestimmten Zweck, ist unzweifelhaft wissenschaftlichen Charakters. Denn darüber, wie jeder der im Kriege wirkenden Factoren und Umstände in seinen verschiedenen Formen sich für die mannigfachen kriegerischen Aufgaben eigne, sind ganz bestimmte theoretische Sätze und Systeme gewonnen. Die Aufstellung und Bewegung der Streitkräfte ist rein geometrischer und arithmetischer Natur, der Einfluss der Bodenbeschaffenheit auf die Ziele des Krieges ist durchaus bestimmt taxirt, die Waffenwirkung gehorcht physikalischen und geometrischen Gesetzen und ist mit Hülfe des Experiments mit genügender Genauigkeit untersucht; selbst das „moralische Element", das noch am liebsten als unbestimmbares Etwas angesehen wird, ist bezüglich seines Einflusses auf die Kriegführung einer theoretischen Erörterung zugänglich. Die Einflüsse, welche diese verschiedenen Umstände unter sich und bei ihrem Wirken von feindlicher Seite her erfahren, sind theils deductiv, theils aus der Erfahrung festgestellt. Kurz, für Den, der weisz, was er soll, bieten sich durch Erwägung über die Natur der vorhandenen Mittel der Wege zum Ziele genug; oft mehr, als ihm lieb ist.

Es frägt sich demnach nur noch, ob auch die Kunst ihre Stelle in der kriegerischen Thätigkeit finde. Wir müssen zu diesem Ende den Begriff fest ins Auge fassen. Man versteht nun unter Kunst im engsten Sinne die sogenannten freien Künste, im weiteren aber jeden entweder durch Uebung erworbenen oder von Natur verliehenen höheren Grad einer Fertigkeit oder Geschicklichkeit, wie man z. B. von einer Redekunst, Staatskunst, Kochkunst, Diplomatenkunst, einer Kunst im gesellschaftlichen Umgange etc. spricht. Der wichtigste und principielle Unterschied zwischen Wissenschaft und

Kunst ist wohl der, dass der Endzweck der ersteren die Wahrheit, jener der letzteren das Angenehme ist, das nun selbst wieder sich bis zur Schönheit steigern kann; dass in der Wissenschaft der Verstand, in der Kunst das Gefühl wirkt, dass die Wissenschaft stets objectiv, die Kunst aber subjectiv ist. Von welcher Persönlichkeit diese oder jene Wahrheit erfahren, gefunden oder zuerst ausgesprochen wurde, ist ganz gleichgültig. Sie ist nicht von der Persönlichkeit geschaffen, sie war für sich bestehend, ob die Menschheit sich ihrer bewusst war oder nicht, und würde, wenn nicht von dieser Persönlichkeit, sicher von einer anderen entdeckt worden sein. — Das Kunstwerk aber war nicht, ehe es nicht von einer ganz bestimmten Persönlichkeit ins Leben gerufen wurde. Es ist so vollständig ein Product der Geistes- und Gemüthsstimmung dieses einzelnen Individuums, dass es unmöglich ist, sich dasselbe als entstanden zu denken, sobald man sich den Autor wegdenkt.

Es fällt hier schon in die Augen, wie sehr sich die allgemeine Charakteristik von Kunst und Wissenschaft mit jener deckt, die für die objectiven und subjectiven Gründe aufgestellt wurde. Um den Beweis dafür, dass die Grenze zwischen diesen beiden auch die Grenze zwischen den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft im Kriege ist, perfect zu machen, brauchen wir nur noch die erste der die kriegerische Handlung zusammensetzenden Thätigkeiten (vgl. S. 291) zu qualificiren.

Die Frage nach dem „Was?“, die Bestimmung des zu verfolgenden Zweckes, ist in der That nicht nach wissenschaftlichen Gesetzen darzustellen. Der kriegerische Entschluss ist immer das Ergebniss einer Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten, die im Augenblicke des Entschlusses vielleicht gleich starke Gründe für sich haben. Die Prämissen aber für die positive Werthbestimmung jeder einzelnen Möglichkeit sind so sehr in's Unklare gehüllt, dass die Wahl nicht auf dem Wege eines logischen Denkprocesses, sondern nur eines inneren Gefühles, ja gewissermaaszen der Neigung, des Geschmackes vor sich geht. Es treten also hierbei die Gefühlseigenschaften des Handelnden als in erster Linie bestimmt auf, und somit wird die kriegerische Thätigkeit zur Kunst, sobald sie das Gebiet des freien Entschlusses betritt. Das Endziel auch dieser Kunst ist das Schöne, die Harmonie der inneren Empfindung mit dem guten Erfolge.

Es thut diesem Kunstcharakter des kriegerischen Entschlusses keinen Eintrag, dass die Ausübung der Kriegskunst selbst wieder auf objective, insbesondere ästhetische und psychologische Gesetze

zurückgeführt werden kann, denn einmal hat sie dies mit jeder anderen Kunst gemein, und dann besteht ihre Ausübung auch nicht darin, jene Gesetze zu befolgen, sondern darin, das wissenschaftlich Richtige ohne die präcisen Hülfsmittel der Logik herauszufühlen und in diese unsicheren Ergebnisse der bloszen Meinung die gleiche Willenskraft zu legen, wie in das absolut Richtige, das des Erfolges sicher ist.

Die Sphäre der Kriegskunst liegt also auf dem Gebiete des freien Entschlusses. Damit ist die Frage, wer die Kunst des Kriegführens, und in welchem Grade er sie besitzen müsse, in einer ganz bestimmten und in einer für die des Studiums Beflissenen hinreichend tröstlichen Weise beantwortet. Im Allgemeinen ist der Besitz der Kriegskunst überall da erforderlich, wo der kriegerische Entschluss sich über das „Was?" seines Handelns entscheiden muss. Ueberall da, wo die Aufgabe, der Zweck gegeben ist, da ist dem Handelnden genau bekannt, was er zu thun, was er zu erreichen hat und er braucht sich hierfür lediglich die Mittel dazu aus den thatsächlich vorhandenen Umständen mit Hülfe theoretischer Erwägung aufzusuchen. Der Besitz einer Kunst des Kriegführens ist demnach nur für jene Führer erforderlich, die genöthigt sind, sich selbst die Zwecke zu setzen, inmitten der verschiedenen Einflüsse, die von der wechselnden Meinung und Wahrscheinlichkeit und von dem Drucke der Verantwortung ausgeübt werden. Und zwar erfüllt die kriegerische Kunst an dieser Stelle das Handeln um so mehr, je öfter dasselbe von freien Entschlüssen abhängig und unbeeinflusst ist durch höhere Befehlsführung, steigt also in ihren Anforderungen längs der Stufenleiter der Chargen oder Functionen hinan bis zu jener höchsten des Oberfeldherrn, dem keine Handlung, keine Aufgabe von oben dictirt wird, sondern der jede derselben aus dem eigenen Kopfe und Herzen schöpfen muss. Hier herrscht denn fast nur mehr die Kunst und so wird es denkbar, wie in den höchsten Stellen sich Männer als Feldherrn erwiesen, die sich nie mit der Wissenschaft des Krieges befasst haben, und die als Führer niederen Grades vielleicht an den Schwierigkeiten der Ausführung gescheitert wären.

Damit ist nun allerdings die Sphäre der Kriegskunst nicht scharf begrenzt. Denn wenn auch dem unteren Führer dadurch, dass ihm die Aufgabe von oben gesetzt wird, der Entschluss über den Zweck seines Handelns in dem Maasze erspart ist, als er durch den Befehl von oben beherrscht wird, so ist doch denkbar, dass er in seinem Wissen verschiedene Mittel und Wege, diesem Zwecke zu genügen, finden wird. Jedes derselben wird seine bestimmten

Consequenzen und besonderen Eigenheiten haben, bei jedem wird der Erfolg abhängig erscheinen von gewissen Voraussetzungen, über deren Eintreffen oder Nichteintreffen die Unklarheit des Krieges bestimmte Angaben verschliesst. Eines davon aber soll gewählt werden, das nun den nächsten Zweck des Handelns bilden soll. Auch der niedere Führer ist also in der Bestimmung der Mittel oft vor eine Wahl gestellt, eine Wahl, die nun zwar sich auf Dinge niedereren Grades bezieht, aber darum doch innerhalb dieser Sphäre die Urtheilskraft und die Energie nicht minder entschieden herausfordert. Denn auch ihre Entscheidung muss bei der Unklarheit der Prämissen nur aus seiner individuellen Meinung und aus dem Grade, in welchem er das Eintreffen des Erfolges dem Zufalle anheimgiebt, erfolgen. Es ist also auch der niedere Führer bei der Wahl der Art und Weise, in welcher er die ihm gestellte Aufgabe zu lösen sucht, auf den individuellen Entschluss und demnach auf eine gewisse Kunst des Krieges angewiesen. Aber der Grad, in welchem er der Kunst bedarf, nimmt in dem Maasze ab, in welchem in der Stufenleiter des Befehles die Zwecke nach abwärts steigen, denn je niederer die Zwecke, um so bestimmter sind die Angaben über die dafür erforderlichen Mittel, um so geringer die Unklarheit der Wahl, um so weniger schwer wiegen die Folgen des Gelingens oder Misslingens, um so geringer wird auch der Druck der Verantwortung, bis so in der Reihenfolge der Aufgaben das Handeln hinabsteigt zur reinen Kampfesthätigkeit, wo der Einzelne ganz feste unzweifelhafte Regeln seines Verhaltens hat und die Erhaltung oder Vernichtung der einzelnen Person ohne merkbare Wirkung auf den Erfolg des Ganzen bleibt.

Das Bedürfniss einer besonderen Virtuosität des Krieges steigt also von seinem Nullpunkte bei dem einzelnen Kämpfer allmälig hinan, bis zu seinem Maximalwerthe in dem Feldherrn. Je höheren Grades die Aufgabe, umsomehr fordert sie die Kunst des kriegerischen Entschlusses, die Wirksamkeit des Charakters heraus, und diese Progression der Kriegskunst erklärt es mehr als Alles, wenn Führer, die in einer gewissen Sphäre Vorzügliches leisteten, und kühn und klarblickend sich zeigten, in höheren Stellungen minder entsprechen, ja vorsichtig und zaghaft werden. Sie werden es, nicht als ob sie an ihren geistigen Vorzügen eingebüszt hätten, sondern weil der Druck der Ungewissheit und der Verantwortung höher geworden ist, als jene geistigen Kräfte es vertragen.

Wie schon angedeutet, dürfen wir mit der Kunst das Können nicht verwechseln. Denn dasselbe ist nur die Eigenschaft, das Ge-

wusste so vollständig und intensiv zu wissen, dass man dasselbe jederzeit zur Verfügung hat. Nur das, was wir so wissen, dass es uns im Momente des erforderlichen Gebrauches stets und augenblicklich einfällt, das können wir. Das Können ist also nur ein relatives, ein incarnirtes Wissen, lediglich die applicatorische Seite desselben, nur die Wirkung der Vollkommenheit in irgend einem Wissen. Ein Wissen, das nur bedingungsweise und nicht unter allen Verhältnissen existirt und verfügbar ist, verdient eben auch seinen Namen nur in beschränktem Maasze. Es ist also da, wo das Können fehlt, die Wissenschaft des Krieges als gar nicht vorhanden zu betrachten, weil ja diese nur um ihrer Anwendung gefordert wird. Nur Jener weisz wirklich, dem sein Wissen zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen gegenwärtig zu werden vermag.

Wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück. Wir sind davon ausgegangen (vgl. S. 290), dass wir sagten; den letzten Rest von Bitterkeit verliere unser Lob oder Tadel durch Berücksichtigung des Begriffes der Kriegskunst. Man sieht jetzt, dass wir mit unserem Lobe oder Tadel nur das Vorhandensein einer Kunst des Kriegführens, einer gewissen Virtuosität des kriegerischen Entschlusses constatiren oder in Abrede stellen. Es ist selbstverständlich, dass damit jede Art von Ueberhebung oder Verletzung vollständig ausgeschlossen ist. Wir verhalten uns den beurtheilten Motiven gegenüber wie jedem anderen Erzeugnisse irgend einer Kunst, z. B. einem Gemälde, einem Gedichte oder einer Speise; wir constatiren mit unserem kritischen Ausspruche lediglich die angenehme oder unangenehme Erregung unseres — geistigen oder physischen — Geschmackes, ohne damit behaupten zu wollen, dass wir vielleicht ebenso gut oder besser zu malen, zu dichten, zu kochen oder Entschlüsse zu fassen verstünden.

XVIII.

Studien in Bezug auf die Cavallerie.

Von **Friedrich von Bernhardi,**
Premierlieutenant im Rheinischen Dragoner-Regiment Nr. 5.

(Schluss.)*)

Wir wenden uns jetzt zu den die Ausrüstung behandelnden Fragen, und wird es bei der reichen Literatur, die denselben bereits gewidmet ist, möglich sein, sie in verhältnissmäszig kurzer Weise zusammenzufassen, besonders da auf die technischen Verhältnisse hier natürlich nicht eingegangen werden kann.

Auch auf diesem Gebiete wird, so glauben wir, noch manche tief-eingreifende Veränderung, resp. Neugestaltung vorgenommen werden, um die Reiterei in den Stand zu setzen, den an sie gestellten Forderungen allseitig zu genügen: Neuerungen, sowohl in Bezug auf die Ausrüstung der Reiterei selbst, auf die Ausstattung von Mann und Pferd, als auch in Betreff der Zutheilung von Hülfswaffen zu den selbstständigen taktischen Reiterkörpern.

Was nun die erste Kategorie anbetrifft, so müsste zuerst und vor Allem die gesammte Reiterei mit einer tüchtigen und weittragenden Schusswaffe ausgerüstet werden, um so die im Aufklärungsdienste so wünschenswerthe Selbstständigkeit der Reiterei zu erhöhen.

Die häufig ausgesprochene Ansicht, als werde hierdurch der Geist kühner Initiative beeinträchtigt, der Reiter veranlasst werden, sich mehr auf seine Schusswaffe, als auf die Schnelligkeit und Wirkung seiner Bewegung zu verlassen, scheint uns in keiner Weise stichhaltig. Wir glauben vielmehr, dass der Carabiner das weite und kühne Reiten erst recht ermöglichen, und — indem er die Selbstständigkeit des Mannes erhöht und sein Selbstbewusstsein steigert — ihn desto mehr befähigen wird, Manches zu wagen, was er ohnedem unterlassen würde.

Die Frage ist zu vielfach und eingehend behandelt worden, um sie abermals einer näheren Erörterung zu unterwerfen, — hinweisen nur wollen wir darauf, dass die jüngste Kriegsgeschichte eine ganze

*) Vgl. Jahrbücher Band XVIII, Seite 189 (Februar 1876).

Reihe von Beispielen bietet, welche die Berechtigung der hier befürworteten Forderung in überzeugender Weise darlegen.

Dieser Nothwendigkeit gegenüber sollten, meinen wir, alle anderen Rücksichten zurücktreten, und vor Allem diejenigen sonstigen Ausrüstungsstücke des Reiters wegfallen, welche sich mit dem Carabiner nicht vereinigen lassen.

Wir meinen hier natürlich zunächst den Kürass und die hohen Lederstiefel, welche uns die Zeit ihrer Existenzberechtigung in jeglicher Weise überlebt zu haben scheinen, und welche wir am liebsten abgeschafft sähen, ohne damit den Kürassieren ihre sonstigen Abzeichen und ihren Charakter nehmen zu wollen.

Aber auch die Lanze scheint in diese Kategorie gerechnet werden zu müssen.

Wir verkennen deren hohen Gefechtswerth durchaus nicht, sowohl im Kampfe gegen Infanterie, als auch gegen Reiterei. Die durch sie erhöhte moralische Wirkung der Attacke, und die gröszere Sicherheit, die sie im Stosze besonders nach unten gewährt, begründen genügend ihre Ueberlegenheit vor den übrigen blanken Reiterwaffen. Dem gegenüber scheint jedoch eine Vereinigung von Lanze und Carabiner auf mannigfache Schwierigkeiten zu stoszen, welche letzteren sich in zwiefacher Richtung geltend machen.

Erstens hat der Transport der Schusswaffe für den Ulanen seine groszen Schwierigkeiten.

Das Tragen auf dem Rücken hat sich bei allen Versuchen auf die Dauer und besonders beim geschlossenen Exerciren als unausführbar erwiesen.

Trägt man das Gewehr an einem Riemen über die Schulter, so schlägt es die Leute in unerträglicher Weise, — trägt man dasselbe an einem zweiten Riemen um den Leib geschnallt, so bringt dies die Gefahr mit sich, dass bei einem Stürzen des Pferdes entweder der Kolben abbricht oder der Mann schwer verletzt wird. In beiden Fällen und vorzüglich im letzteren werden die Röcke in kürzester Zeit ruinirt. Der Kolben rechts getragen erschwert alle Bewegungen mit der Lanze und hindert beim Aufsitzen, — der Kolben links zerschlägt sich am Säbel und ist für das Abnehmen von der Schulter unbequem.

Trägt man aber den Carabiner an der Seite, so wird dadurch die rechte Seite des Pferdes über Gebühr belastet.

Es ist letzteres ein Uebelstand, der vornehmlich auf dem Marsche zur Sprache kommen muss. Doch scheint demselben in genügender Weise dadurch entgegengewirkt werden zu können, dass man die

Lanze stets links, und nur zum Gefechte rechts trägt, für welche relativ kurze Zeitdauer die Mehrbelastung weniger ins Gewicht fällt.

Auch mag der Hinweis darauf gestattet sein, dass die im Marschiren und in der Ausdauer gewiss Groszes geleistet habende Cavallerie Friedrich des Groszen neben dem damals weit schwereren Carabiner auch noch den Picketpfahl an der rechten Seite trug.

Zu berücksichtigen ist dann aber, dass, wenn die Mannschaften zum Gefechte zu Fusz absitzen, die Pferdehalter übel daran sind. Sie haben jeder drei resp. zwei Pferde und die entsprechende Anzahl Lanzen der abgesessenen Leute zu halten; und wenn das schon im Frieden nicht immer leicht ist, die Gefahr vielmehr immer sehr nahe liegt, dass durch umfallende Lanzen Pferde verwundet werden und andere Unordnung entsteht, so wird im Kriege oder gar im Feuer schädliche Verwirrung kaum zu vermeiden sein.

Ein Ausweg auch aus dieser Schwierigkeit dürfte sich vielleicht durch die Anbringung einer schon mehrfach versuchten Vorrichtung ergeben, welche in einfacher Weise ein sicheres Anschnallen der Lanzen an die Pferde selbst gestattet.

Ein zweiter Punkt aber ist die Ausbildungsfrage.

Wenn wir oben den Gefechtswerth der Lanze im Allgemeinen anerkannt haben, so kommt derselbe doch wohl nur dann in wirklich erheblicher Weise zur Geltung, wenn der Ulan auch gut und gründlich mit derselben ausgebildet ist: denn wenn schon beim Marsche, beim Eclairiren, beim Ordonnanziren die Lanze in mancher Hinsicht ein Hemmniss und eine Unbequemlichkeit ist, so ist sie es für Den, der sie nicht sicher zu führen weisz, auch im Gefechte selbst.

Ist es aber möglich, die Mannschaften sämmtlicher Ulanen-Regimenter zugleich mit der Schusswaffe und zu tüchtigen Lanzenfechtern auszubilden? Man bedenke einerseits, welche erhöhte Anforderungen in Zukunft auch in der Instruction an den Mann gestellt werden müssen, andererseits, dass der Lanzenfechter auch ein sicherer Reiter sein und sein Pferd mehr in der Hand haben muss, als der mit dem Säbel oder dem Pallasche bewaffnete Mann, — dass aber gerade die Ulanenpferde beim Exerciren eher noch härter in der Hand werden, als die der übrigen Reiterei, da hier das gelegentliche Anfassen der Trense und überhaupt der Gebrauch der rechten Hand für die Zügelführung durchaus ausgeschlossen ist.

Wir halten uns nicht für competent, die aufgeworfene Frage zu beantworten. Was aber die Bewaffnung nur eines Theils jeder Ulanen-Schwadron mit Carabinern anbetrifft, so möchten wir nicht unterlassen gegen diese Maaszregel, in welcher Form sie auch auftreten

mag, einige Bedenken zur Sprache zu bringen. Sie gestattet nirgends die Entwickelung einer wirklichen Feuerkraft, wird im Kriege stets ein übermäsziges Anstrengen der mit dem Carabiner bewaffneten Reiter zur Folge haben, will man nicht ein fortwährendes Umpacken und Umsatteln eintreten lassen, was gewiss auch nicht wünschenswerth ist, — erschwert das Rangiren und Ralliiren der Truppe und bewirkt, müssen die Mannschaften zum Gefechte zu Fusz absitzen, ein Zerreiszen aller Züge der Escadrons.

Wäre es allen diesen Schwierigkeiten gegenüber nicht angezeigt, soll die Lanze durchaus nicht ganz verschwinden, was auch wir nur mit Bedauern sehen würden, ihren Gebrauch wenigstens zu reduciren, und sie nur solchen Regimentern zu belassen, deren Ersatz an Pferden und Mannschaften eine Garantie für die Möglichkeit einer genügenden Ausbildung bietet, wie das in einem Theile der östlichen Provinzen Deutschlands der Fall ist?

Denn die hervorragende Bedeutung, welche die Ulanen in den letzten Kriegen erlangt haben, ist, glauben wir, nicht sowohl in dem Vorhandensein der Lanze begründet gewesen, als vielmehr dadurch zu erklären, dass in den Ulanen die glücklichste Zusammenstellung von Mann und Pferd sich darstellt.

Die Pferde sind mittelgrosz, mit besonders starkem Rücken, weiten und geräumigen Gängen — sie ermöglichen daher die gröszte Marschleistung, — die Leute sind schlank und kräftig, weder zu schwach noch zu schwer, das körperlich brauchbarste und dauerhafteste Material. Kürassiere sowohl, wie Husaren und Dragoner stehen in allen diesen Hinsichten zurück.

Das ist in der Natur der Dinge begründet und, wie wir glauben, eine Nothwendigkeit, die schon allein jede Möglichkeit einer bis in ihre letzten Folgen durchgeführten Einheits-Cavallerie ausschlieszt. Einer solchen könnten wir überhaupt in keiner Weise das Wort reden. Denn wenn die Rücksicht auf das Material mit Recht eine Theilung in schwere, mittlere und leichte Cavallerie veranlasst hat, welche durchaus beizubehalten ist, so spricht auch der praktische Werth der verschiedenen und auffallenden Uniformirung für das Dirigiren und Ralliiren gröszerer Reitermassen gegen alle Gleichmachungstendenzen.

Auch der Tradition der Waffen und Regimenter muss eine zu hohe Bedeutung zugeschrieben werden, um sie je preisgeben zu können. Denn die Tradition wirkt nicht nur unbewusst auf den Geist der Truppe, sie kann gewiss auch absichtlich, und dann um

so erfolgreicher als ein mächtiger Hebel benutzt werden, um diesen Geist in einer bestimmten Richtung zu steigern und zu einigen, und in den Mannschaften jenes Gefühl des point d'honneur zu erwecken, das in jedem Einzelnen den Wunsch rege macht, seine Waffe und sein Regiment würdig und schneidig zu vertreten.

Auszer dem Besprochenen sind dann noch andere Wünsche, theils untergeordneterer Art, in der Cavallerie vielfach und in mancher Beziehung mit Recht zur Sprache gebracht worden.

So liesze sich der jetzt bei den Husaren und Dragonern übliche Säbel vielleicht durch eine bessere Waffe ersetzen; durch einen Säbel, zu Hieb und Stich gleich verwendbar, mit gerader Stoszlinie, Vordergewicht und Korb, etwa nach dem Muster des alten Hannöverschen.

Das Bandelier könnte auch vielleicht durch eine Vorrichtung ersetzt werden, welche mehr Bequemlichkeit und Einfachheit, mit der Ermöglichung rascheren Ladens vereinigte, — denn letztere Thätigkeit ist durch die bestehende Einrichtung sehr verlangsamt und behindert.

Endlich erscheint auch an der Sattelung doch Manches unpraktisch, der Kürassier-Sattelung und Packung gar nicht zu gedenken.

Abgesehen von der wünschenswerthen Erleichterung des Gesammtgewichtes, ist beim Abmagern der Pferde richtiges Passen der Sättel doch stets sehr schwer zu erreichen. Das Zusammenlegen des Woilachs und seine Lage unter dem Sattel verlangsamt das Satteln in hohem Grade und hat bekanntlich nur allzuoft, wenn ungeschickt besorgt, Druckschäden zur Folge. Die Schabracke schlieszlich ist fast nur ein Paradestück.

Ohne technisch auf diese Frage und die eventuell möglichen Aenderungen eingehen zu wollen, möchten wir hier, auf ihre hohe Wichtigkeit hinweisend, nur eines Vorschlages kurz erwähnen, der vielfach Beifall gefunden zu haben scheint.

Es ist nämlich vorgeschlagen worden, die Trachten des Bocksattels mit Filz zu polstern — was durch Umpolstern in leichtester Weise ein Anpassen an den jedesmaligen Zustand des Rückens ermöglichen würde; dann den Woilach fortfallen zu lassen und den Sattel ohne denselben direct auf das Pferd zu legen — wodurch ein unausgesetzter Luftdurchzug erreicht wäre, — endlich Sitzkissen und Schabracke ebenfalls zu entfernen und durch eine auf den Sattel zu schnallende, vielleicht doppelt oder dreifach zusammengelegte Decke zu ersetzen, welche dann zugleich als Woilach, Schabracke und Sitzkissen zu dienen hätte. —

Wenn wir hiermit die wichtigsten Fragen der Detail-Ausrüstung berührt zu haben glauben, so wenden wir uns nun zu jenen mehr allgemein militairischer Natur, welche die Zutheilung von Hülfswaffen zur Reiterei behandeln, und tritt uns hier zunächst als die bedeutendste die entgegen, in welcher Stärke der Cavallerie reitende Artillerie beizugeben sei.

Uns scheint die Beigabe je einer reitenden Batterie pro Brigade dringend geboten; und zwar liegt für uns der hauptsächlichste Werth einer starken Artillerie nicht sowohl in ihrer Bedeutung für die negative Thätigkeit der Cavallerie für die Defensive, als vielmehr vor Allem in der durch sie gesteigerten Offensivkraft der Reiterei, jenes Elementes, das wir beim Eclairiren wie in der Schlacht bis zu seinen letzten Folgen ausgenutzt sehen möchten.

Auch hiergegen ist vielfach die Befürchtung ausgesprochen worden, dass eine zu reichliche Beigabe von Artillerie die Cavallerie veranlassen werde, sich zu sehr auf die Wirkung derselben zu verlassen, diese Wirkung zu oft und zu lange abzuwarten — anstatt im selbstständigen Angriffe ihren alleinigen Erfolg zu suchen.

Wir wollen das Vorhandensein dieser Gefahr im Allgemeinen nicht vollständig leugnen — wenn wir derselben auch bei dem Geiste, der in unserer Cavallerie gewiss zu jeder Zeit herrschen wird, keine vorwiegende Bedeutung einräumen können, — nichtsdestoweniger aber scheint es uns angezeigt, dieselbe, wenn sie vorhanden ist, lieber mit in den Kauf zu nehmen, als ihretwegen auf die überwiegenden Vortheile einer starken Artillerie zu verzichten.

Ueberwiegend aber dürfen wir diese Vortheile nennen, da bei der Art des offensiven Aufklärungsdienstes, wie wir ihr das Wort geredet haben und wie wir sie für die einzig richtige halten, das Vorhandensein der Artillerie durchaus nothwendig und vorausgesetzt ist, und zwar einer Artillerie, die vermöge ihrer Stärke nicht hauptsächlich auf das Verbleiben bei der Reserve und ein Auftreten nur an einzelnen Punkten beschränkt ist, wie das der Fall sein würde, wollte man z. B. jeder Division oder sonstigen gröszeren Einheit nur je eine Batterie zutheilen. Gerade auf das Auftreten der Geschütze in der vordersten Cavallerielinie — womit hier natürlich nicht die der Patrouillen gemeint ist — möchten wir vielmehr, wie weiter unten entwickelt werden soll, das Hauptgewicht der artilleristischen Thätigkeit gelegt sehen. Dazu aber ist eine zahlreiche Artillerie durchaus erforderlich.

Es handelt sich nun schlieszlich noch um die Frage, durch welche Anordnungen die Selbstständigkeit der Cavalleriekörper auch

in den Fällen gewährleistet werden soll, in denen wenigstens gewisse Fachkenntnisse im Ingenieur- und Pionnierdienste, theilweise aber auch ein vorbereitetes technisches Material nöthig sind.

Solche Fälle können und werden ja eintreten.

Einmal werden die in erster Linie vordrängenden Reitertrupps häufig in die Lage kommen können, Bewegungshindernisse, z. B. Wasserläufe, überschreiten zu müssen, zu deren Ueberwindung gewisse Pionnierarbeiten erforderlich oder wenigstens sehr wünschenswerth sind, dann werden auch gröszere Sprengungen und ähnliche Aufgaben, zu deren Lösung das von der Cavallerie selbst mitgeführte Material nicht genügt, häufig in den Thätigkeitsbereich der Cavallerie verwiesen werden müssen, — endlich aber kann auch der Fall eintreten, und hier verdienen wieder die geographischen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes eine besondere Beachtung, dass Reiterkörper so weit vor oder neben den Armeen sich bewegen, dass ein Senden von Meldungen durch Reiter zu lange dauern, ein verspätetes Eintreffen wichtiger Nachrichten zur Folge haben würde. Auch Relaislinien garantiren nicht durchaus die nöthige Schnelligkeit, und nehmen jedenfalls, besonders bei groszen Entfernungen, eine bedeutende Menge von Kräften in Anspruch, welche in erster Linie mit weit gröszerem Vortheile verwendet werden könnten und deren Fehlen dort oft schmerzlich empfunden werden wird. In solchen Fällen wird die Herstellung telegraphischer Verbindungen in mancher Hinsicht als vortheilhaft erscheinen.

Es sind vielfach Vorschläge gemacht worden, um allen diesen Anforderungen zu genügen. Theils hat man die Zutheilung reitender Pionniere an die Escadrons, theils die eines fahrenden Pionnier-Detachements an die Divisionen befürwortet.

Wir glauben jedoch, dass es nicht thunlich ist, das Vorhandensein technischer Kräfte bei der Reiterei überall da zu ermöglichen, wo es nothwendig oder wünschenswerth sein wird — ohne der Cavallerie eine hemmende Last aufzubürden. Man wird sich darauf beschränken müssen, nur die wichtigsten Fälle vorzusehen.

In diesem Sinne müsste wohl zunächst ein dauerndes Mitführen von Brückenmaterial von vorne herein ausgeschlossen bleiben. Da, wo wirklich grosze Ströme ohne stehende Brücken zu überschreiten sind, darf es wohl als thunlich angesehen werden, der Cavallerie rechtzeitig Brückenmaterial aus den nachfolgenden Armeen zeitweilig zuzutheilen. Bei kleineren Hindernissen aber muss sich die Reiterei selbst zu helfen wissen, und dass sie es vielfach im Stande ist, das scheinen einzelne Beispiele aus der Geschichte wenigstens zu beweisen.

Das 2. Leib-Husaren-Regiment — um nur ein solches Beispiel anzuführen, — das mit dem Ostpreuszischen National-Cavallerie-Regimente zusammen in den Jahren 1813 und 1814 fast auf dem ganzen Marsche von der Oder bis nach Paris die Avantgarde des York'schen Corps bildete, überschritt im Herbste und Winter schwimmend die meisten Flussläufe, die es zu passiren hatte, unter anderen auch den Main.

Das Pferd setzt eben, vermöge seiner Bewegungsfähigkeit, den Reiter in den Stand, Hindernisse theils zu überwinden, theils zu umgehen, die im ersten Augenblicke fast als directe Hemmungen erscheinen, und gestattet somit das Beschränken auf ein Minimum der durch die technische Kunst gebotenen Hülfsmittel.

So ist auch gegen die Telegraphenverbindungen, wie grosz ihr Vortheil sein mag, doch das anzuführen, dass sie wenigstens in Feindesland nur zuverlässig sind, wenn sie bewacht werden, und dass ein Ueberbringen von Meldungen durch Reiter doch im Allgemeinen als das sicherere betrachtet werden muss.

Alles in Allem genommen scheint es statthaft, im Kriege auf einem oder zwei Wagen das Material zu gröszeren Sprengungen und zur eventuellen Herstellung einer Telegraphenleitung mitzuführen — höchstens noch ein paar Brückenböcke, Klammern und Tauwerk.

Dagegen muss im Frieden mit aller Strenge darauf gehalten werden, dass bei allen Escadrons die Mannschaften, und vor Allem die Unteroffiziere, in den wenigen technischen Fertigkeiten instruirt werden, welche eintretenden Falls nöthig werden können. Auch kann man einzelne, besonders befähigte Individuen durch kurze Commandirung zu den Pionnieren gründlicher ausbilden lassen, während sich das Behandeln der Telegraphenapparate und das Telegraphiren selbst von einzelnen Leuten der Regimenter erlernen lassen wird, ohne ein Abcommandiren der betreffenden Mannschaften in andere Garnisonen nöthig zu machen.

Erachten wir es somit für nicht rathsam, der Reiterei technische Hülfsmittel zuzuweisen, welche hemmend auf den Elan nach vorwärts wirken könnten, wenn sie auch sonst Vortheile gewährten, demnach also dem eigentlichen Wesen der Waffe und dem Charakter ihrer Thätigkeit, der Schnelligkeit in der Bewegung direct entgegen wären, — so wäre es gewiss ebenso verfehlt, wollte man auch alles dasjenige aus diesem Gebiete von der Hand weisen, was diesem Wesen specifisch entspricht, eine erhöhte Schnelligkeit ermöglicht, indem es Hindernisse in einfacher Weise überwinden hilft und die

Verbindungen beschleunigt, eine Ersparniss an Kräften gestattet, das Wirksamkeitsgebiet erweitert und die Selbstständigkeit der Truppe erhöht.

Denn im modernen Kriege, wo an einer knappen und sparsamen Verwendung der Zeit, an einer womöglich mathematisch genauen Berechnung und Verwerthung aller materiellen und moralischen Factoren der Erfolg der Armeen in so hohem Grade haftet, wird nur der den dauernden Sieg davontragen, der neben den eigentlichen Streitmitteln, zu ihrer Unterstützung und zur Ermöglichung ihrer unbedingtesten Ausnutzung, auch alle die Kräfte mit zu Felde führt, die das moralische und das intellectuelle, das wissenschaftliche und das praktische Streben seiner Zeit ihm bietet. —

Wir wenden uns jetzt wieder zurück zu dem mehr taktischen Theile unserer Studien, und zwar zu den Betrachtungen über das

Verfahren der Reiterei beim Aufklärungsdienste.

Hier scheint es angezeigt, um specieller auf die Dinge eingehen zu können, eine bestimmte Organisation der Cavallerie zu Grunde zu legen, und wollen wir daher die Division in einer Stärke von drei Brigaden zu zwei Regimentern, eine durchgehende Bewaffnung mit Carabinern und die Zutheilung je einer Batterie pro Brigade voraussetzen.

Sollen nun die Grundsätze entwickelt werden, nach denen die so organisirten Reiterkörper bei ihrer Aufklärungsthätigkeit zu verfahren haben, so müssen zunächst im Anschlusse an die wahrscheinliche Entwickelung der politischen und kriegerischen Ereignisse in der Zeit die einzelnen Momente unterschieden werden, in welchen, den verschieden gestalteten bestimmenden Verhältnissen entsprechend, die Cavallerie auch ein verschiedenes Verfahren wird einzuschlagen haben.

Sie ergeben sich aus der wechselnden strategischen Lage.

Wenn wir für die strategische Verwendung der Cavallerie als ersten Grundsatz die Forderung aufstellten, man müsse womöglich die gesammte Masse seiner Reiterei bei Ausbruch eines Krieges in erster Linie verwenden, der gegnerischen Cavallerie die Initiative des Aufklärens zu entreiszen suchen und sich so des Terrains zwischen beiden Armeen versichern, so ist hierzu zunächst ein strategischer Aufmarsch der Reiterei erforderlich.

Erst wenn dieser erfolgt ist, wird es möglich sein, den entscheidenden Einbruch in des Feindes Land nach den bereits ent-

wickelten Grundsätzen zu bewerkstelligen. So einfach sich diese Anschauung theoretisch darstellen mag, so wird sich ihr die faktische Entwickelung doch kaum mit derselben Klarheit anschlieszen. Bei dem groszen Gewichte, das heutzutage nicht nur mit Recht, sondern mit zwingender Nothwendigkeit auf die Schnelligkeit der Mobilmachung gelegt wird; bei der stets vorhandenen Gefahr, vom Gegner in irgend einer Weise überholt, überrascht und im Aufmarsche gestört zu werden, ist eine sofortige Bereitstellung wenigstens einer gewissen Anzahl von Truppen an den betreffenden Grenzen durchaus erforderlich, — um mit diesen entweder, sobald als möglich selbst vorgehend, den feindlichen Aufmarsch zu stören und der feindlichen Concentration Gesetze vorzuschreiben, oder dem Gegner, hat er in der Zeit den Vorsprung gewonnen, wenigstens einen augenblicklichen Widerstand leisten und so den Aufmarsch der eigenen Hauptmacht sichern zu können.

Bei einer derartigen Anordnung wird nun aber der strategische Aufmarsch der gesammten Reiterei nicht abgewartet werden können, um die militairische Thätigkeit zu beginnen.

Es wird vielmehr derjenige Theil der Reiterei, der theils bereits im Frieden an der betreffenden Grenze dislocirt war, theils durch die Anordnungen des Mobilmachungsplanes schon in der allerkürzesten Frist an derselben verwendbar gemacht werden kann, zunächst selbstständig seine Thätigkeit beginnen müssen. Hinter dieser ersten Cavallerielinie wird sich dann eventuell der entsprechende, sofort bereit zu stellende Theil der Infanterie — wohl lediglich mit defensiver Aufgabe entwickeln, und unter dem Schutze dieser Abtheilungen vollzieht sich der strategische Aufmarsch der Reiter-Divisionen und der des Gros der Armeen.

Erst wenn ersterer vollendet ist, hat man die Basis zum decisiven Vorgehen der Aufklärungsreiterei, zugleich aber auch durch die erste Cavallerielinie schon Fühlung am Feinde und eine gewisse Summe von Nachrichten über denselben gewonnen. Auf diese letzteren gründet sich nun erst der Plan, nach welchem sich die nunmehr in ihrer ganzen Stärke versammelte Reiterei zum entscheidenden Vorgehen gruppirt — und muss hier nochmals hervorgehoben werden, dass die Kenntniss der Frontausdehnung der gegnerischen ersten Linie vor Allem wesentlich ist, da von ihr die Richtung der, wie wir sahen, vorzugsweise gegen die Flügel der feindlichen Stellung zu führenden Massenstösze abhängt.

Es folgt das Ringen beider gegnerischer Cavallerien um den Besitz des Terrains zwischen den Armeen und die damit gegebene

Möglichkeit ausgiebiger Beobachtung — und daran schlieszen sich, vereinigt mit der stets fortdauernden Nothwendigkeit der Aufklärung, alle diejenigen Aufgaben mannigfacher Natur, die im Laufe der wechselnden Ereignisse der Cavallerie zufallen können und die eine Specialisirung nicht gestatten.

Ehe wir aber zur Betrachtung dieser einzelnen Momente übergehen, wollen wir zunächst die für alle Fälle gültigen generellen Grundsätze zu entwickeln suchen, — um auf solcher Grundlage das Verfahren in den einzelnen allgemeinen Fällen zu bestimmen.

Wir haben schon früher darzustellen versucht, wie sich die Thätigkeit der Reiterei ihrem Charakter nach theils als Offensive, theils als Defensive kennzeichnet, wie sie auch in der Demonstrative den Schein einer dieser beiden Thätigkeitsformen adoptiren muss; wie beide räumlich und durch die Art des Terrains getrennt sind, wie sie demnach auch getrennten taktischen Einheiten zugewiesen werden müssen.

Jede einzelne cavalleristische Handlung wird den einen oder den anderen Charakter tragen: für Offensive und Defensive also gilt es, die Generalregeln festzustellen.

Bei der Offensive wird es darauf ankommen, erstens in gröszt-möglicher Stärke und Concentration vorzugehen, um sich für den entscheidenden Moment am entscheidenden Punkte die Ueberlegenheit möglichst zu sichern, und wird man, um das zu erreichen, in manchen Fällen sich dazu entschlieszen müssen, sich in seinen Zwecken zu beschränken, d. h. zu Gunsten der decisiven Offensive die mehr defensive Sicherung und Verschleierung zu schwächen. Es wird zweitens geboten sein, überraschend und, wo man erscheint, möglichst sofort mit der entscheidenden Uebermacht aufzutreten, um die Gewissheit zu haben, alle partiell sich bietenden Erfolge vollkommen ausnutzen zu können. Relativ geringe räumliche Ausbreitung — auch der Patrouillen, — um den Feind nicht aufmerksam zu machen, — Demonstrationen, von anderen Truppentheilen als den in der Offensive verwendeten an anderen Punkten ausgeführt, um ihn zu täuschen, — rascheste Bewegung, um ihm die Möglichkeit der Concentration zu nehmen, — möglichst enge Vereinigung der eigenen Massen, um überall und sofort überlegen zu sein, und zur Ueberwindung eventuellen partiellen Widerstandes nicht erst lange auf das Eintreffen der rückwärtigen Abtheilungen warten zu müssen, sondern rasche Entscheidungen herbeiführen zu können: das werden die Mittel sein, durch die man seinen Zweck erreichen wird. Daraus ergiebt sich dann die Nothwendigkeit:

1) Die Avantgarde an Reiterei entweder so stark zu machen, dass sie schon einen ganz beträchtlichen Widerstand selbstständig überwinden kann, oder so schwach, dass sie den Gegner nicht frühzeitig auf das Herannahen gröszerer Massen aufmerksam macht; das Terrain und die gröszere oder geringere absolute Masse werden über die Wahl der einen oder der anderen Anordnung entscheiden;

2) der Avantgarde eine starke Artillerie beizugeben, weil diese letztere einerseits die offensive Thätigkeit jener, besonders beim Oeffnen von Defiléen, die von feindlichen Trupps oder der Bevölkerung vertheidigt werden, in hervorragender Weise zu unterstützen und zu beschleunigen befähigt ist, andererseits der schwachen Avantgarde als augenblicklicher Rückhalt und Stützpunkt dienen kann;

3) das Gros in dem ersten Falle der Avantgarde so weit folgen zu lassen, dass es in vollkommener Ruhe marschiren kann, im zweiten aber dasselbe so nahe als thunlich heranzubehalten, ohne es der Beobachtung zu sehr blosz zu geben;

4) endlich eine Reserve für gewöhnlich nicht auszusondern, weil dieselbe meistens keinen Zweck hat, es darauf ankommt, sobald als möglich mit allen Kräften zur Stelle zu sein, und eine Reserve schon in der taktischen Formation gegeben ist.

In Bezug auf die Thätigkeit der Avantgarden im Allgemeinen möchten wir hier noch die Nothwendigkeit als principiell hervorheben, mit dem Absitzen von Mannschaften zum Gefechte zu Fusz — hat man keine erkannt starken feindlichen Kräfte gegenüber, die einen geregelten und mit gewissen Massen zu führenden Angriff nöthig machen — vorkommenden Falls nicht lange zu zögern, sondern rasch und entschlossen den Angriff zu Fusz anzuordnen. Meist wird man dem Feinde dadurch imponiren und ihn entmuthigen, wie denn rasche Energie fast immer vom Erfolge gekrönt wird — weil sie das moralische Uebergewicht auf die Seite dessen legt, der in ihrem Geiste handelt.

Seidlitz' Verfahren bei Pegau, nicht lange vor der Schlacht bei Rossbach, und Friedrich des Groszen Angriff auf Neumarkt mit abgesessenen Husaren, kurz vor der Schlacht bei Leuthen, können für derartige Fälle als mustergültige Beispiele hingestellt werden.

Möchten derartige Thatsachen die noch vielfach in der Deutschen Reiterei vorhandene Scheu vor der Anwendung des Fuszgefechtes auch in der Offensive überwinden, und dasselbe von einem anderen, als dem nur ablehnenden Standpunkte allseitig betrachten lehren!

Wenden wir uns nun zur Besprechung der Defensive, so wird zunächst der Grundsatz nie aus den Augen zu verlieren sein, dass

auch sie bei der Reiterei so viel als möglich partiell offensiv durchzuführen ist. Auch die auf den Defensivfronten verwendeten Reiterkörper werden, so lange als irgend möglich, energisch vorwärts zu drücken, mit der entscheidenden Offensive zu drohen, offensiv zu demonstriren haben; einmal schon des directen Raumgewinnes und Erfolges halber; dann aber auch, um den Gegner zu täuschen und zu keiner klaren Anschauung gelangen zu lassen. Je energischer hier das Verfahren, je kühner die Demonstrative sein wird, desto leichteres Spiel wird an anderen Punkten die entscheidende Offensive haben.

Die Gliederung aber der defensiven Reiterei nach Breite und Tiefe muss nichtsdestoweniger ausschlieszlich nach defensiven Grundsätzen erfolgen.

Die Nothwendigkeit hierfür ist einerseits schon in der Ausdehnung des zu deckenden Terrains begründet, andererseits aber in dem mehr negativen Charakter des hier zu erstrebenden Zweckes. Denn die Hauptaufgabe besteht hier doch schlieszlich in dem Festhalten gewisser Terrainabschnitte, gegenüber den mit überlegenen Massen geführten Offensivstöszen des Feindes, oder auf List basirten Durchbruchsversuchen, und in der dadurch erreichten Ermöglichung des Sicherns und Verschleierns.

Da man dem zufolge hier nicht im Stande ist, dem Gegner unbedingt das Gesetz des Handelns vorzuschreiben — was nur die Concentration gestattet, so wird es darauf ankommen, sich wenigstens nicht unbedingt im eigenen Verfahren nach der gegnerischen Offensive richten zu müssen, sich also in die Lage zu versetzen, überall da, wo der Feind angreift, demselben mit möglichst starken Kräften entgegentreten zu können, ohne Sicherung und Verschleierung vollkommen aufgeben zu müssen, — im Gefechte selbst aber die Entscheidung, ist man des günstigen Ausganges nicht bis zu einem gewissen Grade sicher, möglichst lange hinauszuschieben.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so ist derselbe dadurch zu erreichen, dass man nur einen Theil seiner Kräfte in erster Linie verwendet, den anderen aber in möglichst centraler Stellung als Reserve zurückbehält, um mit ihm an den bedrohten Punkten eintreten zu können.

Was zunächst die Stärkeverhältnisse der so entstandenen beiden Linien zu einander anbetrifft, so muss die vordere, also, abgesehen von den vorgetriebenen Beobachtungsorganen, die, welche sich in dem von ihr beherrschten Terrainabschnitte möglichst zu behaupten hat, stets so schwach als thunlich gemacht werden, da die ihr entzogenen

Kräfte der Reserve zu Gute kommen, und nur durch starke Reserven dem Grundsatze entsprochen wird, an allen Punkten mit der gröszt-möglichen Stärke auftreten zu können.

Die Grenze, bis zu der man ohne Nachtheil in der Schwächung der ersten Linie gehen kann, ist in folgenden Bedingungen gegeben:

Dieselbe muss so stark sein, 1) dass sie einen dichten Patrouillenvorhang zur Verschleierung und Beobachtung noch vollkommen bilden und auch die nöthige Ablösung desselben bestreiten kann; 2) dass sie, ohne die Verschleierung zu compromittiren, sich so lange zu halten im Stande ist, bis die Reserve herankommt; also die Zeit über, die das Melden und das Heranrücken der Reserve zusammen in Anspruch nehmen.

In beiden Hinsichten wird der Charakter des Terrains für die definitive Stärke-Normirung von entscheidendem Einflusse sein.

Das aber ist unter allen Umständen klar, dass diese erste Linie der ihr gestellten Aufgabe um so mehr gerecht zu werden im Stande sein wird, als man ihre Defensivkraft steigert. Es ist daher Artillerie in gewisser Stärke derselben zuzutheilen — und das um so mehr, als gerade diese das so wünschenswerthe offensive Vorwärtsdrängen auch dieser Theile der Reiterei in hohem Grade dadurch begünstigen wird, dass ihr Vorhandensein geeignet ist, beim Feinde falsche Vorstellungen über die Stärkeverhältnisse hervorzurufen, kleinere Hindernisse, die der Feind zu bereiten sucht, durch sie am leichtesten und schnellsten überwunden werden, und die hier doch immer relativ schwachen Reiter-Abtheilungen an ihr einen festen Stützpunkt und sicheren Rückhalt haben.

Was nun ferner die Gliederung der beiden Hauptlinien nach Breite und Tiefe anbetrifft, so werden darüber drei Factoren entscheiden, einmal die Beschaffenheit des Terrains, zweitens die absolute Ausdehnung desselben, endlich die Frage, mit welchem Grade von Hartnäckigkeit dasselbe vertheidigt werden soll.

Die Zähigkeit der Vertheidigung wird durch ein treffenweises Vertheilen der taktischen Körper im Allgemeinen erhöht, während grosze räumliche Ausdehnung gewöhnlich die flügelweise Anordnung bedingen wird, damit die Distancen, auf welche die nächsten Unterstützungen besonders von den Flügelpunkten entfernt folgen, nicht zu grosz werden. Letztere Art der Vertheilung wird auch da überall eintreten müssen, wo Terrainhindernisse, die senkrecht zur Frontlinie gehen, die Unterstützung der vorderen Abtheilungen durch eine gemeinsame Reserve nicht gestatten oder doch erschweren.

Was speciell die Abstände in der Tiefenrichtung anbetrifft, so ist klar, dass die Reserve allen Punkten der ersten Linie desto näher ist, je dichter sie derselben folgt. Da man aber auf ein Zurückweichen der letzteren bei erfolgendem Angriffe rechnen muss, so folgt, dass die Reserve wenigstens so weit hinter der Mitte der vorderen Abtheilungen zurückbleiben muss, dass sie nie in die Lage kommen kann, nach rückwärts zur Unterstützung zu eilen, was sie in die ungünstigsten taktischen Lagen bringen würde.

In Bezug auf die Breiten-Ausdehnung endlich kann als Norm angenommen werden, dass eine Escadron ungefähr eine halbe Meile Front aufzuklären und gegen Durchbruchsversuche feindlicher Patrouillen zu sichern im Stande ist. — Viel weiter wird sich der ihr zugetheilte Rayon nie ausdehnen können: denn je kleiner die angreifenden Abtheilungen sind, desto näher muss der Beobachtungstruppe die Unterstützung folgen, da kleine feindliche Abtheilungen viel schneller vorgehen als grosze — die Zeit zwischen dem Eintreffen der Meldung bei der Reserve und dem Vorrücken des Feindes bis auf eine Nähe, die die Verschleierung eventuell in Frage stellt, daher eine viel kürzere ist.

Das Ausdehnungsvermögen einer Division von sechs Regimentern aber dürfte auf vier bis höchstens sechs Meilen zu normiren sein, und wird bedingt dadurch, dass

1) die Meldungen noch alle an demselben Tage die Centralstelle, also das Divisionscommando müssen erreichen;

2) die Unterstützungen noch überall nach den oben entwickelten Grundsätzen müssen eingreifen können;

3) endlich, dass der Patrouillenschleier kein zu lichter, die Widerstandsfähigkeit keine allzu geringe werden darf.

Was letzteren Punkt anbetrifft, so muss als wünschenswerth hingestellt werden, an jedem Punkte der vorderen Linie eine Masse von drei bis vier Escadrons innerhalb etwa einer halben Stunde vereinigen zu können.

Innerhalb der hiermit gegebenen Grenzen für die verschiedenen Abstände wird das Terrain von entscheidendem Einflusse für die Normirung derselben im concreten Falle sein.

Was nun den zweiten in der Defensive hauptsächlich wichtigen Punkt, die möglichste Hinziehung der Entscheidung anbetrifft, so ist dieselbe bedingt:

1) durch die auf der Organisation und Ausrüstung beruhende Defensivkraft der Truppe;

2) durch die Gliederung in Breite und Tiefe und die daraus resultirenden Zeit- und Massen-Verhältnisse;

3) durch das eingehaltene Verfahren bei der Vertheidigung selbst.

Demonstratives Verhalten, sei es durch Manövriren mit der Drohung der Offensive, oder durch den angenommenen Schein kräftiger Vertheidigung, wird einem nur halbwegs energischen Gegner gegenüber stets nur kurzen Zeitgewinn zur Folge haben, und wenn man damit auch der Entscheidung ausweichen kann, so muss man dafür doch unter allen Umständen Terrain aufgeben. Doch wird man in vielen Fällen darauf angewiesen sein; denn das andere, allerdings wirksamere Mittel, Zeit zu gewinnen, der Versuch, die zu haltende Oertlichkeit wirklich zu besetzen und direct mit dem Carabiner in der Hand zu vertheidigen, ist nur unter besonders günstigen Terrain-Verhältnissen möglich. Nämlich nur da, wo Defiléen vorhanden sind, die der Feind zu forciren oder auf Umwegen zu umgehen gezwungen ist — oder aber in Fällen, wo es darauf ankommt, eine bestimmte Oertlichkeit unter allen Umständen zu vertheidigen, ohne Rücksicht auf Selbsterhaltung.

Ein Verbinden beider Vertheidigungsarten wird sich meist naturgemäsz im Anschlusse an das Terrain ergeben. Was aber die directe Vertheidigung mit der Schusswaffe anbetrifft, so muss man sich, wenn man sich zu ihr entschlieszt, über Eins vollkommen klar sein.

Wenn es nämlich im Allgemeinen allerdings möglich sein wird, eine Truppe, die man zu offensivem Fuszgefechte vorgeführt hat — mag der Angriff geglückt sein oder nicht, — nachher wieder aus dem Gefechte zu ziehen und als Cavallerie zu verwenden, so ist ein solches Verfahren in der Defensive wohl in den meisten Fällen unmöglich, wenigstens wenn dieselbe energisch geführt worden ist.

In der Offensive kann man dem Gegner schon von ferne durch Artillerie schaden, ohne sich selbst Verlusten auszusetzen, — gelingt dann der Angriff, so kommen die Pferde ohne wesentliche Gefahr heran, — misslingt er, so geht man unter dem Schutze der Artillerie und der Reserven bis zu den Pferden zurück, was allerdings misslich ist, aber immerhin ausführbar erscheint.

Die Pferde aber, und das ist das Wesentliche, kommen in keinem Falle ins Infanteriefeuer.

In der Defensive dagegen schlieszt ein Misserfolg die Nothwendigkeit ein, auf ein ferneres Verwenden als Reiterei der an der Vertheidigung betheiligt gewesenen Mannschaften zu verzichten, wenigstens für die Dauer ein und desselben Gefechtes.

Denn die Pferde kann man im Feuer unter keiner Bedingung so nahe an der vertheidigten Stellung heranbehalten, dass die Mannschaften im Augenblicke, wo sie die Vertheidigung aufgeben — also

wenn dieselbe hartnäckig war, in einem Momente, wo der Angreifer bereits dicht heran ist, dieselben noch rechtzeitig erreichen können, um sich dem verfolgenden Feuer oder den nachhauenden Reitern zu entziehen, wenn man sich nicht einem Verluste an Pferden aussetzen will, der die Truppe nachher doch als gefechtsunfähig würde erscheinen lassen.

Deckung im Terrain auf nahe Distance werden aber die Pferde wohl nur in den seltensten Fällen finden — wenigstens gegen das indirecte Feuer der Artillerie, und so, dass sich die Truppe, nachdem sie wieder aufgesessen, auch gedeckt zurückziehen kann.

Nicht viel günstiger gestalten sich aber die Verhältnisse auch bei glücklich durchgeführter Vertheidigung, denn auch hier wird man nur bei besonderer Gunst des Terrains die Pferde so nahe heranbehalten können, dass ein sofortiges Wiederaufsitzen und Eingreifen in das Gefecht möglich wird.

Diesen Verhältnissen entsprechend und im Vergleiche derselben mit dem jedesmal gegebenen Zwecke wird sich das Verhalten des Vertheidigers zu regeln haben, der Grad seiner Hartnäckigkeit und seines Nachgebens, die Zahl der zum Fuszgefechte verwendeten Mannschaften.

Es erübrigt noch, einiger sonstigen Maaszregeln zu gedenken, welche die Reiterkörper nie auszer Acht lassen dürfen.

Einmal wird stets auf den Zusammenhang der Operationen und auf die Erhaltung der Fühlung zu sehen sein, zwischen sämmtlichen Abtheilungen deren Rayons sich berühren; ersterer hauptsächlich bedingt durch die Orientirung seitens der Central-Commando's.

Besonders zu beachten ist ferner, dass, wo auch immer ein ernstlicherer Kampf sich entspinnen mag, dann sämmtliche Truppen auf der ganzen übrigen Linie desto energischer vorwärts drängen, um, die feindlichen Kräfte festhaltend, die bedrohte Stelle zu entlasten.

Endlich wird man auch stets auf die Deckung der offenen Flanken bedacht sein müssen, und diese, wo die Kräfte zur Sicherung nicht ausreichen, wenigstens durch weit vorgetriebene Beobachtungs-Detachements zu wahren suchen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der einzelnen Thätigkeitsmomente der Reiterei, und fassen wir zunächst das Verfahren jener zuerst an den Feind zu führenden Reiterabtheilungen ins Auge, um dann zu dem, der auf ein und demselben Kriegstheater zu verwendenden Gesammtreiterei nach vollzogenem strategischen Aufmarsche überzugehen.

Die Mobilmachungsordre ist erfolgt — die Regimenter der Grenzgarnisonen rücken unmittelbar an die Grenze, eventuell auch schon über dieselbe hinaus und beobachten durch Patrouillen. — Weiter zurückliegende Regimenter treffen in den, mit Rücksicht auf den Kriegsplan angegebenen Versammlungsrayons ein, wo sich auch die Grenzregimenter im Allgemeinen hinziehen werden. — Unterdessen treffen gleichfalls die Divisions- und Brigadestäbe, so weit dieselben nicht bereits zur Stelle waren, sowie die zugetheilten Batterien ein, und die Infanterie-Concentrationen beginnen in zweiter Linie.

Schon nach den ersten zwei bis drei Tagen können und müssen eine gewisse Anzahl von Cavallerie-Brigaden resp. Divisionen an denjenigen Theilen der Grenzlinie versammelt sein, von denen aus die Armeen zum Angriffe vorgehen, oder hinter denen sie den Gegner abwarten sollen.

In beiden Fällen ist der Reiterei eine offensive Thätigkeit zugewiesen, durch welche zunächst zu ermitteln ist, wo im Allgemeinen der Feind steht.

Ganz im Unsicheren bewegt man sich jedoch auch bei dieser ersten und allgemeinsten Ermittelung gewöhnlich nicht. Gewisse Anhaltspunkte für die Richtung, in der man vorzufühlen hat, sind vielmehr meist vorhanden. Die natürlichen Concentrationspunkte des Gegners, bedingt durch die geographische Lage und Beschaffenheit des Landes und des Festungssystems, die Hauptcommunicationen und Verkehrswege, die allgemeinen Nachrichten, die man durch Zeitungen und Spione vom Gegner erhält, geben bis zu einem gewissen Grade die Grenzen, innerhalb deren sich die eventuellen Möglichkeiten bewegen werden.

Nach allem diesem werden die allgemeinen Richtungen der Aufklärung festzustellen sein, bestimmte Punkte aber kann sie zunächst nicht ins Auge fassen, und ist man dadurch schon von Hause aus zu einer gewissen Breitenausdehnung gezwungen. Wenn man ferner bedenkt, dass es ja nicht blosz darauf ankommt, den Feind an irgend einem Punkte zu finden, sondern gleichzeitig womöglich zu ermitteln, wie weit sich seine Stellungen ausdehnen; dass auszerdem die Sicherung und Verschleierung des eigenen strategischen Aufmarsches geboten ist: so wird bei den relativ geringen Mitteln, die zur Disposition stehen werden, sogar die möglichste Breite im Vorgehen wünschenswerth erscheinen.

Statthaft aber erscheint andererseits eine derartige Ausbreitung deshalb, weil auch der Gegner schon in dieser Zeitperiode seine Kräfte zu einer concentrirten Offensive nicht wird vereinigt haben. Unter-

nimmt er aber eine solche, so würde auch die concentrirte diesseitige Cavallerie dieselbe wohl nicht zu paralisiren im Stande sein.

Die Richtung eines solchen Angriffes wäre ja unbekannt — und würde derselbe in den meisten Fällen so sehr den Charakter des Ueberraschenden tragen, dass die in ihrer Concentration an gewisse Punkte gebundene diesseitige Cavallerie demselben gar nicht direct würde entgegentreten können.

Das einzig mögliche Mittel, die Wirkung eines überraschenden Angriffes des Gegners in dieser ersten Periode abzuschwächen, besteht vielmehr darin, selbst, so schnell als thunlich, so weit vorzugehen, dass der Feind nach erfolgtem Durchbruche durch die diesseitige Cavallerielinie, um den diesseitigen strategischen Aufmarsch zu beobachten, noch so weit vorzurücken gezwungen ist, dass er seine Flanken und seinen Rücken blosz giebt, und dass die entfernten diesseitigen Streitkräfte die Zeit haben, sich gegen ihn noch früher zu concentriren, als er die Aufmarschlinie der diesseitigen Armee erreicht hat.

Auch wird eine geschickte Anwendung der Demonstrative Sicherung und Verschleierung wesentlich erleichtern.

In Bezug auf den positiven Zweck aber, den man verfolgt, kann das einzuschlagende Verfahren nur jetzt und hier darauf Bedacht nehmen, durch Schnelligkeit, Raumgewinn und List zum Sehen zu gelangen, durch überraschendes Auftreten zu beobachten, zu erschrecken, Verwirrung hervorzurufen und falsche Vorstellungen beim Gegner zu erregen.

Wenn somit das Ueberspannen eines möglichst groszen Raumes hier die erste Bedingung, ein energischer Kampf aber meist ausgeschlossen ist — so folgt, dass man die disponiblen Brigaden in einer Linie wird verwenden können, ohne stärkere Reserven zurückzubehalten. Dagegen wird es, vom Terrain, der Entwickelung des Communicationsnetzes und der Stärke der verfügbaren Reiterei im Verhältnisse zu der Ausdehnung der zu recognoscirenden und zu deckenden Landesstrecke abhängen, ob man die einzelnen Brigaden in fasslichem Zusammenhange, also so, dass ihre Rayons sich berühren, oder einzeln und getrennt auf den zu weit auseinander liegenden Hauptverkehrstraszen wird vorgehen lassen.

Im ersteren Falle, wo also mehrere Brigaden in breiter zusammenhängender Front vorgehen, die Flanken wenig bedroht sind, ein ernstlicher Kampf zu vermeiden, einem solchen, wenn er vom Feinde gesucht wird, durch Zurückfluthen ganz im Sinne jener bekannten Scherff'schen Theorie auszuweichen ist, wird es darauf an-

kommen, theils um faktisch kleineren Abtheilungen des Feindes am Durchdringen zu verhindern, theils um falsche Vorstellungen bei demselben zu erregen und so demonstrativ zu wirken, mit gewissen Kräften, mit dem Scheine der Masse an möglichst vielen Punkten und in möglichst kurzer Zeit nach dem Nöthigwerden der Unterstützung auftreten zu können. Es wird sich daher hier, wenn wir der oben entwickelten Grundsätze gedenken, ein flügelweises Verwenden der Regimenter innerhalb der Brigaden empfehlen — und wird es ferner angemessen sein, die Batterien derart zu trennen, dass jedem Regimente eine halbe Batterie zu folgen hat, die sich dann natürlich den Reserve-Escadrons anschlieszt.

In dem zweiten Falle erscheinen die einzelnen Brigaden mehr als Parteien im Friedericianischen Sinne. Jede einzelne hat sich nicht nur nach der Front hin zu sichern, sondern auch in den stark bedrohten Flanken, eventuell — bei ausnahmsweise weitem Vorrücken — auch im Rücken. Hier scheint deshalb ein gedrängtes Vorgehen innerhalb der Brigaden und damit eine treffenweise Anordnung der Regimenter geboten, d. h. eine einfache Eintheilung der Brigaden in Avantgarde und Gros, von denen letzteres dann den Schutz der Flanken zu übernehmen hat. Auch wird es hier häufig angezeigt erscheinen, eine Arrièregarde auszusondern, um den Train und den Rücken der Truppe zu sichern.

Es wird die Thätigkeit solcher Brigaden meist den Charakter rasch ausgeführter Offensivstösze tragen. — Allzuweit aber und vor Allem allzulange werden sich alle dergleichen Operationen nicht ausdehnen können, da den verwendeten Truppentheilen zunächst keinerlei Unterstützungen folgen, um eventuelle Erfolge festzuhalten, und die Verbindungen nicht gedeckt sind.

Desto kühner, weiter und verwegener dürften hier, wie auch bei dem zusammenhängenden Vorgehen der Brigaden, die Offizierpatrouillen vorzutreiben sein.

Noch ist auch die gegnerische Linie keine geschlossene, noch wird es möglich sein, an mancher Stelle durch List und Schnelligkeit zu Zielen zu gelangen, die später nur mit offenbarer Gewalt, durch den Kampf zu erreichen sind. Nur darüber muss man sich klar sein, dass der Verlust einzelner Patrouillen, und es gilt das für die gesammte in dieses Gebiet einschlagende Thätigkeit der Cavallerie, von gar keiner Bedeutung ist. Denn wenn es noch als eine unentschiedene Frage betrachtet werden kann, ob in der Schlacht der erneute Opfermuth der Reiterei glänzendere, vor Allem gewichtigere Erfolge wird erreichen lassen, so steht das doch unan-

tastbar fest, dass die Cavallerie im Aufklären die bedeutendsten Dienste leisten wird, wenn sie Verluste nicht scheut, wenn ihre Offiziere — wie jener Graf Zepelin und Lieutenant Winsloe, deren That wir militairisch, wie cavalleristisch gleich hoch stellen — es wagen, im Vertrauen auf das Glück, das im Kriege selten blind ist, auf die Leistungsfähigkeit ihrer Pferde und die eigene überlegte Kühnheit, es wagen, die Gefahren derartiger Recognoscirungsritte herauszufordern, aber auch die Vortheile auszubeuten, die sie gewähren, und ihren Ruhm zu erndten.

Folgen wir nun weiter der historischen Entwickelung der Dinge.

Während die Grenzreiterei, wenn uns dieser Ausdruck gestattet ist, in gedachter Weise ihre Thätigkeit entfaltet, vielleicht von dem mit gröszeren Massen an der Grenze bereit stehenden Gegner bis auf die ihr unmittelbar zum Stützpunkte dienende Infanterie zurückgedrängt ist, vielleicht, ihrerseits im Vortheile, Terrain gewonnen und den Feind zurückgedrückt hat, vollzieht sich allmälig der strategische Aufmarsch der Armeen.

In rascher Folge treffen die Reiter-Regimenter ein, schlieszen sich zu Brigaden und Divisionen zusammen, werden vorgeschoben, und gelangen neben jener ersten Reiterei zur Verwendung, welche sich ihrerseits auch, im Verhältnisse zum Einrücken der Nachschübe, mehr und mehr in ihren Verbänden und im Terrain concentrirt.

Wie dann ferner mit zunehmender Reitermasse und dem Verlaufe der Zeit die Nachrichten vom Feinde sich mehren, so entwickelt sich allmälig aus der ersten Thätigkeitsphase der Cavallerie der zweite Moment ihres Handelns, das geplante offensive Eclairiren; während die allgemeine Recognoscirung des Feindes durch die Gesammtreiterei als ein besonderer, auch in der Zeit begrenzt hervortretender Moment sich nicht markirt, vielmehr gleichzeitig mit dem allmäligen strategischen Aufmarsche stattgefunden haben wird.

Dass für die diesseitige Reiterei die Möglichkeit der Massen-Offensive früher herbeigeführt werde, als beim Gegner, was ja von entscheidender Wichtigkeit ist, hängt zunächst vom Mobilmachungs- und vom Truppen-Concentrirungs-Plane ab; dann aber auch vom Entschlusse des betreffenden Ober-Commando's, das hier durch nicht sofortiges Vorschieben der eintreffenden Regimenter, durch säumiges, nicht durch und durch energisches Handeln, Schweres verschulden kann.

Wenn nun unsere Betrachtung jener ersten Aufklärung durch die Reiterei zunächst mit gröszeren Einheiten, mit Divisionen und Brigaden gerechnet hat, so lassen sich die dabei entwickelten An-

schauungen zwanglos auch auf kleinere Verhältnisse anwenden, wie sie auf Neben-Kriegstheatern eintreten werden. Mit Regimentern an Stelle der Brigaden, mit Schwadronen an Stelle der Regimenter, wird man nach gleichen Principien verfahren können.

Anders wohl aber in mannigfacher Hinsicht bei dem Theile der reiterlichen Thätigkeit, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Hier fallen auch die absoluten Stärkeverhältnisse bedeutsam ins Gewicht, und wollen wir daher der ferneren Erörterung den doppelten Fall zu Grunde legen, — einmal, dass eine einzelne Cavallerie-Division einer Armee vorausgeht, selbstständig den offensiven und den defensiv-demonstrativen Theil der Aufklärungsthätigkeit durchzuführen hat, — dann, dass gewaltigeren Heeresmassen auf einem ausgedehnteren Kriegstheater eine Anzahl von Reiter-Divisionen sich vorauswälzt, und sich in jene ihrer Natur nach getrennte und doch wieder in ihrer Durchführung vielfach in einander übergehende Aufgaben theilt.

Was den ersteren Fall anbetrifft, so möchten wir folgende Bemerkung vorausschicken.

Dass eine einzelne Cavallerie-Division den definitiven Aufklärungsdienst für eine Armee in offensiver Weise durchführt, ist nur unter Bedingungen denkbar.

Es muss nämlich — ein wenigstens einigermaaszen gleiches Stärkeverhältniss der Gegner vorausgesetzt — das Terrain derart beschaffen sein, dass es der räumlichen Ausdehnung des Aufklärungsrayons natürliche Grenzen setzt.

Nicht ganz willkührlich hat Oberst von Verdy für das Thätigkeitsfeld seiner Cavallerie-Division den Streifen Landes zwischen dem Rheine und den Vogesen gewählt; er war gewissermaaszen zu einer solchen Wahl gezwungen, wollte er seine Division die Aufklärung in energischer, den Kampf nicht scheuender und zuweilen suchender Weise durchführen lassen.

In dem Hügellande Lothringens oder ähnlichen Gegenden, die in relativ groszem Umkreise den gleichen Charakter tragen, und oft ohne einen absoluten Abschnitt bildende Markscheide sich allmälig in anders gestaltete Landschaftsformen verlaufen, wäre dies unmöglich gewesen, und hätte die Thätigkeit der sechs Regimenter entweder auf jenes erste, doch mehr oder weniger im Ungewissen tappende Eclairiren beschränkt werden müssen, ohne nachhaltige Energie, weil ohne Rückhalt und Basis — wie wir es soeben zu schildern versuchten, — oder ausschlieszlich auf die Sicherung und Verschleierung der nachrückenden Truppen.

Denn dass in dem Augenblicke, wo die mit einer einzigen Cavallerie-Division dotirte Armee — ihre Gesammtstärke auch nur zu einem Armeecorps angenommen — aus ihrem bestimmt beschränkten Kriegstheater heraustritt, ihre Cavallerie die Fähigkeit des offensiven Eclairirens verliert, — wenn sie die Verschleierung und die Deckung der Flanken nicht aufgeben will, das ist einfach durch die Raumverhältnisse bedingt, und zeigt, welchen bedeutenden Einfluss die geographischen Daten auf die Formation der Reiterei ausüben.

Eine Armee, die vier bis fünf Reiter-Divisionen vor ihrer Front hat, welche sich zusammen über circa zwanzig Meilen auszubreiten vermögen, kann die Flügel dieser Linie getrost vorschieben, ohne dass sie für ihre eigenen Flanken besorgt zu sein braucht; die absolute Ausdehnung der umfassten Front sichert sie, hat man sich nicht absolut über die allgemeine Aufstellung der feindlichen Kräfte getäuscht, was in dem Grade nicht anzunehmen ist, gegen jeden plötzlichen Flankenangriff, und es genügen daher schwache Beobachtungs-Detachements in den Flanken.

Verschieden aber gestalten sich die Verhältnisse in dem anderen Falle.

Denn nimmt man auch das Maximum der Ausbreitung von sechs Meilen an, die einer Cavallerie-Division noch zugestanden werden kann, so ist mit einer solchen Ausdehnung eo ipso jede energische Offensive ausgeschlossen, — schränkt man die Division aber auf drei bis vier Meilen ein, so stellt das noch keine Front dar, hinter der eine Armee, besonders in der Offensive in Feindes Land, gesichert marschiren kann, ohne für die Deckung und nicht nur für die Beobachtung ihrer Flanken sorgen zu müssen.

Ja wir glauben, dass auch bei der gröszeren Frontausdehnung der Cavallerie-Division die Armee gezwungen sein wird, die Flügel derselben zurückzunehmen — und dann ist letztere vollkommen auf die Sicherung und die Beobachtung lediglich durch Patrouillen beschränkt. Letzteres, bei nicht vorhergegangenem Kampfe, gewiss ohne irgend bedeutenderen Erfolg.

Das Vertheilen der Division wird sich in einem solchen Falle im Allgemeinen derart gestalten, dass man den einen Theil in der Front vor sich hat und mit ihm eine möglichste Breite zu beherrschen sucht, den Rest aber, eventuell unter Heranziehung der Divisions-Cavallerie, als Parallel-Colonnen neben sich her marschiren lässt.

In dem anderen Falle dagegen, wo nämlich natürliche Grenzen des Aufklärungsrayons vorhanden sind, da ist natürlich auch die Möglichkeit einer concentrirteren Offensive gegeben.

Eine doppelte Ueberflügelung und Umfassung des Gegners zwar ist auch hier gewöhnlich von selbst durch die Beschränktheit der Machtmittel ausgeschlossen. Es wird daher darauf ankommen, gegen den Feind, während man ihn schon frontal soweit als möglich zurückdrängt, von einem der beiden Flügel aus einen möglichst concentrirten Vorstosz zu unternehmen, um vermittelst dessen in die Flanke der feindlichen Hauptmacht zu gelangen.

Demgemäsz wird sich die Division in ihren offensiven und defensiven Theil zu gliedern haben; die numerische Stärke beider aber wird von der Ausdehnung des zu beherrschenden Terrains abhängen. Ist dieselbe relativ gering, so wird man die defensive Aufgabe nur einer Brigade überweisen können, ist sie gröszer, zwei dazu verwenden müssen.

Was die speciellen Anordnungen anbetrifft, so werden dieselben nach den bereits entwickelten Grundsätzen zu bestimmen sein. Nur zwei Punkte wollen wir hervorheben. Erstens wird der Divisions-Commandeur sich stets bei dem Offensivtheile seiner Truppe aufhalten müssen, weil hier die positivsten Resultate und die am schnellsten zu fassenden Entschlüsse zu erwarten stehen. Zweitens wird die Artillerie des Offensivtheiles stets in ihrer Gesammtheit der Avantgarde zugetheilt werden müssen.

Beim Defensivtheile aber wird auch hier, da, wo eine flügelweise Verwendung der Regimenter eintritt, eine Theilung der Artillerie meist geboten sein, während bei treffenweiser Anordnung dieselbe stets dem ersten Treffen zuzutheilen ist.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung einer Linie zusammenhängend vorgehender Divisionen, so ist zunächst aus dem bereits oben Gesagten klar, dass erstens eine solche einer Flügelanlehnung nicht bedarf, zweitens auf die directe Deckung der Flanken der ihr nachfolgenden Armee nicht zu rücksichtigen braucht. Hier genügt eine Beobachtung; höchstens wird die Sicherung gegen Landeseinwohner und kleinere Parteien nöthig werden. Zu Beidem genügt vollkommen die Divisions-Cavallerie.

Sonst wird man ähnlich verfahren, wie bei der einzeln, innerhalb gewisser räumlichen Grenzen operirenden Division, auf der Defensivfront sowohl, wie bei den Angriffsstöszen.

Nur wird bei ersterer häufig eine gröszere Verschiedenheit der Formen eintreten können, insofern als treffen- und flügelweise Anordnung den Umständen entsprechend vielfach neben einander wird zur Anwendung gelangen können.

Zwei Brigaden in erster Linie, die dritte als Reserve dahinter,

in den vorderen Brigaden die Regimenter flügelweise verwendet, die Batterien regimenterweise vertheilt, das wird im Allgemeinen als die Norm betrachtet werden können.

Auch wird man die Möglichkeit ins Auge fassen müssen, Blöszen, die sich der Feind giebt, zu raschen Vorstöszen und partiellen Ueberflügelungen des Gegners zu benutzen, und sind solche Operationen dann stets durch die Reserve aus der vorderen Linie heraus auszuführen, um die Verschleierung seinerseits nicht in Frage zu stellen.

Denn der dauernde Zusammenhang der Divisionen in sich, sowie mit den Neben-Divisionen muss stets gewahrt bleiben.

Der Divisions-Commandeur hat sich hier immer in der Reserve, als der Centralstelle, aufzuhalten.

Die offensiv vorgehende Division wird sich am besten in einer einzigen Colonne vorbewegen, denn das Marschiren der Brigaden auf verschiedenen Straszen benachtheiligt die Einheitlichkeit und Energie des Handelns und wird sogar häufig zu Theilgefechten führen, oder zu einem Fehlen einzelner Theile auf den entscheidenden Punkten, was vor Allem vermieden werden muss. Dagegen wird man den Marsch der Division in den Flanken durch Beobachtungs-Detachements cotoyiren lassen, welche auf Parallelwegen zu marschiren haben, und stets dem Gros der Division zu entnehmen sind. Dieselben haben ihre Beobachtung möglichst weit auszudehnen und besonders auch die Verbindung mit der nächsten Division der Defensivfront aufrecht zu erhalten. Der Divisions-Commandeur hat sich stets, eventuell auch in den Cantonnements, bei der Avantgarde aufzuhalten. Die Artillerie braucht nicht in ihrer Gesammtheit der Avantgarde beigegeben zu werden, — welche letztere meistens naturgemäsz aus einer Brigade mit der dazu gehörigen Batterie bestehen wird.

Das Gros folgt in einer Maximalentfernung von drei Achtel Meilen; womöglich näher.

Wenn hiermit die normalen Formen angegeben sind, in welchen sich, so weit es die Umstände gestatten, die Reiterei beim Aufklären zu bewegen haben wird, so werden vielfach, wie bereits erwähnt, im Verlaufe des Krieges Fälle eintreten, in denen anders geartete Aufgaben zu der der Aufklärung hinzutreten und gewisse Modificationen nöthig machen werden. Schon im letzten Kriege sind derartige Fälle vielfach vorgekommen, und welche Anforderungen veränderte Verhältnisse und anders geartete Kriegsschauplätze an die Reiterei stellen werden, lässt sich noch gar nicht absehen.

Denkbar ist da Manches.

Zunächst kann es gewiss vorkommen, dass Cavallerie selbstständig mit der Deckung oder Festhaltung eines gewissen Landstriches beauftragt wird. Da wird es sich entschieden im Allgemeinen mehr empfehlen, von einer centralen Stellung aus durch energische und vor Allem überraschende offensive Vorstösze, die in starker Concentration zu führen sind, sich den Feind vom Leibe zu halten, als ein Besetzen und möglichst directes Vertheidigen des zu haltenden Gebietes anzuordnen.

Wir haben ferner schon früher darauf hingewiesen, wie es wohl Aufgabe der Reiterei sein kann — unbestreitbar in gewisser Aehnlichkeit mit den Amerikanischen Raids, — in kühnen Zügen durch Feindes Land Schrecken und Desorganisation zu verbreiten, eventuelle Neuformationen des Gegners zu hindern, oder den Aufstand der Bevölkerung niederzuhalten.

Auch kann das Ausfouragiren und Ausrequiriren ganzer Gebiete Aufgabe werden.

Im ersten Falle wird möglichst concentrirtes Vorgehen mit allseitiger Sicherung geboten sein, rasches Marschiren und weites Vortreiben der Parteien; im zweiten wird es darauf ankommen, durch excentrische Vorstösze aus dem zur Requisition bestimmten Gebiete heraus die gegnerischen Kräfte fern zu halten oder irre zu führen.

So liesze sich noch manche Thätigkeitsart der Reiterei anführen, — überall aber lässt sich, wie man sieht, das einzuschlagende Verfahren auf wenige Grundsätze zurückführen.

Ueberraschung und Täuschung des Gegners, verbunden mit energischer Offensive, womöglich da, wo sie der Feind zeitlich und räumlich am wenigsten erwartet, werden meist zum Ziele führen.

Es erübrigt noch, des speciellen Verfahrens beim Sicherungs- und Aufklärungsdienste, der Vorposten und Avantgarden zu gedenken.

Auch hier scheint es uns am zweckmäszigsten zu sein, eine Theilung der Arbeit und mit ihr eine Sonderung der für die eine und für die andere Thätigkeit bestimmten Truppentheile eintreten zu lassen, und zwar im Marsche sowohl, als im Zustande der Ruhe.

Die Sicherheitsmaaszregeln, die beim Marschiren zur Anwendung gelangen, Vortrupp, Spitzen, Seiten-Patrouillen sind ja bekannt; — zur Beobachtung des Feindes genügen sie aber durchaus nicht.

Hierzu ist es vielmehr durchaus erforderlich, besondere Trupps, je nach der Stärke der marschirenden Truppe, Escadrons oder Züge, mit der Aufgabe vorauszuschicken, stets am Feinde zu bleiben und ihn in allen seinen Bewegungen unausgesetzt zu beobachten.

Wir brauchen hier nur auf die Verdy'schen Studien zu verweisen, wo die Vortheile solchen Verfahrens applicatorisch erörtert und bewiesen sind.

Aber auch im Zustande der Ruhe ist Aehnliches anzuordnen.

Zunächst sei hervorgehoben, dass dicht am Feinde Cavallerie stets besser thun wird zu cantonniren — eventuell in Allarmquartieren — als zu bivouakiren.

Abgesehen von dem groszen Vortheile, den ein solches Verfahren für die Schonung der Pferde bietet, gewährt dasselbe auch absolut die gröszere Sicherheit gegen überraschende Angriffe durch feindliche Cavallerie, wenn man sich von Anfang an darauf einrichtet, bei einem solchen Angriffe nicht auszurücken, sondern sich im Dorfe oder Gehöfte selbst mit dem Carabiner zu vertheidigen.

Kleinere Abtheilungen werden auf diese Weise stets zurückgewiesen werden können, fast unter allen Umständen aber wird es möglich sein, sich so lange zu halten, bis rückwärtige Unterstützungen herankommen.

Welche Verwirrung dagegen ein Angriff auch nur weniger Mann in einem Cavalleriebivouak erzeugen muss, braucht nicht erst näher erörtert zu werden.

Ist somit die Reiterei in Cantonnements untergebracht, so wird sie zunächst auf eine Sicherung derselben bedacht sein müssen. Eine solche ist nur durch vorgeschobene Abtheilungen, Feldwachen, zu erreichen, deren Aufgabe nicht die Beobachtung des Feindes, sondern lediglich die directe Sicherung des Cantonnements ist.

Wo sich ein Abschnitt im Terrain findet, werden diese Feldwachen denselben zu besetzen und eventuell zu Fusz zu vertheidigen haben.

Ist ein solcher nicht vorhanden, so sind sie an Hauptcommunicationen oder an Uebersicht gewährende Punkte zu verlegen, und hat man auch besonders darauf Bedacht zu nehmen, dass Punkte, die Einblick in die eigenen Stellungen gewähren, stets besetzt sind und gegen feindliche Beobachtungspatrouillen hartnäckig vertheidigt werden.

Vedetten sind so wenig als möglich, jedenfalls aber nur an solchen Punkten aufzustellen, von denen aus sie wirklich eine umfassende Umschau haben, oder an bedeutenden Communicationsstraszen. Denn die Vortheile, die eine zusammenhängende Vedettenchaine bietet, stehen in keinem Verhältnisse zu der durch sie veranlassten Anstrengung von Mann und Pferd.

Die unmittelbare Beobachtung und Sicherung des zu deckenden

Gebietstreifens gegen jede feindliche Annäherung ist dagegen durch Patrouillen zu erreichen, welche nicht stärker zu sein brauchen als zwei Mann, und welche einerseits die Verbindung der Feldwachen unter einander zu erhalten haben, andererseits bis auf eine gewisse, nicht allzugrosze Distance — etwa auf eine Viertel-Meile — vor die Feldwachen vorgetrieben und so angeordnet werden müssen, dass der ganze, vor der Feldwache liegende Rayon von der bezüglichen Breite in immerwährender Beobachtung gehalten werde. Wenn ein solcher Patrouillengang zweckmäszig und regelmäszig eingerichtet ist, so sichert er besser als Vedetten, die vornehmlich in der Nacht meist vollständig unnütz sind, und nimmt die Pferde- und Mannschaftskräfte bei Weitem in nicht so hohem Grade in Anspruch.

Die eigentliche Beobachtung des Feindes ist dagegen nicht Sache dieser Patrouillen. Hierzu müssen besondere Truppentheile bestimmt werden, welche nicht den möglichst schwach zu stellenden Sicherheitsvorposten, sondern den hinten ruhenden Truppen zu entnehmen sind.

Von den Cantonements aus wird man Offizierpatrouillen, etwa in der Stärke eines Zuges, über die Sicherheitslinie hinaus vorschieben, jeder von ihnen einen gewissen Rayon zuweisen, und ihnen den Auftrag ertheilen, in diesem bis an den Feind vorzugehen, und dann zur unausgesetzten Beobachtung desselben in der Fühlung mit ihm zu verbleiben. Dem Offizier muss es überlassen bleiben, wie er dann den Verhältnissen und dem Terrain entsprechend verfahren will. Im Sattel wird eine solche Patrouille natürlich nicht die ganze Nacht bleiben können, — in den meisten Fällen wird sie vielmehr in unmittelbarer Nähe des Feindes Stellung nehmen, und von hier aus durch ihrerseits vorgeschobene kleinere Patrouillen beobachten. Solche dürfen aber nicht zu weit weggeschickt und muss ihre Rückkehr besonders bei Nacht stets abgewartet werden, weil sonst eine unvermeidliche Zersplitterung der Kräfte und ein Verlorengehen der Meldungen nur allzu leicht eintreten kann.

Unter der Bezeichnung „wandelnder Patrouillen-Reservoirs“ hat einer der bedeutendsten Taktiker der Armee eine ähnliche Anordnung in Vorschlag gebracht. Nur müssen, glauben wir, derartige Abtheilungen aufhören sich zu bewegen, sobald sie als Patrouillen-Reservoirs dienen sollen.

Derartige Offizierpatrouillen werden meist auf die Communicationen zu beschränken sein, da nur auf ihnen gröszere feindliche Kräfte vorbrechen können, kleinere Beobachtungs-Detachements aber an der Sicherungslinie werden abgewiesen werden können.

Für das Verhalten der Patrouillen im Allgemeinen ist noch zu bemerken, dass dieselben nie mit aufgenommenem Carabiner reiten dürfen, sondern stets das Seitengewehr aufnehmen müssen; da nur so dem vollständig unnützen und allarmirenden Herumgeschiesze der Patrouillen gesteuert und dasselbe durch energisches Attackiren derselben ersetzt werden kann.

Es erhellt aus dem Gesagten, welche hohen Anforderungen, besonders einem thätigen und auch seinerseits rastlosen Feinde gegenüber bei der Aufklärung an die Truppen gestellt werden müssen, und zwar, abgesehen von den Offizieren, herunter bis zu dem Führer der kleinsten Schleichpatrouille, ja dem Manne in Reih und Glied.

In den jüngsten Feldzügen sind, trotz dem anerkannten Opfermuthe und der vielfachen Kühnheit der Reitertrupps, die Leistungen besonders der Mannschaften und Unteroffiziere, was Klarheit und Sachlichkeit der Meldungen anbetrifft, vielfach hinter dem Wünschenswerthen zurückgeblieben, — und die Zukunft wird, das kann nicht genug hervorgehoben werden, noch erhöhte Forderungen stellen.

Es fordert diese Erkenntniss alle Theile der Waffe zur regsten und angespanntesten Thätigkeit auf, um das noch Fehlende durch eine rationelle und theilweise verbesserte Friedenserziehung nachzuholen.

Zunächst und vor Allem krankt unsere Felddienstinstruction im Allgemeinen nicht nur an dem Mangel rationellen Verfahrens, sondern auch an dem Nichtvorhandensein eines in der Instructionsstunde selbst brauchbaren und nicht veralteten Leitfadens.

Die Felddienstinstruction und ebenso die daran anknüpfenden Felddienstübungen begnügen sich in vielen Fällen damit, der Truppe eine gewisse schematische Anordnung einerseits der Feldwachen mit ihren Vedettenchainen, Schleich- und Visitir-Patrouillen, andererseits der Marschsicherungen geläufig zu machen, — die geringen Distancen und der gewöhnliche und althergebrachte Schluss der praktischen Uebungen, der in einem Feldwachenkampfe besteht, in dem die Ueberlegenheit von zwei bis drei Mann den Sieg entscheidet, vollenden dann das falsche Bild der beim Soldaten hervorgerufenen Begriffs-Vorstellung.

Wir haben schon oben auf die Wichtigkeit der im gröszten Maaszstabe ausgeführten Eclairirübungen hingewiesen; wir wollen hier noch ergänzend hervorheben, dass es doch auch schon in der Hand des Regiments-Commandeurs liegt, den Uebungen seiner Truppe dadurch mehr Wahrheit zu verleihen, dass man sie nicht ausschlieszlich in den Escadrons, sondern auch in den Regimentern vornehmen, die Regimenter zusammenhängend Felddienst üben lässt: theils mit

markirtem oder supponirtem Feinde, theils die Escadrons getrennt gegen einander, womöglich in ungleicher Stärkevertheilung.

Schon das wird Veranlassung zu gröszerer räumlicher Ausdehnung und zur praktischen Feststellung ihres Einflusses geben; Offiziere und Mannschaften an gröszere Verhältnisse gewöhnen, vor Allem eine gröszere Mannigfaltigkeit der Uebungen zur Folge haben.

Denn zu den kleinen Felddienstübungen werden doch gewöhnlich ein und dieselben besonders geeigneten Gegenden ausgesucht, — in manchen Uebungsgegenden gehen sogar Gewohnheit und Herkommen so weit, dass selbst die Plätze für die einzelnen Vedetten für alle vorkommenden Fälle ein für alle Mal bestimmt und bekannt sind. Bei zusammenhängenden Regimentsübungen aber würden alle diese Uebelstände wegfallen, da solche Uebungen, schon ihrer räumlichen Ausdehnung wegen, zu rücksichtsloser Benutzung jedes Terrains zwingen würden.

Daneben verdient noch eine andere Maaszregel, die von verschiedenen Regiments-Commandeuren bereits thatsächlich eingeführt ist, als besonders zweckmäszig, auch als Vorübung zu den neuerdings eingeführten alljährlichen Uebungsreisen von Cavallerie-Offizieren hervorgehoben zu werden. Sie besteht darin, die Offiziere, womöglich zu allen Jahreszeiten, gröszere Recognoscirungsritte ausführen und sie dabei von einzelnen Mannschaften begleiten zu lassen. Den Vortheil, den dergleichen Uebungen bieten, wenn sie in entsprechendem Maaszstabe, also nicht etwa nur auf nahe Distancen ausgeführt werden, liegt auf der Hand.

Der Rahmen dieser Arbeit gestattet uns leider nicht, auf den Dienstbetrieb im Frieden näher einzugehen; nur das wollen wir hier hervorheben:

Wie die taktischen Formen, die noch im letzten Kriege gültig waren, dem neu belebten Geiste der Waffe nicht mehr entsprachen, wie sich aus ihnen neuere Gestaltungen entwickelt haben, die das Wesen der Reiterei in knapperer, präciserer und drastischerer Weise zum Ausdrucke bringen sollen, — so ist auch auf dem hier behandelten Gebiete eine geistige Neugeburt nöthig, und wird es darauf ankommen, ohne die sichere Grundlage des bisher Gelehrten und in der Waffe vorhandenen Wissens und Könnens zu zerstören oder unverwerthet zu lassen, den Accent in dem zu Lehrenden und zu Uebenden derart zu verschieben, dass sich aus der todten, schematischen Form des Hergebrachten, unter der befruchtenden Einwirkung moderner Erfahrung und Speculation, geistig neues Leben entwickelt.

Das ist es, worauf es ankommt.

Der jugendfrische, geistig kräftige Zug, der heute die Waffe durchweht, er muss zu einem bleibenden Ausdruck gebracht werden auch auf diesem Gebiete. Freilich gehört dazu, dass jeder Einzelne mitwirkt und mitarbeitet, dass die Widerstrebenden mit fortgerissen werden von dem allgemeinen Impuls, — dass dieser Impuls gegeben wird von einer Stelle, die seine Weiterwirkung sichert.

XIX.

Ein Preuszischer Dictator.

Karl Heinrich von Wedell, Preuszischer Generallieutenant, wirklicher Geheimer Etatsminister und erster Preuszischer Kriegsminister.

(Mit drei Skizzen und einem Plane im Texte und zwei Ordres de bataille in der Anlage.)

Von **M. von Wedell**,
Lieutenant im 1. Schlesischen Grenadier-Regiment Nr. 10, commandirt zur Kriegsakademie.

(Schluss.)*)

Als am Abende des 10. August die Dunkelheit anbrach, befahl der König, der bei Wulkow stand, während Fouqué mit seinen Truppen bei Zeschdorf Halt gemacht hatte, das Lager abzubrechen und in drei Colonnen auf Reitwein links abzumarschiren. Der Generalmajor v. Wunsch nahm mit drei Freibataillonen und fünf Schwadronen Husaren Stellung bei Wüst-Kunersdorf und deckte diese Bewegung. Am 11. August, noch vor Tagesanbruch, kam die Armee an der Oder gegenüber von Görlitz an und wurde hier erst nach der Ordre de bataille formirt, die der König schon am 5. August dem General v. Wedell übersandt hatte. (Sie ist in der Anlage beigefügt.) Der Generallieutenant v. Wedell commandirte die Infanterie vom linken Flügel des ersten Treffens, die Brigaden Jung-Stutterheim und Diericke, die bis auf die zwei Bataillone des Regimentes Wied, die früher der Armee des Prinzen Heinrich angehört hatten,

---

*) Vergl. Jahrbücher Band XVIII, Seite 75 und 189 (Jan. und Febr. 1876).

alles Truppen des ehemals Wedell'schen Corps waren. Im Laufe des Vormittages ging die Armee auf das rechte Oderufer über und bezog ein Lager bei Leissow, die Avantgarde nach der Nordlisière der Bischofsseer Haide vorgeschoben. Die Reserve unter dem Generallieutenant v. Fink stand zwischen Trettin und Leissow. Am 11. August Mittags recognoscirte der König von dem Trettiner Spitzberge aus die Russisch-Oesterreichische Stellung und entwarf seine Dispositionen für den Angriff. —

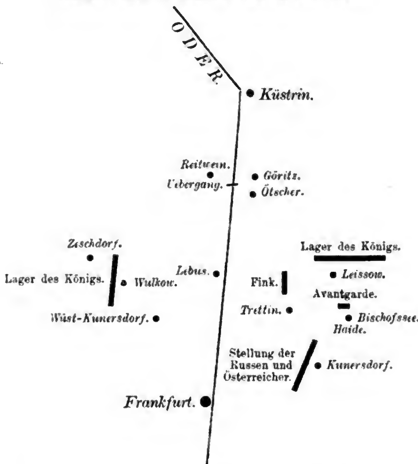
Es giebt wohl von keiner Schlacht des siebenjährigen Krieges so viele und so widersprechende Berichte, als über den verhängnissvollen Tag von Kunersdorf. Als Augenzeugen schreiben über den 12. August 1759 der Flügeladjutant v. Gaudi, Tempelhof und Retzow, nach dem Berichte von Augenzeugen der Pastor Kriele, der seinem Werke einen Plan beigegeben hat, den der schon erwähnte spätere General-Quartiermeister-Lieutenant v. Barsewisch, als er 1763 als Lieutenant in Frankfurt in Garnison stand, aufgenommen hatte. Die Schilderung der Schlacht von Kunersdorf in den „Vorlesungen des groszen Generalstabes über den siebenjährigen Krieg" wird allen diesen verschiedenen Berichten gerecht, indem sie dieselben mit Abwägung ihrer Glaubwürdigkeit in den einzelnen Gefechtsmomenten kritisirend gegen einander hält. Die beste Bearbeitung der Schlacht, ebenfalls von der historischen Abtheilung des groszen Generalstabes redigirt, bringt das Beiheft zum Militair-Wochenblatte im ersten Quartale 1860.

So sehr gerade diese Niederlage des groszen Königs zu einem eingehenden Studium auffordert, weil sie mehr wie jeder seiner zahlreichen Siege die Seelengrösze des erhabenen Monarchen hervortreten lässt, so können doch in dem engen Rahmen der Biographie eines seiner Generale nur die Momente Erwähnung finden, in denen die Wedell'schen Brigaden in Thätigkeit traten.

Von den Preuszischen Batterien concentrisch beschossen, war der linke Flügel der Russen vor dem energischen Ansturme der Avantgarden-Brigaden Jung-Stutterheim und Lindstädt aus seinen Verschanzungen auf den Mühlbergen gewichen, acht Bataillone des Fink'schen Corps und der rechte Flügel des ersten Treffens unter dem Könige folgten der Avantgarde, die bis zum Kuhberge siegreich vordrang. Das erste Treffen war in schräger Front mit zurückgehaltenem linken Flügel vormarschirt und so stand die Brigade Thiele nördlich vom Kuhberge, links neben ihr die Brigade Knobloch, deren gleichnamiges linkes Flügelregiment mit starken Russischen Kräften um den Besitz von Kunersdorf rang, während die acht Brigaden

unter Wedell noch gar nicht ins Feuer gekommen waren, sondern jetzt erst in der Nähe des kleinen Spitzberges — später Seidlitzberg genannt — aus dem Walde debouchirten.

Skizze zur Schlacht von Kunersdorf.



Sobald die vordersten Bataillone heran waren, wurden sie auf Befehl des Königs um den Dorfsee herum in das brennende Kunersdorf hereingeführt, um mit dem Regiment Knobloch vereint die Russen aus dem Dorfe zu werfen. Es gelang. Kunersdorf war genommen, der Feind wich, um nicht flankirt zu werden, bis an den tiefen Weg und bog seinen rechten Flügel bis zum Spitzberge zurück, der mit verschanzten Batterien gekrönt war und bis Kunersdorf hin das freie Terrain beherrschte. Wedell formirte seine Brigaden südlich Kunersdorf und führte sie zum Angriffe gegen den Spitzberg vor. Ein vernichtender Kartätschhagel empfing die vorwärtsstürmenden Bataillone und lichtete ihre Reihen. Ihr Führer, der Generallieutenant v. Wedell, war einer der Ersten, der schwer verwundet niedersank. Trotz der groszen Verluste erneuten die einzelnen Regimenter über zwei Stunden lang ihre Angriffe gegen die formidable Position — sprechende Beweise ihrer heldenmüthigen Tapferkeit sind die Zahlen ihrer Verluste: Ausser Wedell wurde noch der Generalmajor Jung-Stutterheim verwundet und die Regimenter hatten im Durchschnitte an Todten und Verwundeten je 11 Offiziere, 400 Mann, die zwei

Bataillone Wied allein 15 Offiziere, 687 Mann, also zwei Drittel ihrer Stärke verloren.

Umsonst war auch das Einsetzen des zweiten Treffens; die Erschöpfung der Mannschaften, die 48 Stunden unter dem Gewehre gestanden, zwei Nachtmärsche hintereinander gemacht und nur Brod und Wasser zu sich genommen, die Anstrengungen des Kampfes in der Sonnengluth des heiszen Augusttages — das Alles wirkte zusammen, um ein weiteres Vordringen, ein Ausbeuten der Erfolge des Morgens unmöglich zu machen. Aber nicht einmal festhalten konnte man diese Erfolge. Seidlitz war bald nach Wedell schwer verwundet und seine Cavallerie führerlos geworden; sie richtete Nichts aus, denn der Feind stand hinter Verschanzungen und Verhauen. Als dann Laudon seine Reiter gegen den Preuszischen rechten Flügel vorstürmen liesz, wichen die decimirten Bataillone vom Kuhberge auf die Mühlenberge und von hier nach kurzem Widerstande gegen die übermächtig nachdringenden Oesterreicher über die Defileen nach der Oder und den Brücken zurück.

Ein Theil der Verwundeten, unter ihnen auch die Generale Seidlitz, Prinz Württemberg und Wedell, wurden auf Kähnen die Oder herab nach Stettin gebracht, um hier ihre Genesung abzuwarten.

Die Niederlage von Kunersdorf konnte — bis zu ihren letzten Consequenzen energisch verfolgt — der Schlussstein der Preuszischen Geschichte werden; die ganze Existenz des Vaterlandes hing allein von den Entschlieszungen des siegreichen Feindes ab, dessen Vordringen nach Berlin man effectiv Nichts entgegensetzen konnte. Dass aber Soltikow, Laudon und Haddik unthätig auf ihren Lorbeeren ausruhten; dass Daun nicht eifriger seine Operationen betrieb, — „dies Glück“, schrieb der grosze König, „ist ein miracle für das Haus Brandenburg!“

Am 29. October 1759 traf der Generallieutenant v. Wedell, von seinen bei Kunersdorf erhaltenen Wunden wiederhergestellt, bei der Armee des Prinzen Heinrich ein. Die Situation war folgende:

Prinz Heinrich stand mit 53 Schwadronen und 103 Bataillonen im Lager bei Torgau, Daun ihm gegenüber mit 64 Bataillonen und 75 Schwadronen bei Schilda. Der Oesterreichische Feldherr beabsichtigte, den Prinzen aus seiner Stellung herauszumanövriren. Er sandte darum den Herzog von Ahrenberg in den Rücken des Preuszischen Lagers nach Dommitsch, den General Gemmingen in die rechte Flanke nach Düben und bewog die Reichsarmee, auf dem rechten Elbufer über Groszenhain vorzurücken, um so die linke Flanke des Prinzen zu beunruhigen. Doch

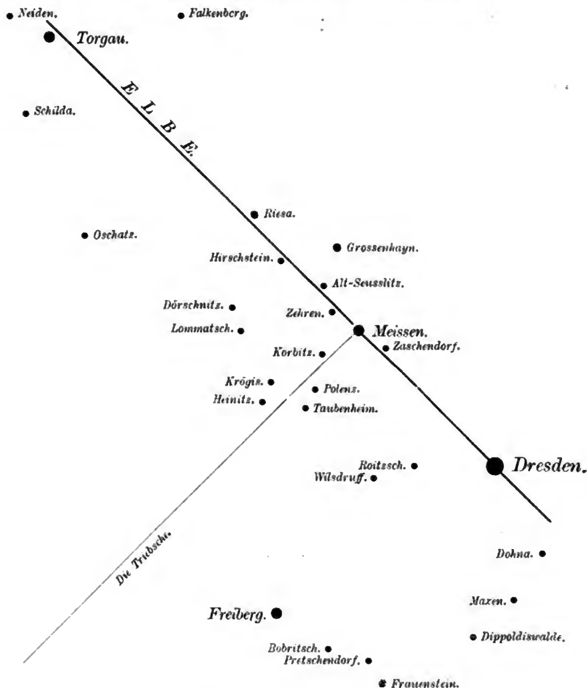
der General Fink rückte mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen über Neiden gegen Dommitsch vor, während der General v. Wunsch mit 5 Bataillonen und 8 Schwadronen bei Torgau über die Elbe ging und so rasch wie möglich Wittenberg zu erreichen suchte, um von hier aus dem Herzoge von Ahrenberg in den Rücken zu fallen. Diese Bewegung jagte der anrückenden Reichsarmee einen solchen Schrecken ein, dass sie eiligst auf Riesa zurückging. Der General v. Wunsch überschritt bei Wittenberg wieder die Elbe, vereinigte sich bei Kemberg mit General Rebentisch und griff am 29. October den Herzog von Ahrenberg im Rücken an, während Fink ihn in der Front festhielt. Dies Unternehmen glückte vollkommen und Ahrenberg, der über die Brücke von Sackwitz gegen Wittenberg zurückzugehen beschloss, verlor im Momente des Defileeüberganges, von der Preuszischen Cavallerie attackirt — 1 General, 29 Offiziere, 1400 Mann. Der General v. Wedell erhielt an diesem Tage gleich nach seinem Eintreffen ein Detachement von sechs Bataillonen und zehn Schwadronen, mit dem er nach Falkenberg gesandt wurde, um von hier aus alle Verbindungen des auf Wittenberg zurückgehenden Ahrenberg'schen Corps mit Daun und der Reichsarmee abzuschneiden.

Zu dieser Zeit sandte der König, nachdem er die Absichten der Russen auf Glogau vereitelt und sie zum Rückmarsche bewogen hatte, den General v. Hülsen mit 19 Bataillonen und 30 Schwadronen nach Sachsen. Obschon Daun sein Lager bei Schilda fast in eine Festung verwandelt hatte, so glaubte der vorsichtige General sich doch durch Hülsens Anmarsch zu bedroht und ging darum über Oschatz und Lommatzsch nach Heinitz, wo er am 6. November in fester Stellung ein Lager bezog. Prinz Heinrich folgte, vereinigte sich bei Lommatzsch mit Hülsen und lagerte — nun 50,000 Mann stark — zwischen Alt Seusslitz und Dörschnitz; Wedell mit seinem Corps wieder detachirt bei Hirschstein, hart an der Elbe.

Wie verändert war die Situation seit dem Tage von Kunersdorf! Der König stand wieder an der Spitze einer Armee und nachdem er die Russen zum Abzuge bewogen, ging er jetzt daran, Dresden zu nehmen, um in Sachsen die Winterquartiere zu beziehen. Der Prinz wollte jedoch die Oesterreicher in ihrer überaus günstigen Stellung nicht angreifen, er beschloss darum, ihre rückwärtigen Verbindungen zu bedrohen und sie so von Dresden weg nach Böhmen hinein zu manövriren. Zu dem Zwecke ging der General Fink mit Detachements bis Freiberg, Dippoldiswalde und Dohna vor und erreichte damit, dass Daun seine Stellung bei Heinitz aufgab und vorläufig

näher an Dresden heran, nach Wilsdruff rückte. Der General Wedell verfolgte die Arrièregarde des Feindes, erreichte sie am 14. November bei Korbitz und fügte ihr in einem hitzigen Gefechte empfindliche Verluste bei. Der König, der kurz vorher bei der

Skizze zu den Operationen in Sachsen.



Armee eingetroffen war, begleitete persönlich das Wedell'sche Corps auf diesem glücklichen Zuge und ging gegen Ende des Gefechtes nach Krögis zurück, wo die Hauptarmee ihr Lager aufgeschlagen hatte. Von hier aus schrieb er am nächsten Tage — am 15. November — an Wedell, der am Meiszener Defilee dem Feinde gegenüber stehen geblieben war:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich kann nicht anders als Eure

genommene dispositiones in allen sehr zu approbiren. Sobald wie hier das Corps, so die Arrière-garde machet und bei Taubenheim und Polenz weg sein wird, werde ich den G.-M. v. Krackow marschiren lassen und zwar nach Munzig. Auch schickt Mir doch sogleich einen accuraten Rapport, wie viel Gefangene und Deserteurs Ihr bekommen habet. Ich bin etc."

In den nun folgenden fünf Wochen, in denen der grosze König zwei empfindliche Schläge erlitt: die Capitulation Fink's bei Maxen und die Gefangennahme des Generals Diericke mit 1500 Mann bei Zaschendorf durch General Beck, blieb Wedell der Armee des Prinzen Heinrich zugetheilt, an der Spitze eines kleinen selbstständigen Corps, das in stetem Contacte mit dem bei Dresden lagernden Oesterreichischen Heere alle Bewegungen des Feindes beobachtete und ins Preuszische Hauptquartier meldete. Den grössten Theil dieser Zeit stand Wedell auf einem äuszerst exponirten Posten bei Roitzsch, nur sechs Kilometer von Dresden entfernt.

Für dies Jahr war an eine Einnahme von Dresden nicht mehr zu denken, man musste versuchen, sich in der jetzigen Stellung den Winter über zu halten, um von hier aus den neuen Feldzug mit energischen Operationen gegen die Sächsische Hauptstadt beginnen zu können. Ende December wurde Prinz Heinrich plötzlich krank, und gerade jetzt, in der misslichen Lage, sah sich der König eines Heerführers beraubt, von dem er oft ausgesprochen hat, er sei der einzige seiner Generale gewesen, der nie einen Fehler gemacht habe.

Das grosze Hauptquartier des Königs war nach Freiberg verlegt worden und von hier aus sind die nun folgenden Briefe datirt, die uns einen Beweis von dem Vertrauen geben, welches der grosze König dem Generale Wedell schenkte. Am 25. November schrieb er ihm:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Da Mein Bruder der Prinz Heinrich nicht recht wohl ist, als überschicke ich Euch in Einlage die Aussage eines ausgeschickten und anjetzo zurückgekommenen Menschen. Ich glaube zwar dies Alles nicht, jedoch muss man auf seiner Hut sein und werdet Ihr suchen alle möglichen Nachrichten einzuziehen und so Ihr Nachrichten erhaltet, welche dieser einliegenden conforme sein, so werdet Ihr Mir solches ohne Anstand melden, damit Ich Meine weiteren Arrangements darüber nehmen kann."

Der König hatte die Nachricht erhalten, dass trotz des überaus strengen Winters die durch ihre Erfolge ermuthigten Feinde neue Operationen im Schilde führten. Es war dies zu wenig mit der sonstigen Handlungsweise der Oesterreichischen Heerführer überein-

stimmend, als dass es der König nicht hätte in Zweifel ziehen müssen. Er schrieb darüber am 26. December:

Mein lieber G.-L. v. Wedell. „Ich glaube nicht, dass die Euch überschickte Nachricht gegründet sei, so werde Ich dennoch hier sehr attent sein, damit, wann sie etwa was von Dippoldiswalde gegen Euch detachirten, Ich solches gleich erfahre und meine Mesures darnach nehmen kann. Denn nach allen übrigen Nachrichten so hat es das Ansehen, als ob sie sich zurück gegen Böhmen repliiren würden, es könnte denn wohl sein, dass Beck in Osser und Neustadt rücken muss, aber dieses wird es auch höchstens alles sein, was er thun wird. Ich bin etc. (Eigenhändig.) Ich glaube das alles nicht doch mus man es nicht gantz negligiren."

Erneute Recognoscirungen des Wedell'schen Corps bestätigten jedoch die allarmirenden Gerüchte und auf seine Meldung an den König, dass der General Macquire mit einem starken Corps auf Freiberg rücke, erhielt Wedell am 28. December folgende Antwort:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich danke Euch für die Mir gegebenen Nachrichten und könnet Ihr Euch leicht vorstellen, dass Mir der Inhalt dessen nicht angenehm sein kann bei diesen Umständen. Doch ist es besser eine unangenehme Wahrheit, als eine angenehme Lüge zu erfahren. Es wird dahero hier nichts darauf sein, als mit der Schärfe zu probiren und sie dadurch nöthige wegzukriegen, allein wie sie nicht mehr Anstalten vorkehren, so hoffe, dass sie noch reisen werden. Ich bin etc.

(Eigenhändig.) Woher der Feindt sich hinter Dippoldswalde postiret, wie es mihr gesagt worden, So wirdt es schwehr werden ihm anzukommen. Fr."

Friedrich ging dem Feinde auf Dippoldiswalde entgegen und warf seine Vortruppen zurück. Zu einem ernsteren Zusammenstosze kam es nicht, da Macquire hinter Dippoldiswalde stehen blieb. Der König liesz seine Truppen zum Schutze von Freiberg in Pretschendorf, Frauenstein und Bobritsch cantonniren, da aber in den nächsten acht Tagen der Feind nicht vorrückte und die Kälte sehr zunahm, ging er am 10. Januar 1760 nach Freiberg zurück und liesz die Armee in die Winterquartiere zwischen Meiszen und Freiberg rücken.

Wedell blieb in seiner Stellung hart an den Vortruppen des Feindes und als er Ende Januar wieder Nachrichten über Truppenbewegungen innerhalb der Oesterreichischen Winterquartiere erhielt, meldete er hiervon dem Prinzen Heinrich und dem Könige, der ihm am 3. Februar aus Freiberg schrieb:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Da Mir die von Euch an Meinen

Bruder des Prinzen Heinrich Liebden communicirte Nachrichten vom 3. dieses mit zugekommen sind; So gereichet Mir Eure darunter gehabte Attention zu besonders gnädigen Gefallen und habe Ich hierdurch von Euch nur verlangen wollen, dass Ihr Mir schreiben sollet, was Ihr von den unterschiedenen Mouvements des Feindes dortiger Orten urtheilet und vermeinet, ob Ihr meinet, dass solches auf eine Attaque von Uns allhier abgesehen sei, oder ob die feindlichen Trouppen daselbst sich mehr auseinander legen wollen oder auch was Ihr sonsten davon urtheilet. Ihr könnet sie dorten auf Euren Posten am Besten observiren und Alles selbst sehen, auch sie am Besten unter Augen haben, dahero Ich Euren Bericht davon darüber gewärtigen will. Ich bin etc."

Am 4. Februar ging der geforderte Bericht Wedell's über die seiner Anschauung nach durchaus nicht gefahrdrohenden Truppenbewegungen der Oesterreicher an den König ab, der am 5. Februar antwortet:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich danke Euch besonders vor die in Eurem Schreiben vom 4. dieses communicirten Nachrichten, die idées, so Ihr darin wegen der bisherigen feindlichen Bewegungen habet, seyndt eben dieselben, welche Ich davon gehabt, demohnerachtet wir doch allemahl auf unserer Hut sein werden."

Schon am nächsten Tage rief ein Courier den General v. Wedell von seinem Posten ins Hauptquartier des Prinzen Heinrich. Das Königliche Handschreiben, das ihm dieser Befehl kund that, zeigt uns im hellsten Lichte die hohe Meinung Friedrich's von Wedell's Feldherrentalenten, eine Meinung, die auch der Tag von Kay nicht hatte erschüttern können. Wem der grosze König so vertrauensvoll schrieb, der muss wohl auch dessen würdig gewesen sein.

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Weilen mein Bruder, des Prinzen Heinrich Liebden Sich auf eine kurze Zeit von dortiger Armee absentiren werden, um die Cur zu völliger Herstellung Dero Gesundheit desto mehr zu befördern, So habe ich inzwischen das Commando dasiger Armee des Markgrafen Carl Liebden aufgetragen. Dabei Ich Euch aber im Vertrauen avertire, dass Ich Mich dabei hauptsächlich auf Euch verlasse und Ihr also nicht ermangeln müsset, Euch bei gedachtes Markgrafen Liebden dergestallt zu insinuiren, damit Er Euch insonderheit bei den jetzigen Umständen, von allen Sachen, so nur immer dorten vorfallen, spreche und alles mit Euch überlege. Ich habe auch mehrgedachten Markgrafen

Liebden bekannt gemacht, dass er Mich alle Tage von allen Umständen und allem was auf dasiger Seite passiren könnte, benachrichtigen müsse, sowie Ich ihn Meines Ortes von alle dem, was hiesiger Seits vorfällt und geschieht, umständlich benachrichtigen werde. Ich habe gleichfalls ihm aufgetragen, dass wegen des Mouvements, so der Feind etwa jenseits der Elbe machen könnte, eine beständige und tägliche Correspondence, sowohl mit dem G.-M. v. Czettritz über Torgau nach Cosdorff, als auch mit dem G.-M. v. Schmettau in der Lausnitz unterhalten werden müsse, um auch von dem dort fürfallenden täglich exacte informiret zu sein.

Was sonsten noch die Ordre, die Subordination und die Disciplin bei den dortigen Regimentern überall, sowohl Infanterie als Cavallerie betrifft, da recommandire ich Euch alles solches besonders und dass Ihr mit groszem Ernste und Attention darauf halten sollet, auf dass solche nicht im geringsten Stücke negligiret und wo sie sich etwa hie und da relachirt haben sollte, wiederum sowie sie sein muss in die Regimenter gebracht werde; so sollet Ihr auch Alles, was sonsten von Mir wegen Herstellung des Nöthigen bei dortiger Armee insonderheit wegen baldiger und prompter Completirung der Regimenter und dem, was sonst dazu gehöret, befohlen worden, beständig betreiben, damit alles Erforderliche mit groszem Ernste und Fleisze befördert und bald möglichst zum Stande gebracht werde. Ich bin etc."

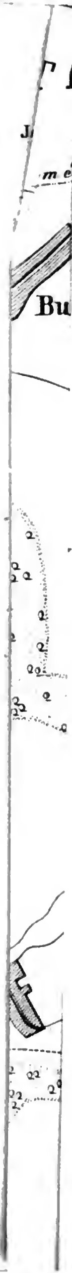
In dieser Stellung blieb Wedell bis zum 25. April. Während er durch weites Herausschieben seiner Vorposten und häufige Recognoscirungen alle Bewegungen des Feindes beobachtete, war seine Hauptthätigkeit darauf gerichtet, die Regimenter wieder möglichst auf Kriegsstärke zu bringen, und namentlich die bei Maxen gefangen genommenen Truppentheile neu zu organisiren. Der König erkannte auch seine Bemühungen und Verdienste an, wie sein Schreiben aus Freiberg vom 17. April 1760 bestätigt:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich mache Euch hierdurch bekannt, wie Ich Euch zu einiger Douceur, wegen der sonst gewöhnlichen Winter-Quartier-Douceur-Gelder, einen Posten von 1500 Thlrn. ausgesetzet habe und dem Kriegsrath Flesch allhier bereits befohlen habe, solches Geld an Euch sofort gegen Quittung baar auszahlen zu lassen. Ich wünschte, dass in Meinen jetzigen Umständen Ich im Stande wäre, Euch Meine Erkenntlichkeit wegen Eurer unermüdeten und rechtschaffenen Dienste noch auf eine beträchtlichere Art am Tage legen zu können. Ihr könnt indessen versichert sein, dass Ich solche nie vergessen

Anlage 4.

Ordre de bataille der Preuszen in der Schlacht bei Kay.

Generallieutenants.	Generalmajors.	Regiment.	Bataillon.	Escadron.
		Commandirender General: Generallieutenant v. Wedell.		
		Erstes Treffen.		
Schorlemmer	Schmettow	Schorlemmer, Dragoner	—	10
		Prinz Friedrich, Cürassier	—	5
	Wobersnow	Tanne, Grenadier-Bataillon	1	—
		Bornstedt, Grenadier-Bataillon	1	—
		Kanitz	2	—
Hülsen	Prinz Bernburg	Goltz	2	—
		Beyer	1	—
	Direcke	Gablenz	2	—
		Direcke	2	—
	Gablenz	Puttkammer	2	—
		Anhalt	2	—
Manteuffel	Grabow	Anhalt	1	—
		Lestwitz	2	—
		Nesse, Grenadier-Bataillon	1	—
		Lossow, Grenadier-Bataillon	1	—
	Schlaberndorf	Schlaberndorf, Cürassier	—	5
	Spaen	Horn, Cürassier	—	5
		Spaen, Cürassier	—	5
	Normann	Platen, Dragoner	—	5
		Summa:	20	35
		Zweites Treffen.		
Kanitz	Puttkammer	Zieten, Husar	—	5
		Puttkammer, Husar	—	10
	Flemming	Lehwald	2	—
		Dohna	2	—
		Der Artillerie-Park		
	Stutterheim	Treskow	2	—
		Bevern	2	—
	Malachowsky	Malachowsky, Husar	—	7
		Ruesch, Husar	—	6
		Summa:	8	28
		Reserve.		
		Hordt	2	—
		Husaren	—	4
		Summa:	2	4
		Recapitulation.		
		Erstes Treffen	20	35
		Zweites Treffen	8	27
		Reserve	2	4
		Summa:	30	67



und in allen Gelegenheiten gerne bezeigen werde, dass Ich sei Euer gnädiger König Fr."

Der Feldzug 1759 war von steten Misserfolgen begleitet gewesen. Die Schlachten von Kay und Kunersdorf, die Capitulation von Maxen und die Gefangennahme Diericke's hatten mehr als die Hälfte der Armee hinweggerafft. Durch die groszen Anstrengungen, die man während des Winters gemacht, war jedoch ein Theil jener Lücken wieder gefüllt, wenn man sich auch nicht verhehlen konnte, dass das frische Material nicht im Entferntesten die kriegserprobten verlorenen Regimenter ersetzte. Die an sich schon missliche Lage des Königs wurde mit Beginn des Feldzuges 1760 durch die Niederlage des Generals Fouquet bei Landshut eine fast hoffnungslose. Schlesien war preisgegeben, und liesz man dem Feinde Zeit, die festen Plätze zu nehmen, so war es ganz verloren. Ging aber Friedrich mit seinen 34,000 Mann nach Schlesien und liesz Daun unberücksichtigt mit der Armee von 100 000 Mann bei Dresden stehen, so waren damit Torgau, Wittenberg und Leipzig in den Händen des Feindes und Magdeburg ernstlich bedroht. Der grosze König beschloss deshalb so zu operiren, dass er Daun zwang, ihm zu folgen und mit ihm nach Schlesien zu rücken, während Hülsen mit einigen Bataillonen und Schwadronen in Sachsen der Reichsarmee Stand halten sollte.

Es war ein kühner Plan, an dessen Ausführung Friedrich schon Anfang Juni schritt.

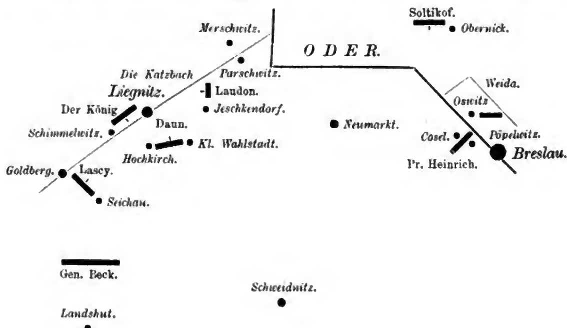
Nachdem die Armee bei Zehren unterhalb Meiszen auf das rechte Elbufer gegangen war, operirte der König gegen den General Lascy über Radeburg auf Bautzen. Wedell führte zehn Bataillone Infanterie auf dem rechten Flügel der Armee. Da jedoch Lascy durch steten Rückzug es zu keiner Entscheidung kommen liesz, wandte sich der König rasch entschlossen gegen Dresden, um dies zu belagern und nach der Einnahme nach Schlesien zu gehen. Der General Wedell commandirte während der Belagerung die Brigaden v. Syburg und v. Saldern auf dem linken Flügel des ersten Treffens; zu letzterer Brigade gehörte das Regiment Wedell, das den ganzen Feldzug von 1760 über unter dem Befehle seines Chefs stand. Einer der heftigsten Ausfälle der Belagerten richtete sich gerade gegen das Regiment Wedell, das eine Redoute im Mozinskaischen Garten besetzt hielt. Die Ausfallstruppe war 4000 Mann stark und hatte schon die Brustwehr in der linken Flanke erstiegen, dennoch wurde der Angriff von dem sich tapfer wehrenden ersten Bataillone des Regimentes abgewiesen. Barsewisch, der als Lieutenant bei dem Bataillone stand, erzählt in seinen Memoiren von diesem Gefechte,

und dass der König und der General Wedell ihre volle Zufriedenheit über das brave Verhalten der Truppen ausgesprochen hätten.

Der König stand von seinem Vorhaben, Dresden zu nehmen, ab, hob am 30. Juli die Belagerung auf und rückte gegen Wilsdruff. Die Avantgarde von eilf Bataillonen unter Wedell marschirte bis Korbitz, am 31. Juli nach Hirschstein, wo sie die Elbe überschritt.

Am 13. August stand der König im Lager bei Liegnitz, mit dem linken Flügel an die Stadt gelehnt, mit dem rechten bei Schimmelwitz. Seine Armee war 30,000 Mann stark, während ihm gegenüber die gesammte Oesterreichische Macht von 90,000 Mann lagerte, und zwar Laudon $^5/_4$ Meilen östlich Liegnitz zwischen Jeschkendorf und Fischerende, Daun $^3/_4$ Meilen südlich der Stadt zwischen Kloster Wahlstatt und Hochkirch und General Lascy in des Königs rechter Flanke zwischen Seichau und Goldberg. Ein kühner Versuch, bei Goldberg die linke Flanke des Feindes durch einen Nachtmarsch zu umgehen, glückte nur halb, da Lascy sich eiligst auf Daun zurückzog. Ein Abmarsch nach Landeshut, um von hier aus mit Umgehung des Feindes seine Verbindungen mit Böhmen abzuschneiden und Schweidnitz zu erreichen, war durch den General Beck, der mit seinen leichten Truppen die Pässe besetzt hatte, vereitelt worden. So sah sich denn der König genöthigt, am 12. August östlich Goldberg wieder die Katzbach zu überschreiten und am nächstfolgenden Tage das alte Lager bei Liegnitz zu beziehen. Der General Wedell commandirte den rechten Flügel der Infanterie des ersten Treffens, die Brigaden Saldern, Zeunert und Stutterheim.

Skizze zu den Operationen vor der Schlacht von Liegnitz.



Soltikoff stand mit der Russischen Armee bei Obernick und der Prinz Heinrich mit weit geringeren Kräften westlich Breslau bei Kosel und Pöpelwitz auf dem linken Oderufer, mit starken Detachements jenseits des Flusses bei Oswitz und hinter der Weida. Es war wohl klar, dass der so concentrirte Feind für die nächsten Tage schon einen entscheidenden Schlag planen würde, und da jedes der beiden Preuszischen Heere für sich allein zu schwach war, um einen taktischen Erfolg erzielen zu können, so befahl der König für den 14. August den Abmarsch der Armee über Liegnitz nach Merschwitz und Parchwitz; von da wollte er je nach Umständen diesseits oder jenseits der Oder die Vereinigung mit seinem Bruder bewerkstelligen. Am Abende des 14. August, mit Einbruch der Dunkelheit, begann die Armee treffen- und waffenweise ihren Linksabmarsch. Die Feldwachen blieben vor dem Lager stehen und unterhielten Bivouakfeuer, um den Feind zu täuschen. Als die Truppen das Schwarzwasser passirt und mit dem rechten Flügel den Glasberg, mit dem linken den Wolfsberg erreicht hatten, von wo aus man über die Katzbach die Lagerfeuer der Laudon'schen Armee sehen konnte, traf von der Avantgarde bei Binowitz die Meldung ein, dass feindliche Colonnen anrücken.

Der Feldmarschall Daun, der Friedrich noch in seinem alten Lager vermuthete, hatte den General Laudon damit beauftragt, in der Nacht über die Katzbach zu gehen und der Preuszischen Armee, die er mit der Hauptmacht am Morgen des 15. August angreifen werde, den Rückzug abzuschneiden. General Lascy würde die rechte Flanke der Preuszen umgehen und ihm bei Ober-Rüstern die Hand reichen.

Der Oesterreichische Cunctator hatte sich also doch entschlossen, die Offensive zu ergreifen; jedoch nicht aus eigener Initiative, Soltikof hatte es gebieterisch verlangt und es zur Bedingung für seine ferneren Hülfeleistungen gemacht. Der Plan war gut, so musste man den Gegner erdrücken und vernichten, aber — man hatte des Königs Feldherrengenie auszer Berechnung gelassen.

Als die Meldung vom Anmarsche des Feindes eintraf, wurden diesem sofort einige Escadrons entgegengeworfen. Die Colonnentêten der Oesterreicher stutzten vor dem unvermutheten Angriffe, die Preuszische Infanterie gewann Zeit, sich nach links herüber zu ziehen, die Anhöhen zu erreichen, sie zu besetzen und Geschütze auffahren zu lassen. Der General Laudon formirte zwar, so rasch es bei der Dunkelheit ging, seine Truppen zum Angriffe, war aber nicht im Stande, die Preuszische Stellung zu nehmen, die, durch das zweite

Treffen verstärkt, sich bald bis an die Strasze Briese-Schönborn ausdehnte, und so alle Bemühungen, den linken Flügel zu umfassen, scheitren liesz.

Plan zur Schlacht bei Liegnitz.

0 2500 5000 7500 10000 Schritt

Durch den Linksabmarsch der Brigade Schenkendorf und des zweiten Treffens war dem Dorfe Panten gegenüber in der Mitte der Armee eine grosze Lücke entstanden. Hier versuchte Laudon durchzustoszen, doch der Generallieutenant v. Wedell bemerkte es noch rechtzeitig und warf die Bataillone Wedell, Forcade, Saldern und Garde dem Feinde entgegen, der unter schweren Verlusten zurückwich und das Dorf Panten dem mit groszer Bravour nachdringenden zweiten Bataillon Garde überlassen musste. Unter dem Schutze einer bei Binowitz aufgefahrenen Batterie zog Laudon seine Truppen aus dem Gefechte zurück; an Gefangenen blieben 86 Offiziere und 6000 Mann, ferner 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten in den Händen des Siegers.

Leider war es unmöglich, den Sieg durch eine energische Verfolgung auszubeuten, denn schon nahte — es war 4 Uhr Morgens — Daun, der zu seinem Erstaunen das Preuszische Lager leer fand. Er liesz Liegnitz mit leichten Truppen besetzen und befahl, dass 30 Schwadronen das Schwarzwasser passiren und gegen den Feind

vorgehen sollten, während er mit dem Gros folgen würde; Lascy solle — wie ihm befohlen — den rechten Flügel umgehen und die Preuszische Stellung im Rücken angreifen. Lieutenant Barsewisch erzählt als Augenzeuge von diesem Angriffe in seinen Memoiren:

„Unter der Zeit hatte der Feldmarschall Daun, da er unser verlassenes Lager und die Wachtfeuer gestürmt, versucht, bei Liegnitz über die Katzbach zu kommen und unseren rechten Flügel anzugreifen, um dadurch den von Laudon Luft zu machen. Aber unser trefflicher General v. Wedell hatte bereits Zeit gewonnen, 40 schwere Kanonen unter der Bedeckung von vier Regimentern aufzufahren und aufmarschiren zu lassen. Er hatte eine kleine Anhöhe unweit dem Ufer besetzt, und hatte der Daun'schen Avantgarde Zeit gelassen, mit etwa 4000 Mann die Katzbach zu passiren. So wie solche anfingen, gegen ihn aufzumarschiren, befahl er sogleich mit allen Kanonen, so mit Kartätschen geladen, zu feuern. Der Feind ward dadurch diesseits der Brücke vollständigst ruiniret und musste die Flucht ergreifen. Alle übrigen heranrückenden Bataillone wurden mit diesen 40 Kanonen dergestalt bewillkommt, dass sie, Fahnen und Geschütz zurücklassend, die Flucht gleichfalls ergreifen mussten, auch wurde die Brücke gänzlich zu Grunde gerichtet. Dahero musste der Herr Feldmarschall jenseits der Katzbach mit 50,000 Mann zusehen, wie die Armee des von Laudon gänzlich geschlagen wurde, ohne ihm helfen zu können."

Lascy's Avantgarde versuchte bei Ober-Rüstern durch eine Furth vorzugehen, sie wurde jedoch durch die Brigade Tettenborn, die hier zur Deckung der Bagage stand, abgewiesen und zog sich zurück.

So war ein glänzender Sieg gewonnen und mit ihm der Weg nach Breslau erkämpft worden. —

Die Schlacht bei Liegnitz ist die letzte, der der Generallieutenant v. Wedell beiwohnte; sie bildet einen würdigen Schlussstein seiner Thätigkeit als Truppenführer, denn in zwei kritischen Momenten war er es gewesen, der mit richtigem Blicke und raschem Entschlusse der Gefahr begegnete.

Schon im Winter 1758 bis 1759 hatte der General Wedell die wenigen Wochen, die ihm nach Erfüllung seiner Aufträge in Dessau, Cöthen, Zerbst und Bernburg während der Zeit der Winterquartiere zur Ruhe verblieben waren, dazu benutzen müssen, einer ernstlichen Cur in Berlin sich zu unterziehen, da seine Gesundheit im letzten Feldzuge erheblich gelitten hatte. Wir kennen den Brief des Königs, in welchem er anlässlich des Urlaubsgesuches dem General Wedell schrieb, er solle sich bestmöglichst curiren und verpanzern laʿuəss

„denn Ich Eurer dieses Jahr in Meinem Dienst noch sehr nöthig habe und darunter noch sehr auf Euch rechne!“ In wie hohem Maasze diese Worte des Königs sich bewahrheiteten, haben uns die Feldzüge von 1759 und 1760 gezeigt.

Das Commando Wedell's gegen die Russen, die Verwundung bei Kunersdorf und gleich nach seiner Heilung die Campagne in Sachsen mit ihren vielen Hin- und Her-Märschen, den exponirten Stellungen seines Corps bei Korbitz und Roitzsch in steter Berührung mit dem Feinde; die rastlose Thätigkeit während des Winters im Hauptquartiere des Prinzen Heinrich, als er in Abwesenheit dieses dem Markgrafen Carl zum Berather beigegeben war, die Belagerung von Dresden mit ihrem aufreibenden Vorpostendienste, der Marsch nach Schlesien, die ermüdenden und anstrengenden Nachtmärsche bei Liegnitz, die Schlacht und die weiteren Operationen auf Breslau, — diese ganze ruhelose Zeit voll Aufregungen, Strapazen und Gefahren hatte die schon sehr schwache Gesundheit Wedell's derartig zerrüttet, dass, so schwer ihm auch jetzt mitten im Kriege nach 31jähriger Dienstzeit dieser Entschluss wurde, — er daran denken musste, die Armee zu verlassen.

Wedell war trotz seiner Leiden stets in treuester Pflichterfüllung auf seinem Posten gewesen, doch die Natur forderte ihre Rechte; er war bei aller Selbstüberwindung nicht mehr im Stande, den Entbehrungen und Anstrengungen des Krieges die Stirn zu bieten. Er bat daher um die Erlaubniss, nach Berlin gehen zu dürfen, um hier seine Genesung abzuwarten. Der König sah ihn ungern von der Armee scheiden, er brauchte in diesen schweren Zeiten seine alten erprobten Generale, und nur mit Widerstreben gab er den gerechtfertigten Wünschen Wedell's nach. Dieser ging Ende October des Jahres 1760 nach seinem Landsitze Göritz zu seiner Familie zurück, jedoch schon Anfang December rief ihn ein Brief des Königs nach Berlin. Derselbe ist aus Leipzig vom 11. December 1760 datirt:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Da so lange Ihr Euch nicht im Stande findet, bei der Armee zu dienen, Ihr Mir demohnerachtet aber gute Dienste zu Berlin thun könnet; So ist mein Wille, dass Ihr Euch der dortigen Magazin-Sachen, so sonst der verstorbene Ministre v. Katt zu besorgen gehabt, annehmen und solche besorgen sollet, welches Ich auch dem dasigen Generaldirectorio notificire.“

Der Gesundheitszustand Wedell's hatte sich in den wenigen Wochen der Ruhe durchaus nicht gebessert, und so sah er sich auf das Drängen seines Arztes und seiner Familie genöthigt, dem Könige zu melden, dass er nicht glaube, noch fernerhin in der Armee

Dienste leisten zu können. Am 16. December antwortete der König ihm hierauf:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Ich bedaure ganz sehr, wenn Ich aus Eurem Schreiben vom 10. d. ersehen müssen, dass es sich mit Euren Gesundheitsumständen bisher noch wenig zur Besserung angelassen hat, welches sich aber nach meinem Wunsch und Hoffnung noch alles finden wird. Inzwischen werde Ich doch sehr gern sehen, dass Ihr Euch doch von dortigen Magazin- und Proviantsachen, nach Einhalt Meines vorigen Schreibens an Euch, meliret, da Ich vor der Hand Niemanden dahabe, dem Ich solche anvertrauen könnte, Und wenn Ihr auch noch krank und unpässlich seid, so wird Euch doch dieses nicht hindern können, auf das dabei Nöthige aus der Kammer zu Meinem Dienst und Interesse zu inspiciren. Ich bin etc."

Da der General — so lange er Chef seines Regimentes blieb — sich doch dazu verpflichtet sah, zum Heere zurückzukehren, bat er zu mehreren Malen, ihn dieser Stellung zu entheben. Der König bewilligte es und schrieb ihm am 25. December:

„Mein lieber G.-L. v. Wedell. Da Ihr in Eurem Schreiben vom 22. dieses wiederholentlich um Eure Dimission ansuchet, So will Ich Euch auch solche accordiren und werde von dem Regimente anderweitig disponiren. Ich bin etc."

Der Wirkungskreis, in den wir jetzt den General Wedell eintreten sehen, war der der obersten Militair-Verwaltungsbehörde. Im Jahre 1723 hatte Friedrich Wilhelm der Erste, an Stelle des alten Generalcommissariats, das General-Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directorium gegründet, das in sechs Departements getheilt war. Das sechste war das Militair- und Kriegs-Departement, wohin alle Marsch-, Servis-, Einquartierungs-, Magazin- und Proviantsachen, ferner sämmtliche Invalidensachen, ingleichen das Salpeterwesen, wie auch das grosze Waisenhaus in Potsdam und die demselben zuständigen Etablissements gehörten, nämlich: das Lagerhaus, die Gold- und Silbermanufactur und das Alaunbergwerk zu Freyenwalde. Sämmtliche Departements-Dirigenten führten den Titel: „Etats-Minister und Finanz-, Kriegs- und Domänenrath"; die allgemeinen Verwaltungsgeschäfte waren nach den Provinzen vertheilt, Specialien, wie Postwesen, Münzwesen, Rechnenkammer, Marsch- und Verpflegungswesen der Armee, nebenbei noch den einzelnen Ministern zur Bearbeitung zugewiesen. König Friedrich war dieses umständlichen Geschäftsbetriebes, der oft dazu führte, dass bei Vertretungen Sachen von Leuten bearbeitet wurden, die nichts davon verstanden, sehr

bald überdrüssig. Er hatte darum alle Militaria dem Generaldirectorium abgenommen und dieselben am 25. Februar 1746 dem Etats-Minister Heinrich Christoph von Katte übergeben, jedoch mit Ausschluss der Armirung, Remontirung und Bekleidung, die dem Generallieutenant v. Massow unterstellt war. Als am 23. November 1760 der Minister v. Katte starb, fielen die Militair-Verwaltungs-Angelegenheiten vorläufig an das Generaldirectorium zurück, aber nur für kurze Zeit, da schon am 11. December der König den General v. Wedell zur Wahrnehmung dieser Geschäfte bestimmte. Der erste Bericht Wedell's über die Magazinverhältnisse hatte des Königs vollste Zufriedenheit; er antwortete am 27. December:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Es hat Mir zu gnädigstem Gefallen gegen Euch gereichet, dass Ihr Euch nach Meiner Ordre und Intention derer Magazin-Sachen dort zu Berlin soweit angenommen habt, dass Ihr Mir von dem Zustande derer dasigen Magazine Euren Bericht vom 22. dieses erstatten können."

Bald erweiterten sich die Thätigkeitskreise des Generals in Berlin, da ihm der König auch Aufträge betreffs Ersatzes an Pferden, Mannschaften und Artilleriematerial ertheilte. Er schrieb ihm am 5. Januar 1761 aus Leipzig:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Von der Artillerie, so jetzo zu Berlin gegossen wird, verlange Ich noch zwei Stück 12pfündige Brummer hierher zur Feld-Artillerie vor hiesige Armee. Da Mir nun der Obrist v. Dieskow gemeldet hat, dass zu solchen nebst denen dazu gehörigen 3 Cartouche-Wagens zu deren Bespannung 21 Knechte und 42 Pferde erfordert werden, So will Ich, dass Ihr nur gedachte Anzahl Knechte dortigen und zwar aus den dasigen Enrollirungs-Cantons derer Cürassier-Regimenter sogleich dazu ausschreiben, die 42 Pferde aber allda zu diesem Behuf ankaufen lassen sollet, welche Ich selbst bezahlen lassen werde. Ihr habet also dieses zu besorgen, damit alles zu Bespannung vorgedachter Canons baldigst zusammen sein müsse und deren Transport anhero geschehen könne. Ich bin etc.

(Eigenhändig.) ich bitte ihm, nehme er Sich doch aldort der Sachen an, dan es ist Kein vernünftiger Mensch, den ich sie dorten anvertrauen Kan."

Drei Tage später erhielt Wedell im Anschlusse an eine Ordre folgende Mittheilung:

„Im Uebrigen habe Ich Euch hierdurch zu eröffnen nicht Anstand nehmen wollen, dass wofern Euch die Function, so Ihr jetzo zu Berlin versehet, conveniret und Ihr solche behalten wollet, solches Mir ganz lieb seyn wird, da Ich gegenwärtig niemanden habe oder

weisz, den Ich sonsten solche, auszer Euch, anvertrauen könnte. Wann Ihr also gedachten Posten ja behalten wollet, so dörffet Ihr Mir nur ein Wort deshalb schreiben, da Ich dann darauf das Weitere befehlen werde. Ich bin etc."

Wedell sah aus dieser Aufforderung, dass er trotz seines Wegganges von der Armee, wozu er sich ja selbst nur mit schwerem Herzen entschlossen, die Gnade und das Wohlwollen seines Königs nicht eingebüszt hatte. Mit Freuden ergriff er daher diese Gelegenheit, auch noch fernerhin seinem Könige und dem Vaterlande seine Kräfte zu weihen und schrieb ins Hauptquartier zurück, dass er die ihm bisher aufgetragenen Geschäfte auch für die Folge besorgen wolle. Der König antwortete am 13. Januar:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Ich nehme das in Eurem Schreiben vom 10. d. Mir gethanene Erbieten, die bei des verstorbenen Etatsminister v. Katt Zeiten gar sehr in Unordnung gerathenen dortigen Magazin- und Proviant-Sachen, mithin das ganze Magazin-Wesen ohne Verzug wiederum auf einen ordentlichen Fusz bringen zu wollen, in Gnaden an. Es wird noch von Euch dependiren, ob Ihr diesen ganzen Posten auf beständig hin annehmen und behalten wollet, dabei Ihr in Erwägung zu ziehen habet, dass der Posten vom Ministre de Guerre ein sehr honorabler Posten sei, dass Ich vor jetzo niemanden dorten habe, dem Ich dergleichen anvertrauen könnte und dass, wenn auch Eure Krankheiten und Umstände es erfordern sollten, Euch in der Kammer zu halten, Ihr dennoch solche Eure Fonction auch in der Kammer verrichten könnet. Ich werde also Eure endliche Declaration darüber gewärtigen, um also das Weitere darüber zu ordnen. Könntet Ihr Euch aber dazu auf Beständighin nicht entschlieszen, so werdet Ihr Mir doch eine grosze Gefälligkeit erweisen, wenn Ihr wenigstens obgedachtes sehr in Unordnung gerathenes Magazinwesen wiederum auf einen recht ordentlichen Fusz bringen und richten werdet. Ich bin etc."

Am 19. Januar erhielt Wedell eine Königliche Ordre, aus der wir einmal ersehen, wie eingehend der grosze König, selbst vom Kriegsschauplatz aus, sich um seine Friedensverwaltung bekümmerte und selbst eingriff, wo es Noth that, und die andrerseits uns beweist, wie der König Wedell's Einsicht und Energie schätzte und zu benutzen wusste. Das Schreiben lautet:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Ich mache Euch hierdurch bekannt, wie dass bei den von dem General-Directorio Mir ohnlängst unter dem 29. vorigen Monats December sich in der Churmark dergestalt ereigneten Brennholz-Mangels, dass auch die Churmärkische

Kammer sich von aller weiterer Lieferung zu denen Magdeburgischen Salz-Cocturen lossagen müssen, Ich resolviret habe, in denen zunächst der Elbe hinan bis ohngefähr Wittenberg belegenen Sächsischen, auch in den Zerbstschen Forsten und Haiden, so dem Fürsten daselbst gehören, so vieles an Brennholz fällen und zu gedachten Cocturen auf dem Wasser flöszen und transportiren zu lassen, als gedachte Salz-Cocturen auf eine Zeit von drei Jahren im Voraus nöthig haben. Wie Ich deshalb sowohl an gedachtes General-Directorium in Sachsen geschrieben und befohlen habe, davon communicire Ich Euch Abschriften hierbei, auf dass Ihr Euch daraus um so mehr von Meiner Willensmeinung informiren und au fait setzen könnet.

Weilen Mir aber schon aus der vorigen Erfahrung bekannt ist, wie schläfrig und nachlässig während diesen jetzigen Kriegszeiten auch die pressantesten Sachen bei dem Generaldirectorio betrieben werden und wie verkehrt und unbedachtsam sich solches mehrentheils in Sachen, die nicht von dem täglichen Schlendrian sein, nimmt; So habe Ich nicht umhin gekonnt, Euch hierdurch zu ersuchen und zugleich auch hiermit zu autorisiren, dass Ihr Euch dieser Sache dorten insoweit annehmet und dahin sehet, nöthigenfalls auch allen Nachdruck gebet, damit dortiger Orten sogleich und sonder den geringsten Zeitverlust, die zu gedachten Holzschlägen erforderlichen Arbeiter an Holzschlägern und Fuhren aus dasigen Provinzen, insonderheit der Magdeburgschen, Chur- und Neumärkischen zusammengebracht und nebst denen zur Anweisung und Aufsicht benöthigten Holzschreibern auch Förstern an Ort und Stelle geschicket, daselbst angewiesen und gleich in Arbeit gesetzt werden müssen. Es wird dieses die dortigen Unterthanen um so weniger incommodiren noch beschwerlich fallen, da dieselben bei jetziger Winter-Saison und Frost ohnedem keine Arbeit und Verdienst haben, hergegen bei dieser Gelegenheit noch einen guten Verdienst an Gelde und zu ihren Unterhalt haben können, da nach Anzeige Meiner Ordre an das General-Directorium, Ich schon befohlen habe, dass diese Leute und Fuhren baar bezahlet und der Fonds dazu aus der Ober-Salz-Kasse zu Berlin, von denen Geldern, so Ich sonsten zum Ankauf des Brennholzes vor den Salz-Cocturen ausgesetzet habe, genommen werden sollen. Ich habe auch dem hiesigen Ober-Directorio und Feldt-Commissariat aufgetragen, darüber mit Euch allenfalls weiter zu correspondiren, dabei Ich Euch noch bekannt machen muss, wie Ich resolviret, dass über das vor die Salz-Cocturen auf drei Jahre erforderliche Brennholz auch noch das in der abschriftlich anliegenden designation specificirte Artillerie-Nutzholz für die Vestung Magde-

burg in gedachten Sächsischen oder Zerbstschen Forsten geschlagen, ausgearbeitet und dahin transportiret werden soll, über welches alles und dass es prompte und balde geschehen müsse, Ich den Capitain und Flügeladjutanten v. Bonin die besondere Aufsicht an Ort und Stelle aufgetragen habe. Ihr werdet Mir eine besondere Gefälligkeit erweisen, wenn Ihr Euch dieser Sache dorten, so viel nehmlich das dasige General-Directorium davon angehet, bestens und mit authorithaet und Nachdruck angelegen sein lassen werdet, dann Mir solches gar viel importiret und sehr daran gelegen ist, auch dass zugleich alles und der transport davon, noch in jetzigen Wintermonaten geschehe, weil Ihr selbst erachten werdet, dass wenn gegen das Frühjahr die Zeit herankommt, da die Armen sich wiederum zusammenzuziehen anfangen, alsdann nach denen Umständen, das Schlagen des Holzes sowohl, als dessen transport gar leichtlich in das Stocken gerathen und behindert werden könne, und dass dabei auf die Hälfte der Sächsischen Unterthanen wenig oder garnicht zu rechnen sei, die daran, theils aus Furcht, theils wegen derer Fuhren, so sie der Magazinlieferungen halber zu thun haben, wenig oder garnichts dabei thun werden. Ich bin etc."

Am 25. Januar erhielt der General v. Wedell durch ein Handschreiben des Königs die Benachrichtigung seiner Ernennung zum Ministre de guerre. Er war somit der erste Preuszische Minister, der den officiellen Titel: „Kriegsminister" geführt hat. Der König schreibt in diesem Briefe am 25. Januar:

„Bester, besonders lieber und Getreuer. Da Ihr zu Meinem höchstgnädigen Gefallen die Euch angetragene Fonction so der verstorbene Etats-Ministre v. Katt in dem General-Directorio zu Berlin bearbeitet, übernommen und beständig hin respiciren zu wollen in Eurem Schreiben vom 21. dieses gegen Mich declariret habet, So bin Ich davon in Gnaden zufrieden und habe die Ordre an gedachtes General-Directorium ergehen lassen, dass Ihr als Ministre de Guerre das Departement von Marsch- und Einquartirungs-Wesen, besonders habet, auch Euch deshalb das jährliche Tractament der 5000 rthlr. so der verstorbene Etats-Ministre v. Katt gehabt, conferiret sein soll. Es wird Mir auch lieb sein, wann Ihr Euch zugleich mit der Potsdamschen Waisenhaus-Sachen annehmen und solche wiederum in recht gute Ordnung zu herstellen Euch angelegen sein lassen werdet. Vor das Uebrige accordire ich Euch ganz gerne hierdurch die gebetene Freiheit, dass Ihr dann und wann, und wie es ohne Verhinderung der Euch obliegenden Geschäfte ge-

schehen kann, nach Euren Gütern reisen und Eure Wirthschaft bei solchen in Ordnung halten möget. Ich bin etc."

Aus der nun folgenden mehrjährigen Verwaltungsperiode des Kriegsministers ist eine grosze Zahl von Briefen vorhanden, die uns ein klares Bild von Wedell's Thätigkeit und von der gewaltigen Arbeitskraft des groszen Königs entrollen, der, so wie es seine Zeit gestattete, sich persönlich um eine Masse Verwaltungsdetails kümmerte. Aber in den Zeiten, wo seine ganze geistige Kraft durch die Kriegsoperationen in Anspruch genommen wird und wie er selbst schreibt: „Meine gegenwärtigen Umstände und höchst serieusen Beschäftigungen Mir ohnmöglich Zeit vergönnen", da legte er die Sorge für alle diese Geschäfte vertrauensvoll in die Hände seines Ministers, der in seinen langjährigen Diensten als General und Heerführer es oftmals selbst durchlebt und gesehen hatte, welchen entscheidenden Einfluss die Sicherstellung der Armeeverpflegung auf den glücklichen Ausgang der Operationen ausübt. Wie der Minister dem Könige stets Rapporte über den Zustand der Magazine und alle andern ihm unterstellten Angelegenheiten senden musste, so unterrichtete dieser auch jenen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit in chiffrirten Depeschen von dem Stande der Dinge im Felde: was er vom Feinde erfahren hatte und was er selbst zu unternehmen gedenke. Ferner verhandelte der König durch seinen Kriegsminister auch mit den Landständen, denen er als wahrer Landesvater das zu ersetzen suchte, was ihnen der Krieg geraubt. Folgende zwei Briefe klären uns darüber auf:

„Mein lieber Minister de guerre v. Wedell. Die Neumärkischen Stände haben bei Mir klagen wollen, als ob die 50,000 rthlr., so Ich vorlängst bereits auf die Neumark zu Ankaufung des Brodt- und etwas Saat-Korns durch den Geheimenrath Köppen allhier assignirt habe, dazu nicht hinreichen wollten. Ich will also, dass Ihr deshalb nachsehen und soviel möglich selbst examiniren sollet, ob die Leute deshalb zu klagen Ursache haben oder nicht? Dabei Euch aber zur Nachricht und zur Direction dienet, dass Ich zwar vor die Hülfsbedürftigen durch den Krieg ruinirten Leute das ohnumgängliche Brodtkorn, damit sie sich nur des Hungers erwehren können und nicht deshalb aus dem Lande laufen müssen, nebst etwas Saatkorn, wo es convenable ist, gerne kaufen und ihnen solches zu gedachtem Behuf reichen lassen will, weiter aber auch kann es jetzo nicht gehen, indem Ihr selbst erkennen werdet, dass Ich die Neumark noch nicht gänzlich wider die feindliche Russische Einfälle decken kann und dass mithin alles andere, was Ich zum retablissement dieser

armen Leute während dem Kriege anwenden dörffte, Ihnen doch von den Russen wiederum geraubet oder abgepresset, mithin alles Geld, was Ich dazu angewandt hätte, vergebens und zum Fenster hinausgeworfen sein würde; Welches Ich Euch also bei dieser recherche und sonsten zu Eurer Instruction und Direction bekannt mache. Ich bin etc."

„Mein lieber Ministre de guerre v. Wedell. Ich habe Eure beide Berichte vom 8. d. erhalten. So viel die Noth der Neumärkischen Unterthanen und sonderlich in denen Hinter-Creysen anbetrifft; da könnet Ihr leicht erachten, dass mir solche sehr zu Herzen gehen muss. Es ist aber ohnmöglich, dass ich denenselben vorjetzt und bei noch währenden Kriegeszeiten mit denen Kosten zu Wiederanschaffung einiges Viehes helfen kann und aus der von Euch angeführten guten Ursache werde Ich es auch mit Beschaffung einiges Saatkorns anstehen lassen müssen. Zu dem erforderlichen Brodkorn vor gedachte arme Unterthanen aber habe ich die Ordre an den Geheimenrath Köppen ergehen lassen, dass derselbe an Euch noch zu solchem Behuf 50,000 rthlr. sogleich übermachen und sogleich auszahlen soll. Dieses aber ist auch Alles, was Ich in jetzigen Umständen deshalb thun kann und reposire Ich Mich im Uebrigen lediglich auf die von Euch darunter zu machende gute Disposition, damit diese Gelder auch wirklich unter die nothleidende Unterthanen indistinctement redlich repartiret, von denenselben aber auch zu nichts anders als zu Erkaufung ihres benöthigten Brodkornes angewandt, mithin von ihnen sonsten kein Missbrauch davon gemacht werden müsse. Ich habe übrigens zugleich gedachten G. R. Köppen befohlen, die von Euch gemeldete 2940 rthlr. zu Anschaffung der Artillerie vor die zwei Stück 12pfündige Brummers und dazu gehöriges Fuhrwerk an Euch und gegen Eure Quittung zu bezahlen. Ich bin etc."

Die Etatsminister v. Wedell und Graf Finkenstein waren die Vertrauten des Königs, wenn es galt auf die Stimmung der Bevölkerung der Marken und Berlins einzuwirken, wenn die reichsten Besitzer in Land und Stadt in vorsichtiger Weise gewarnt werden sollten, ihre bewegliche Habe vor einer bevorstehenden feindlichen Invasion in Sicherheit zu bringen.

So schreibt der König aus Kunzendorf am 2. Juni 1762:

„Mein lieber Ministre de guerre v. Wedell. Nach einer Mir sogleich aus Polen zugekommenen Nachricht soll das Project derer Russen sein, dass solche wiederum wie im vorigen Jahre mit einem Theil ihrer Armee in die Churmark eindringen wollen. Nun halte

Ich diese Nachricht nicht vor so gewiss, dass darauf schon völlig zu bauen wäre. Ich würde solchenfalls auch nicht an den nöthigen Arrangements fehlen lassen, um Meine dasige Provinz zu decken, so viel es nur Meine Kräfte und die Umstände werden zu lassen wollen. Da es aber doch allemahl gut ist, auch auf alle Vorfälle einige précautions von ferne deshalb zu nehmen; so habe Ich Euch davon avertiren und Meine intention deswegen dahin zu erkennen geben wollen, wie es gut und nöthig sein dörfte, dass Ihr denen Edelleuten auf dem Lande avertiren lieszet, damit selbige auf gedachten Fall und wenn die feindliche Armee sich nähern sollte, alsdenn sie ihre besten meubles und Effecten, so dem Feinde zum Raube und Verderb dienen könnten, in Sicherheit setzeten, desgleihen auch ihr Vieh, wenn es auch nur jenseits der Elbe wäre, auf dass ihnen solches nicht geraubet werden könnte. Vor ihre Personen können sie auf ihren Gütern bleiben, wie es dann auch nöthig sein dörfte, dass die Landräthe in ihren Creysern bleiben und auf solchen Fall den Verderb des Landes und die feindlichen Plünderungen nach aller Möglichkeit zu verhindern. Ich habe eben dieser Sache wegen an den Etats-Ministre Grafen v. Finkenstein geschrieben, damit sich derselbe darüber und über die beste Art und Weise, wie solche insinuation geschehen kann und was etwa dabei zu beobachten, mit Euch concertire, mit welchen Ihr also darüber sogleich vorläufig zu correspondiren habet. Ich bin etc."

(Eigenhändig.) Ohne Noth müsset Ihr keinen gar zu frühzeitigen éclat hiervon machen.

In derselben Angelegenheit trifft ein neuer Brief des Königs ein, der vom 19. Juni datirt ist.

„Mein lieber Ministre de guerre v. Wedell. Was Ihr Mir in Eurem Bericht vom 16. d. wegen des zwischen dem Etatsminister v. Finkenstein und Euch über die Euch aufgetragene Angelegenheit getroffenen Concert und über die Art, mit welcher Ihr solches ausrichten wollet gemeldet habet, davon bin ich ganz wohl zufrieden gewesen. Was die Stadt Berlin angehet, da werdet Ihr als ein vernünftiger und der Sache erfahrener Mann am besten beurtheilen können, ob und wenn es nöthig und rathsam sei, dem dortigen Geheimenrath Kircheisen einige Ouvertüre davon zu thun, damit derselbe die wohlhabensten Leute alsdann mit einer guten Art und so avertire, dass nicht Alles zusammen in einen groszen Schreck gesetzt und ohnnöthigerweise sich allarmire und davon laufen wolle, ohne zu wissen, warum noch wohin. Auch dass Ihr auch alles um so besser beurtheilen und Euch darnach dirigiren könnet, so habe

Ich Euch hierdurch, jedoch mit Einbindung des allergröszesten Geheimnisses und vor Euch nur alleine bekannt machen wollen, wie Meinen letzteren Nachrichten nach das Project des Feindes sein soll, dass Laudon in Schlesien operiren, Daun aber sich mit der oesterreichischen Armee von Dresden, wo er nur die Reichstruppen mit etwas Oesterreicher lassen will, wegziehen und bei Lauban sitzen wolle, um allenthalben à portée zu sein, inzwischen die Russen, auszer was sie gegen Colberg detachiret haben, sich gegen Frankfurt an der Oder verziehen wolleh, da in Sachsen der Prinz Xavier im Thüringischen mit einem aparten Corps gegen das Halberstädtische und Magdeburgische agiren solle. So embarrassant dies alles zu sein scheint, wenn es wirklich geschehen sollte, so habe Ich doch schon auf alle Fälle meine Mesures dagegen so genommen, dass Ich mit Beistand des Himmels und einigen Glücke alle diese so critique anscheinende projecte fallen zu machen und zu vereiteln verhoffe.

Ich gedenke das durch die gute Einrichtung, so mit dem Prinzen von Würtemberg in Pommern gemachet worden, die Russen sich die Köpfe recht tüchtig zerstoszen sollen und nach meinen genommenen Mesures mit Meinem Bruder Heinrich und den General Goltz werden dieselben Mir von den Russen und von den sächsischen Corps Rechnung geben können, da Ich es inzwischen hier mit dem Daun und Laudon zu thun haben werde.

Alles dieses sage Ich Euch nur lediglich und alleine davon Ihr Mir auf Eure Pflicht und honneur das genaueste und ohnverbrüchlichste Geheimniss halten müsset. Ich bin etc."

Am 28. Juni widerruft der König die allarmirenden Gerüchte, indem er schreibt:

„Mein lieber Ministre de Guerre v. Wedell. Ich habe Euch hierdurch zu avertiren keinen Anstand nehmen wollen, wie Ich sicher weiss, dass die russische Armee nicht in die Neumark einrücken, noch weniger aber eine Invasion in die Churmark versuchen wird, sondern dass solche vielmehr Ordre hat geradezu gegen Breslau zu marchiren, auch auf diesen Fall habe Ich Meine Mesures genommen, und hoffe, dass der Himmel solche secondiren wird.

Ich habe Euch aber von Obigen deshalb ohnverzüglich benachrichtigen wollen, dass Ihr, jedoch ohne dieses Mein Schreiben dorten public zu machen, das dasige Publicum nunmehro gegen alle appréhensions, so es etwa gegen einer besorgten Invasion derer Russen daselbst gefasset hat, gänzlich rassuriren könnet, zumalen wenn solches hören sollte, dass etwas von russischen leichten Völkern zu

Landsberg oder zu Driesen wäre, als woran Ihr Euch garnicht kehren dürftet. Ich habe hiervon zugleich dem Minister Grafen von Finkenstein benachrichtiget. Ihr sollet obstehende Chiffre den dortigen Commandanten den Hauptmann v. Zegelin déchiffriren lassen, als der die Chiffre dazu in Händen hat."

Ueber die Art und Weise, wie der grosze König sich stets neue Hülfsquellen für die Unterhaltung seiner Armee eröffnete, und schon lange vorher alle sicher in Aussicht stehenden Vortheile mit in Rechnung zog, giebt uns eine Antwort des Königs auf die Meldung Wedell's über den Stand der Magazine ein so klares Bild, dass der Brief hier Erwähnung finden soll:

Breslau, den 17. April 1762.

„Mein lieber Kriegsminister v. Wedell. Nachdem Ich den Einhalt Eures Berichtes vom 13. dieses und des darin enthaltenen Details von den dortigen Magazins mit mehreren ersehen habe, so gebe Ich Euch darauf in Antwort, wie:

1) Ihr noch nicht wissen könnet, was Ich bereits in Preuszen vor Anstalten wegen eines Einkaufes und Transportes von Getreide zu Wasser nach Stettin vorläufig gemacht habe, welches darin besteht, dass sobald nur der Friede mit Russland geschlossen und publicirt sein wird, sodann vor Mich sogleich 10000 Wispel Roggen und bis 6000 Wispel Haber dort zusammen gebracht und mit deren Transportirung nach Stettin zu Wasser sogleich angefangen und fleiszig continuirt werden soll, wozu schon alle nöthige Arrangements getroffen und die Fonds angewiesen seindt.

2) Wenn es also nicht anders, so müsst Ich alles, was aus den Märkschen und Pommerschen Magazinen vorräthig ist und nur immer genommen werden kann, als einen Vorschuss rechnen, den gedachte Magazine thun, welchen sie wiedergeben können, wenn gedachtes Getreide aus Preuszen kommen wird, welches aber von Euch ohne den geringsten Zeitverlust geschehen und sehr betrieben werden muss, weil wir es hier höchst nöthig haben.

3) Dienet Euch zur Direction dass, zwischen hier und einen Monat ungefähr auch der Friede mit denen Schweden richtig und geschlossen sein wird.

4) Die 1300 Wispel Gerste und 1207 Wispel Haber zu Stettin seynd dorten garnicht nöthig und alles was an dergleichen Sorten mehr da ist, indem die Garnison allda solches nicht nöthig hat, noch consumiren kann und muss alsofort und sogleich hierher geschickt werden.

5) Bei jetzigen Umständen sehe Ich gar nicht ab, dass ein Ma-

gazin zu Spaudau nöthig sei, also kann von dar auch aller Roggen, Gerste und Haber sofort hierher geschickt werden.

Ihr wisset hierbei, wie unsere Umstände hier so seyndt, dass wir aus Polen nichts haben bekommen können, welches die Ursache ist, warum Ich aus dortigen Magazinen die Hülfe hierher haben muss. Mit Mehl bin Ich hier bis Ende August, mit Fourage aber höchstens bis Ende Juni versehen, also ist es absolut nothwendig, dass Ihr noch von dem jetzigen hohen Wasser profitiret und dass Wir zu denen hiesigen Magazinen baldigst zusammenschleppen, was Wir nur können, damit uns der Hunger nicht aus Schlesien jage. Wegen dieser Umstände also müsset Ihr wegen denen Transports hierher gar sehr eilen und darunter thun, was nur immer menschenmöglich ist. Ich bin etc."

Am 15. Februar 1763 war der Hubertsburger Frieden abgeschlossen worden und mit dem Ende des Krieges auch ein Theil der Geschäfte Wedell's veringert, die nun in geordnetere Verhältnisse übergingen. Ein erneuter Beweis Königlichen Vertrauens wurde dem Kriegsminister zu Theil, als durch eine Cabinetsordre vom 7. April 1763 er und der General der Cavallerie v. Zieten nach der Zurückkunft des Generallieutenant v. Fink aus der Kriegsgefangenschaft damit beauftragt wurden, „alle bei der übel geführten Affaire von Maxen vorgefallenen Umstände und die Conduite, so der damalige commandirende Generallieutenant v. Finck auch andere, dabei gehalten, gründlich zu examiniren". An Wedell schrieb der König unter Anderem noch: „Ihr vor Euch habt Euch besonders dieser Untersuchung anzunehmen".

Der Wirkungskreis Wedell's als Kriegsminister war, wie uns so manche alte Quellenschriften erzählen, nicht blos auf die direct ihm überwiesenen Geschäfte beschränkt, er dehnte ihn durch seine vielseitigen Interessen weiter aus. So berichten Beiträge zur Geschichte der Stadt Bernau, die ums Jahr 1780 geschrieben sind, das Se. Excellenz der Etatsminister v. Wedell die Strasze von Berlin nach der Uckermark, die über Bernau führt, habe aufräumen und mit Steinen pflastern lassen.

Dreizehn Jahre hatte der General v. Wedell als Kriegsminister zur steten Zufriedenheit seines Königs mit Hintenansetzung aller eigenen Interessen gedient. Seine Leiden hatten sich in den letzten Jahren wesentlich gesteigert und so bat er Anfang December 1774 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste. Der König erwiderte auf dieses Gesuch am 9. December:

„Mein lieber General-Lieutenant und Krieges-Minister v. Wedell.

Mir thut zwar sehr leid aus Eurem Schreiben vom 8. dieses Monaths Eure kränkliche Gesundheits-Umstände zu ersehen: wenn indessen solche wie Ich gleichwohl nicht hoffen will Euch die Hoffnung der Besserung nicht lassen möchten; so werde Ich Euch sodann die von Euch zugleich anverlangte Erlassung Eurer Dienste zwar nicht refüsiren: nur wollet Ihr dieserhalb noch etwas in Geduld stehen und Mir die Zeit lassen, auf ein anderes tüchtiges Subjectum zu Wiederbesetzung Eures Postens Bedacht nehmen zu können; will Euch indessen eine baldige gute Besserung zu Eurer Wiederherstellung annoch anwünschen als Euer Wohlaffectionirter König."

So blieb denn Wedell vorläufig noch in der Erwartung, dass der König einen Nachfolger für ihn finden und dann seinen Bitten Gehör schenken würde. Als er jedoch nach sechs Monaten noch keine Nachricht aus dem Cabinete erhalten hatte, wagte er erneute Vorstellungen hierüber zu machen und erhielt am 20. Juli den sehr gnädigen, aber doch bei seiner fortwährenden Kränklichkeit für ihn nicht erwünschten Bescheid, dass ihm die Entlassung nicht gewährt werden könne. Der König schreibt:

„Mein lieber G.-L. und Kriegs-Minister v. Wedell. Ohnerachtet Meiner Euch hiebevor gegebenen Versicherung kann Ich Mich doch noch nicht entschlieszen, Euch meiner Dienste auf Eure gestrige Vorstellung zu entlassen. Sind Eure Gesundheitsumstände gleich noch nicht die besten, so kann Ich Mir doch solche auch nicht so schlecht vorstellen, dass sie Euch an pflichtmäsziger Wahrnehmung Eurer Amtspflichten gänzlich hindern sollten: So viele Arbeit fället ja nicht bei dem Euch anvertrauten Posten vor und Ich möchte Mich dahero noch gern lange nennen Euren Wohlaffectionirten König".

Im Frühjahre 1778 brach der Bayerische Erbfolgekrieg aus und Wedell erhielt am 24. März 1778 den Befehl, zur Durchführung aller Verpflegungsvorkehrungen mit der Armee nach Böhmen zu gehen, da er in Berlin zu weit ab sei, um die gehörige Aufsicht führen zu können. Doch der General v. Wedell war so leidend, dass er auf seine Vorstellungen von diesem Commando abgelöst wurde, und als er im nächsten Jahre 1779 von Neuem sein Entlassungs-Gesuch einreichte, gewährte es ihm der König huldvollst am 3. September 1779, indem er schrieb:

„Mein lieber G.-L. und Kriegsminister v. Wedell. Ich habe Euch auf Euer Schreiben vom 2. dieses, worin Ihr um die Entlassung Eurer Dienste anderweit nachsuchet hierdurch zu erkennen geben wollen, dass wenn Ihr meint, dass Ihr Eurer kränklichen Umstände

wegen dem Euch anvertrauten Posten nicht weiter vorstehen könnet, Ich Euch den gebetenen Abschied wohl accordiren will, und bin in übrigen etc."

Am 6. September wurde Wedell angewiesen, alle seine Geschäfte, Acten und Cassen an seinen Nachfolger, den Generalmajor v. Schulenburg, zu übergeben und nachdem dies geschehen, erhielt Wedell die letzte Cabinetsordre seines Königs:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Ich habe aus Eurem Schreiben vom 9. dieses ersehen, dass Ihr das Euch anvertraute Militair-Departement, nebst allen dahin ressortirenden Cassen an den Generalmajor v. Schulenburg in gehöriger Ordnung abgegeben und überliefert habt und ist solches ganz recht. Ich danke Euch bei dieser Gelegenheit für Eure Mir geleistete Dienste. Es werden Mir solche **unvergesslich** sein und werde Ich Mir dagegen gelegentlich ein plaisir daraus machen, Euch zeigen zu können, dass Ich sei Euer gnädiger König. Friedrich." —

Fünfzig Jahre hatte Wedell bis zu seinem 67. Lebensjahre in der Armee und als Kriegsminister gedient. Die letzten Tage seines Lebens wollte er nun im Kreise seiner Familie auf seinem Stammsitze Göritz zubringen.

Seine Frau, eine geborene v. Bröcker, hatte, während der vielen Feldzüge und Geschäfte ihres Mannes in Göritz in treuester Pflichterfüllung nur der Erziehung der Kinder und der Verwaltung des Gutes gelebt. Der einzige Sohn und Erbe von Göritz, Carl Otto, war dem Vorbilde seines Vaters getreu in die Armee eingetreten und stand als Lieutenant und Adjutant im Alt-Woldeckischen Infanterie-Regimente, das in Berlin garnisonirte. — Auszer diesem Sohn hatte der General noch drei Töchter, von denen die älteste den Generallieutenant, ersten Generaladjutanten und Hofjägermeister Heinrich Wilhelm von Anhalt, die zweite den Bruder desselben, den Major Carl Philipp von Anhalt, Commandeur des reitenden Artilleriecorps, und die dritte den Landrath v. Gersdorf im Crossener Kreise geheirathet hatte.

Am 5. Juni 1780 starb die älteste Tochter, die Generalin von Anhalt, in Göritz, als sie sich bei ihren Eltern zum Besuche aufhielt Es war dies ein harter Schlag für den 68jährigen Vater, der diese Tochter, die Frau eines seiner treuesten Freunde, über Alles liebte. Er überlebte sie nicht lange. Seine Leiden nahmen immer mehr zu und am 2. April 1782 starb er in Göritz in seinem 70. Lebensjahre. —

XX.

Umschau in der Militair-Literatur.

1. **Die Bergzeichnung auf Plänen.** — Ein Lehrbehelf. — Mit Figurentafeln. — Von v. **Rüdgisch**, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule zu Metz. — Metz 1874. — Deutsche Buchhandlung (Georg Lang). — 8°. 125 Seiten. Pr. 4,50 Mk.
2. **Die Terrain-Recognoscirung** mit Rücksicht auf die Truppenführung nebst Anleitung zum Croquiren und Abfassen der Berichte. — Von v. **Rüdgisch** etc. — Mit Figuren. — Metz 1874. — Deutsche Buchhandlung etc. — 8°. 176 Seiten. Pr. 3,20 Mk.
3. **Instrumente und Operationen der niederen Vermessungskunst.** — Von v. **Rüdgisch** etc. — Mit 239 Figuren. — Cassel 1875. — Verlag von Theodor Kay. — 8°. 436 Seiten. Pr. 24 Mk.

Die letzten Jahrzehnte haben auf dem Gebiete der Terraindarstellung wesentliche Neuerungen und Fortschritte gebracht. Die schnell sich folgenden Umwälzungen konnten in der bezüglichen Literatur nicht mit gleicher Schnelligkeit zum Ausdrucke gebracht werden. Als nun in den jüngst verflossenen Jahren mit der Einführung des Metermaaszes und in der Neuconstruction von Instrumenten ein gewisser Abschluss erreicht war, da machte sich das Bedürfniss fühlbar nach einem Werke, welches allen diesen Fortschritten Rechnung trug, und auf der Höhe der Wissenschaft stand.

Diesem Bedürfniss helfen die drei vorbezeichneten Schriften ab. Sie orientiren den Leser über alle Neuerungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Terrain-Darstellung, Instrumenten-Lehre etc., sie bringen die erreichten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen zum Ausdrucke.

Die reiche Fülle des Stoffes ist mit groszer Gewandtheit behandelt, wobei den Verfasser seine langjährige Thätigkeit als Lehrer an den Kriegsschulen zu Cassel und Metz wohl unterstützt hat.

Wir können die bezeichneten Schriften, welche von den Verlagsbuchhandlungen mit anerkennenswerther Sorgfalt ausgestattet sind, Lehrern und Lernenden als Hülfsmittel nur auf das Wärmste empfehlen.

Auf den Inhalt der einzelnen Werke näher eingehend, bemerken wir Folgendes:

1. Unter dem schlichten Titel: „Die Bergzeichnung auf

Plänen — Ein Lehrbehelf", giebt uns der Verfasser ein eingehendes Bild der gesammten Terraindarstellungs-Kunst. Auf der Basis dieser Kunst, der Projectionslehre aufbauend, entwickelt er in lichtvoller Weise die beiden bei uns gebräuchlichsten Manieren der Terraindarstellung in Bergstrichen und Horizontalen. Die kurz berührte Theorie der „schiefen Beleuchtung" dürfte für orographische Karten in kleinem Maaszstabe, namentlich für Schulzwecke, sehr praktisch sein. Wir verweisen hier auf die Schulkarten von H. Möhl. —

Nachdem die theoretischen Gesetze für die Bergzeichnung an der Hand von Aufgaben, die namentlich den Schülern sehr willkommen sein werden, entwickelt sind, geht der Verfasser auf die Technik der Bergzeichnung über.

Die Regeln, welche hier gegeben sind, beruhen auf praktischer Grundlage und müssen daher sehr willkommen sein. Leider wird es von den Lehrern des Zeichnens vielfach versäumt, den Schülern die kleinen, praktischen Hülfen zu geben, welche zur Ausführung einer correcten Zeichnung nöthig sind, und die Zeit, welche auf die Anfertigung von Plänen verwendet wird, steht oftmals mit den erlangten Resultaten nicht im Einklange, weil dem Schüler nicht die nöthige rationelle Anleitung zum Zeichnen gegeben wurde.

Von ganz besonderem Interesse ist das Capitel „die Bergzeichnung in der Praxis", in welchem uns die Urtheile von Autoritäten wie Sydow und Streffleur über die Terraindarstellungs-Manieren mitgetheilt werden.

Sehr richtig wird der Streit, ob die Horizontalen- oder die Bergstrich-Manier besser sei, als ein müsziger bezeichnet; beide Manieren haben ihre Vor- und Nachtheile, jeder Manier muss ihr Feld zuerkannt werden.

Wir können dem Verfasser nur zustimmen, wenn er das Planlesen zum gröszten Theile als Uebungssache bezeichnet. Die maaszgebenden Gesichtspunkte sind daher in möglichster Kürze entwickelt worden. Die Beschreibung von Terrainstücken als Uebungen im Planlesen scheinen uns einen nur untergeordneten Werth zu haben. Derartige meist langathmige Beschreibungen geben selten ein wirklich klares Bild des Terrains. Selbst die musterhafte Terrain-Beschreibung, welche der Verfasser auf neun enggedruckten Seiten über die Schlachtfelder von St. Privat und Mars la Tour liefert, kann uns nicht davon überzeugen, dass diese Uebungen einen besonderen Werth für den Schüler haben.

Praktische Recognoscirungen im Terrain mit der Karte in der

Hand scheinen uns das beste Mittel zum Erlernen des Planlesens zu sein.

2. „Die Terrain-Recognoscirung mit Rücksicht auf die Truppenführung“ ist die zweite Auflage der von demselben Verfasser erschienenen „Anleitung zur Anfertigung von Recognoscirungs-Berichten und Croquis“ und soll ein Hülfsmittel für derartige Uebungsaufgaben im Terrain sein. Diesen Zweck erfüllt das Buch durch seine praktische und gedrängte Abfassung vollständig.

Mit einzelnen Auslassungen des Verfassers können wir uns aber nicht ganz einverstanden erklären.

Verfasser sagt z. B. auf S. 14: „Der Zweck des Gefechtes ist der, dass man den Feind durch unvermuthete Kräfte an nicht geahntem Orte in einem ihm unbequemen Augenblicke überrasche, dies gilt sowohl für den Angreifer wie für den Vertheidiger.“

Die Ueberraschung mit unvermutheten Kräften etc. bezeichnet wohl mehr die Art und Weise, wie man zur Erreichung des Zweckes gelangen will, nicht aber den Zweck selbst.

Ferner scheint uns dem Terrain eine zu wichtige Rolle zugeschrieben zu sein. Es ist nicht zu verkennen, dass der Verfasser bemüht gewesen ist, in dieser Hinsicht mit den früher vielfach vorherrschenden Ansichten zu brechen, wie er es auch namentlich auf Seite 18 ausspricht. Dennoch aber kommt er auf dieselben zurück, wenn er z. B. dem Terrain einen Einfluss zuschreibt auf die Wahl der geschlossenen oder zerstreuten Fechtart. Der besondere Gefechtszweck und die Feuerwirkung, das sind die Factoren, welche die Wahl der Fechtart heutzutage bestimmen, und wenn Verfasser auf Seite 17 sagt: „Heutzutage zwingt in übersichtlichem Terrain die riesige Feuerwirkung übrigens oft genug zur Annahme der aufgelösten Ordnung“, so möchten wir behaupten, dass dies in übersichtlichem Terrain wohl immer der Fall ist.

Die Beurtheilung der Terrain-Objecte etc. ist kurz und klar gehalten.

Den sehr ausführlich angeführten Gesichtspunkten über die Beurtheilung von Eisenbahnen möchten wir hinzufügen, dass nicht nur die Zahl der Geleise auf den Bahnhöfen, sondern vor Allem ihre Länge wichtig ist.

Ferner ist es durchaus erforderlich, die Zahl der vorhandenen Wasserstationen und das Wasserquantum, welches sie täglich liefern können, bei Recognoscirung von Eisenbahnen festzustellen, denn die

Leistungsfähigkeit derselben kann durch Mangel an Wasserstationen sehr beeinträchtigt werden.

Die Angaben, welche über die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen (12 resp. 18 Züge in 24 Stunden) gemacht sind, waren 1870 zwar noch maaszgebend, sind aber heute veraltet. Die Fahrgeschwindigkeit der Züge (36 Meilen in 24 Stunden) dürfte ebenso wenig richtig sein. Der Militairzug fährt 1 Meile in 20 Minuten, würde also 36 Meilen in 14—16 Stunden (mit Aufenthalten) zurücklegen.

Die Länge der Militairzüge geht sehr selten über 100—110 Achsen hinaus, während der Verfasser die Züge zu 60 Waggons (120 Achsen) annimmt. — Auch die Belastung der Züge ist wohl nicht ganz richtig angegeben.

Seite 71 heiszt es ferner: „Die taktische Bedeutung der Eisenbahnen als Transportlinien kann nur gering veranschlagt werden.“

Wir möchten die Scheidung einer „taktischen und strategischen“ Bedeutung der Eisenbahnen als veraltet erachten. Waren die Truppentransporte, mit welchen die Franzosen zur Schlacht bei Wörth etc. etc., die Deutschen zur Schlacht an der Hallue, bei St. Quentin etc. etc. Verstärkungen heranzogen, nicht ebensowohl eine taktische, wie auch strategische Benutzung der Eisenbahnen? Die Taktik und Strategie greifen oft so innig ineinander, dass eine grundsätzliche Trennung für den vorliegenden Zweck kaum möglich ist. Geeigneter scheint es uns, die Benutzung der Eisenbahnen nach der Zeit (Mobilisirung, Concentrirung der Armee, Zeit der Operationen u. s. w.) zu gliedern.

Nach unserer Ansicht hat Verfasser überhaupt den Eisenbahnen eine zu geringe Rolle beigemessen. Dieselben sind heute eines der wichtigsten Kriegsmittel und werden, worauf besonders hinzuweisen ist, bei den Operationen auf der „inneren Linie“ eine grosze Bedeutung erlangen. — Bei Zerstörung der Schienen scheint uns nicht minder wichtig, als der angeführte „Schraubenschlüssel“ die Dynamit-Patrone zu sein, welche die Cavallerie bekanntlich mit sich führt. Im Uebrigen können wir nur wiederholen, dass das vorliegende Buch ein willkommenes Hülfsmittel bei Terrain-Recognoscirungen etc. ist.

3. Von ganz hervorragender Bedeutung sind „die Instrumente und Operationen der niederen Vermessungskunst“.

Das Werk ist unseres Erachtens das gründlichste, welches über diesen Gegenstand aus militairischer Feder hervorgegangen ist. Es enthält die Beschreibung aller Instrumente, welche heute beim Ge-

neralstabe, den Militair-Bildungs-Anstalten, sowie dem Ingenieurcorps bei Vermessungen Anwendung finden. Der Verfasser hat hierbei durch die wissenschaftliche Behandlung die an und für sich für den Militair nicht immer interessante Instrumentenlehre zu einer schmackhaften Kost umgestaltet. Auf einer klaren Darstellung der „mechanischen Elemente" baut er folgerichtig und allmälig ein Gebäude auf, welches schlieszlich in dem Theodoliten seinen Abschluss findet.

Die Motive und Grundzüge der Constructionen, welche überall angeführt sind, dienen dazu, die letzteren leichter dem Gedächtnisse einzuprägen; auch die zwischen den Text gedruckten vortrefflichen Zeichnungen tragen wesentlich zum Verständnisse bei.

Unmittelbar an die Abhandlung über die einzelnen Instrumente schlieszt sich jedesmal eine Besprechung der Operationen an, welche mit denselben ausgeführt werden. Dabei ist es vermieden, für die Aufnahme bestimmter Terrain-Objecte, wie es bisher in Lehrbüchern geschehen, gewisse Recepte zu geben, welche für den Kenner überflüssig sind, dem Lernenden aber leicht falsche Begriffe beibringen, als ob bei Aufnahme dieser Terrain-Objecte andere, als die „Elementar-Operationen", Anwendung finden müssten.

Mit Recht wird besonderer Werth auf die Prüfung und Correctur der Instrumente gelegt. Oft glaubt der Topograph und Geometer, dass Fehler in der Aufnahme auf Fehler der Instrumente zurückzuführen seien. Versteht er dann sein Instrument richtig zu prüfen, so kann er es leicht corrigiren, oder eventuell andere Fehlerquellen feststellen.

Verfasser wünscht auf Seite 289 eine Prüfung der Kippregel mit Rücksicht darauf, ob die Fernrohraxe (Visirlinie) mit der Ziehkante des Lineals in derselben (bei der Dänischen Kippregel in paralleler) Verticalebene liegt. Wenn diese Prüfung von mancher Seite für überflüssig gehalten wird, so möchten wir darauf hinweisen, dass diese Prüfung zwar für das einzelne Messtischblatt nicht erforderlich ist; wenn es sich aber um eine Landesaufnahme handelt, wo viele Messtischblätter zusammengesetzt werden, dann erscheint es dringend nöthig, dass die Kippregeln auch nach der bezeichneten Richtung geprüft und zur Uebereinstimmung gebracht werden. —

Neu ist die „mechanische" Fortschaffung des Correktions-Winkels bei den Messtischen, welche, wie der neue Breithaupt'sche, eine feine Horizontalstellung durch Stellschrauben gestatten. Diese auf Seite 276 kurz erwähnte Methode der Beseitigung des Correc-

tions-Winkels erscheint uns einfacher und praktischer als die zeitraubende Rechnung, bei welcher sich leicht Fehler einschleichen.

Auch die neuesten Aufnahme-Instrumente (Deutscher Messtisch und Kippregel), welche auf Veranlassung des Generalstabes von den berühmten mathematisch-mechanischen Institute von Breithaupt und Sohn in Cassel construirt worden sind, haben in dem vorliegenden Werke Erwähnung gefunden.

Verfasser hat in diesem Institute vorzugsweise seine eingehenden Studien in der Instrumentenkunde gemacht und schöpfte hier in der besten Quelle.

Besonders möchten wir noch anerkennen, dass das vorliegende Buch mit groszer Gewissenhaftigkeit jedem Erfinder sein Verdienst beimisst, was hier von ganz besonderem Werthe ist, weil die mathematischen Instrumente bekanntlich in der Praxis jeglichen Schutzes entbehren und überall der Gegenstand von Nachahmungen sind. — Zum Schlusse wollen wir noch auf die sehr interessanten „Andeutungen über die Arbeiten der höheren Vermessungskunst und Kartirung“ hinweisen.

Fremde Artillerie. Notizen über Organisation und Material der ausserdeutschen Artillerien, aus der neueren Militair-Literatur zusammengestellt von R. Stein, Hauptmann à la suite des Schleswig'schen Fusz-Artillerie-Bataillons Nr. 9, Lehrer an der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Berlin, 1876. F. Schneider & Co. (Goldschmidt und Wilhelmi.) Kl. 8°. — 104 Seiten. — Preis 2 Mark.

Ueber die Friedens-Organisation, Kriegs-Formation, Bildungs-Anstalten, Material u. s. w. der Artillerie 17 Europäischer Heere und Nord-Amerika's bringt das vorliegende Buch in fasslicher und klarer Weise das Beste, was in der Militair-Literatur in dieser Beziehung veröffentlicht ist. Es giebt also Gelegenheit, sich schnell und mit genügender Genauigkeit über den augenblicklichen Standpunkt der verschiedenen Artillerien zu orientiren. Sind in dem Buche selbst Vergleiche und daran zu knüpfende Folgerungen über Qualität und Quantität der Truppe und des Materials in den einzelnen Staaten nicht gemacht, so bietet dasselbe jedoch ein reiches Material, um dergleichen Betrachtungen nach den verschiedensten Richtungen hin anstellen zu können. Während je nach der Bedeutung der einzelnen Heere, z. B. Montenegro mit einer, Rumänien mit drei, Griechenland mit fünf, Serbien mit dreizehn Zeilen abgefertigt worden, sind der Französi-

schen Artillerie fast 19, der Oesterreichischen 17, der Russischen 15, der Italienischen 13 etc. etc. Druckseiten gewidmet. In dem Schluss-Abschnitte „Tabellen“ befinden sich Schlusstafeln der Französischen, Russischen, Italienischen und Englischen Feldgeschütze, in den drei Anlagen eine Zusammenstellung von Grószen-, Gewichts-, Ausrüstungs- etc. etc. Verhältnissen der Feld-, Gebirgs- und Positions-Geschütze einiger Artillerien.

Wir haben das Büchlein mit der Ueberzeugung aus der Hand gelegt, dass es seinen Zweck vollständig erfüllen wird, welcher der sein dürfte, nicht nur im Allgemeinen zu unterrichten, sondern für den einzelnen Fall dem nach artilleristischen Details Suchenden Genügendes zu liefern.

Bestimmungen über das Scheiben-Schieszen der Infanterie, Berlin 1875. —

Durch die neue Schieszinstruction, oder wie der officielle Titel heiszt: „Bestimmungen über das Scheiben-Schieszen der Infanterie d. d. Berlin, den 28. September 1875“, ist einem für die Ausbildung der Armee im Schieszen, nachdem dieselbe nunmehr vollständig mit dem M./71. bewaffnet, überaus wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen worden.

Wir müssen zunächst besonders hervorheben, dass die Instruction in gedrängtester Kürze abgefasst ist und ein sehr handliches Format besitzt. —

Alle jene reichen Erfahrungen, welche man seit Emanirung der bisherigen Instruction — 1864 — auf beregtem Gebiete gesammelt, sind berücksichtigt, vor allen Dingen ist aber der Ausbildung der Truppe im gefechtsmäszigen Schieszen den Anforderungen der Gegenwart entsprechend das höchste Interesse geschenkt worden.

Zum ersten Male finden wir, den früheren Traditionen entgegen, sehr werthvolle Notizen über die ballistischen Leistungen der Waffe, eine Folge jener Cabinets-Ordre, welche die secrete Behandlung der Instruction über das M./71. etc. etc. aufhebt. Es wird durch diesen Umstand sicherlich sehr bald eine gröszere Klarheit und ein besseres Verständniss über die Leistungsfähigkeit unserer, sowie in gewissem Grade auch der anderen modernen Präcisionswaffen bei der Armee Eingang finden.

Das Capitel „Ausbildungs-Methode“ ist vortrefflich redigirt; die jahrelangen Erfahrungen der Militair-Schieszschule haben hierbei ein werthvolles Material zur Verfügung gestellt.

Die Führung resp. Aufstellung der Schieszbücher, Listen und

Berichte, die früher zum Theil complicirt war, zum Theil Manches zweifelhaft liesz, wird in Zukunft eine ungleich correctere werden. —

Das Capitel über die Einrichtung etc. etc. der Schieszstände umfasst jetzt das früher im A. V. Bl. u. a. w. vereinzelt Enthaltene. —

Die Scheibengelder sind von 240 auf 360 Mk. erhöht; die gröszeren Anforderungen, welche man in Zukunft an die Ausbildung der Truppe im Schieszen stellen muss, sowie der hierdurch hervorgerufene bedeutende Verbrauch an Scheibenmaterial etc. etc. machten diese Masznahmne dringend nothwendig. —

Der Gefahr, die in den groszen Schussweiten unserer Waffe für das Aufsichtspersonal etc. im Bereiche der Schieszstände vorhanden, ist durch eine detaillirte Angabe von „Sicherheits-Maaszregeln zur Verhütung von Unglücksfällen“ thunlichst vorgebeugt; desgleichen sind die Obliegenheiten des Aufsichtspersonales präcisirter angegeben. — Der Schritt hat dem Metermasze völlig weichen müssen. —

Die Bestimmungen über die Versetzung der Schieszklassen, sowie über die Ertheilung von Schieszauszeichnungen sind nicht unerheblich verändert. Man beabsichtigt durch die eingetretenen Erleichterungen den gröszeren Theil der Mannschaft während ihrer Dienstzeit die drei Schieszklassen durchschieszen zu lassen und sie auf diese Weise für das gefechtsmäszige Schieszen möglichst vielseitig und gewandt zu machen. Durch erleichterte Bedingungen wird in Zukunft das Schützenabzeichen häufiger zur Ausgabe gelangen und den Compagnie-Chefs in Kriegszeiten die Möglichkeit geboten sein, eine gröszere Zahl geübter Schützen bei der Einziehung der Reserven sofort gekenntzeichnet zu sehen. — —

Die Armee hat eine vorzügliche Waffe und nunmehr auch eine vortreffliche Schieszinstruction in Händen; sie wird, wenn sie den Schieszdienst wie bisher betreibt, den hohen Ruf, der ihr gerade in diesem Dienstwege vorangeht, auch in Zukunft bewahren. —

Wenn wir schlieszlich noch einen Wunsch auszusprechen hätten, so wäre es der, nachdem in der neuen Instruction die Notizen über das Distanzschätzen in Wegfall gekommen sind, recht bald eine den heutigen Anforderungen entsprechende officielle Anleitung über qu. Disciplin, sowie über die Theorie des Schieszens in Händen zu haben, um auch hierin mehr Sicherheit und Klarheit in die Ausbildung der Armee zu bringen. —

Auf zwei soeben in Oesterreich erschienene Werke sei hier kurz verwiesen, da sie auch in Deutschland Interesse finden werden.

Das eine derselben: **„Landeskunde des Königreichs Dalmatien und seiner Hinterländer Bosnien und Herzegowina.** — 2. Heft. Bosnien und Herzegowina. — Herausgegeben von der Redaction der Militair-Zeitung „Vedette" — bringt auf 61 Seiten eine kurze Geschichte der beiden Länder von Entstehung dieser Staaten bis zur Gegenwart, sowie eine genaue, recht praktisch-gruppirte geographische Beschreibung beider Länder; auch die politischen und militairischen Verhältnisse sind mit Rücksicht auf die augenblickliche Lage gebührend in Betracht gezogen.

Das andere Werk, ein **Notiz-Kalender für Seiner Majestät Kriegs-Marine 1876** — zusammengestellt und herausgegeben von **Anton Winkler.** IV. Jahrg. Pola. — ist deshalb hier besonders erwähnt, weil es neben seinem sonstigen reichen Inhalte eine Menge interessanter Details über das schwimmende Flottenmaterial der Oesterreichischem Kriegsmarine enthält; auch ist dem Büchlein ein Verzeichniss der activen Marine-Offiziere beigefügt. —

Systematischer Selbstunterricht zur Ausbildung der Richtkanoniere bei der Feld-Artillerie. Unter Benutzung der neuesten Feld-Artillerie-Vorschriften für den praktischen Gebrauch verfasst von **Fr. Otto**, Königl. Bayerischer Artillerie-Offizier. — Ingolstadt; 1875. Krüll'sche Buchhandlung. —

Dem kleinen, recht praktisch angelegten Instructions-Büchlein ist eine grosze Verbreitung ganz besonders zu wünschen, da die Wirkung des neuen Artillerie-Materiales wesentlich bedingt wird durch ein genaues Richten. Die Ausbildung in diesem Dienstzweige hat gegen früher bedeutend an Werth gewonnen und giebt das vorliegende Werkchen den ausbildenden Offizieren manchen verwerthbaren Fingerzeig.

Die Königliche Hofbuchhandlung E. S. Mittler und Sohn hierselbst hat bei Gelegenheit ihres sechzigjährtgen Bestehens ein umfangreiches Verzeichniss der in ihrem Verlage während dieser Zeit erschienenen militairischen Werke veröffentlicht und der Redaction mit der Bitte zugestellt, darauf aufmerksam zu machen, dass dasselbe gratis bei ihr zu haben sei.

XXI.

Verzeichniss der bedeutenderen Aufsätze aus anderen militairischen Zeitschriften.

(15. Januar bis 15. Februar 1876.)

Neue militairische Blätter (Februar-Heft 1876): Ueber die Ausbildung der Recruten durch den Recruten-Offizier. — Der submarine Krieg. — Die Milizarmee Canada's. — Ueber die Feldtelegraphen der Alten.

Allgemeine Militair-Zeitung (Nr. 2—4 pro 1876): Die strategische Seite der Reichs-Eisenbahnfrage. — Die dreitägige Schlacht bei Belfort.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie (Heft I): Die Expedition S. M. S. „Gazelle". — Aus den Reiseberichten S. M. S. „Augusta".

Streffleur's Oesterreichische militairische Zeitschrift (XII. Heft 1875): Taktische Studien. — Die Belagerung der Feste Hohentwiel durch den Kaiserlichen Feldzeugmeister Sparr und ihre Vertheidigung durch den Württembergischen Obersten Widerhold. — Die verschiedenen Abstufungen der Fortificationen nach Bauart und Widerstandsfähigkeit und Versuch einer Nomenclatur derselben. — Zum Treffen bei Neu-Rognitz und Rudersdorf. — Streffleur's allgemeine Terrainlehre mit Beispielen zu deren praktischer Verwerthung für Militairs, Ingenieure, Naturforscher, Geographen etc. — **(I. Heft 1876):** Das Wirken des Streif-Corps unter dem K. K. Obersten Emanuel Grafen Mensdorff-Pouilly im Feldzuge 1813 in Deutschland. — Ueber die Anwendung der Formationen des Exercir-Reglements und über die Ausbildung der Truppen für das Gefecht. — Der gezogene Mörser und die Belagerungs-Batterien. — Ueber den Aufklärungsdienst einer Französischen Cavallerie-Division.

Organ der militair-wissenschaftlichen Vereine (XII. Band, I. Heft): Taktische Studien. — Die Russen in Turkestan. — Die Spanische Armee im Jahre 1875. — Der Mobilisirungsplan für die Englische Armee. — Das neue tragbare Schanzzeug der Deutschen Infanterie. — Beiträge zur Geschichte des Generalstabes.

Oesterreichisch-Ungarische militairische Blätter (I. Band, I. bis 3. Heft): Ueber Gefechtsübungen gröszerer taktischer Abtheilungen mit scharfer Munition. — Die Bedeutung der Jäger- und Schützentruppe im Deutschen Heere und die heutige Anwendung des Laufschrittes in demselben. — Der neue Mobilisirungsplan des Englischen Heeres. — Das Eisenbahndefilé zwischen Bologna und Florenz. — Die gröszte Kanone Deutschlands. — Die diesjährigen Preuszischen Herbstmanöver in Schlesien. — Die Reform der Französischen Wehrmacht. — Die Ladevorrichtungen auf dem Englischen Panzer-Thurmschiffe „Thunderer".

Oesterreichisch-Ungarische Wehr-Zeitung (Nr. 4—12): Die flüchtige Befestigung am Schlachtfelde und bei der operirenden Armee. — Ueber die Verwendung der Reiterei. — Ueber gröszere Feldübungen und Manöver. — Die erste Wiener Hufeisen-Fabrik (System Mazzolein Sterle) und ihre eventuelle Bedeutung für die K. K. Armee.

Oesterreichisch-Ungarische Militair-Zeitung „Vedette" (Nr. 4—9): Das Milizsystem in Verbindung mit einem stehenden Heere. — Unser Generalstab im Verlaufe von hundert Jahren.

Oesterreichische Militair-Zeitung (Nr. 5—16): Das moralische Element eines Heeres. — Das Eisenbahn-Programm der General-Inspection der Eisenbahnen vom Jahre 1876. — Cavallerie. — Reichsbefestigung und Eisenbahnen. — Betrachtungen über die Artillerie. — Ob das Bataillon aus sechs oder vier Compagnien bestehen soll? — Ueber die Disciplinarstrafen gegen Offiziere.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genie-Wesens (I. Heft 1876): Die Organisation der Deutschen Artillerie. — Die Rolle der modernen Lagerfestungen in künftigen Kriegen nach den Aussichten ihrer Gegner. — Die Panzerthürme.

Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens (Nr. I und 2 1876): Ueber die Gatling-Kanone. — Die Obuchoff'schen Gussstahlwerke, die dort gegenwärtig beobachtete Methode der Erzeugung von Gussstahl nnd deren Gussstahlerzeugnisse. — Probeschieszen aus den eilfzölligen Geschützen des Russischen Panzerthurmschiffes Admiral Spiridoff.

L'avenir militaire (Nr. 330—335): Die Bataillonsschule. — Die Unterbringung der Truppen. — Die Pontonniere in der Schweiz. — Die Jäger-Bataillone zu Fusz in Algier. — Zum neuen Soldtarif. — Militair-Instruction und öffentliche Instruction.

Le Spectateur militaire (15. Januar 1876): Studien über das Kriegsbudget pro 1876. — Die Insurrection in der Herzegowina. — Ueber die Organisation der Deutschen Armee. — Gleichmäszige Taktik für alle Kriegs-Operationen der Infanterie. — Die Operationen des Werder'schen Corps.

Journal des sciences militaires (Januar 1876): Marschtaktik. — Der Amerikanische Krieg. — Von dem Luftwiderstande gegen Geschosse. — Die Schlacht bei Fleurus.

Revue d'Artillerie (Januar-Heft 1876): Die jüngsten Verbesserungen des Materials bei der Deutschen Artillerie. — Methodische Instruction des Zielens für die Feld-Artillerie.

Revue Maritime et Coloniale (Februar-Heft 1876): Die Kriegsmarine Russlands.

Russ. Invalide (Nr. 1—17 pro 1876): Jahresübersicht der Armeeverhältnisse aller Europäischen Mächte. — Uebersicht der Veränderungen bei der Russischen Armee im Jahre 1875. — Die Russische Militair-Literatur im Jahre 1875. — Uebersicht der wichtigsten Vorgänge in Asien während des Jahres 1875.

Morskoi Sbornik (Januar-Heft 1876): Mittel gegen das Versinken der Schiffe. — Ueber die vortheilhafteste Art der Anbringung von Motoren bei Schiffen.

Wojenny Sbornik (Januar-Heft 1876): Uebersicht der historischen ntwic kelung der Russischen Streitkräfte bis 1708, nebst einem kritischen Resumé der Campagne von 1708. — Drei Jahre aus der Geschichte der Kämpfe und der Herrschaft der Russen im Kaukasus. — Der Einfluss der Hinterlader auf das Feuer, den Kampf und die kriegerische Ausbildung der Infanterie. — Die Militairpflichtigkeit des Donischen Kosakenheeres sonst und jetzt.

Russ. Ingenieur-Journal (November-Heft 1875): Ueber den Bau und die Wiederherstellung von Eisenbahnbrücken während des Krieges. (Fortsetzung.)

Russ. Artillerie-Journal (Januar-Heft 1876): Von dem Gegner der künstlichen Metall-Constructionen. — Die Kriegs-Akademie zu West-Point. — Die Industrie des Russischen Salpeters.

L'Esercito (Nr. 4—17): Ein Rückblick auf die Alpen-Compagnien. — Die Hygienie und die Feldlager. — Der Krieg zwischen Egypten und Zanzibar. — Die Schlacht von Legnano. — Die fieberhafte Thätigkeit in der Militairsprache. — Die Lager im Jahre

1876. — Ursachen des Schwindens der Solidität der Armeen. — Der Bürgerkrieg in Spanien.

Rivista militare italiana (Januar-Heft 1876): Das Italienische Heer im Jahre 1875. — Betrachtungen über die neue Infanterie-Taktik, angewendet auf die Italienische Armee. — Summarische Uebersicht der groszen Manöver von 1875. — Das Gesetz für die Territorial-Miliz und für die Communal-Miliz. — Die Operationen der zweiten Deutschen Armee im Deutsch-Französischen Kriege 1870 bis 1871.

Giornale d'Artiglieria e genio (Februar 1876): Das proponirte 90-Tons-Geschütz für Küste und Marine des Generalmajors Rosset. — Die modernen elektro-magnetischen Maschinen und ihre Anwendung zur elektrischen Beleuchtung, für die Militair-Telegraphie und zur Entzündung von Minen und Torpedo's. — Die in Dartmoor im August und September 1875 ausgeführten Versuche über die Wirkungen der Feld-Artillerie. — Dampfwagen für fahrbare Straszen.

Rivista marittima (December-Heft 1875): Studien über Verbesserung und Erweiterung des Hafens von Genua. — Die Gründung einer Kriegsmarine im Jahre 1600. — **(Januar-Heft 1876):** Ueber die Thätigkeit der modernen Artillerie in den See- und Küstengefechten.

Cronaca militare estera (Nr. 2): Das neue Exercir-Reglement der Französischen Cavallerie.

Army and Navy Gazette (22. Januar): Der Feldzug in Indien in den Jahren 1857 bis 1858. — **(29. Januar):** Der Stand des Heeres und der Marine in England. — **(5. Februar):** Mobilisation des Commissariats. — Der Malayische Krieg. — **(12. Februar):** Der Generalstab einer Armee.

Naval and Military Gazette (Nr. 2249—2251): Ist England gerüstet? — Die Chinesische Armee. — National-Vertheidigung. — Der Französische Soldat.

La Belgique militaire (Nr. 261—265): Rede des Generals Brialmont in der öffentlichen Sitzung der Königl. Belgischen Akademie der Wissenschaften vom 16. December 1875. — Von der National-Reserve. — Belgien wird keine National-Reserve haben.

De nieuwe militaire spectator (Nr. 1): Louvois und die Republik der Vereinigten Niederlande.

De militaire spectator (Nr. 2): Die stahlharte Bronce. — Die Königl. Kriegs-Akademie zu Breda.

Allgemeine Schweizerische Militair-Zeitung (Nr. 2—6): Unser Militairsanitätswesen. — Entwurf eines Reglements für die Verwaltung der Schweizerischen Armee. — Die Revolverfrage. — Zur militairischen Situation Deutschlands. — Soll in unserer Armee tragbares Pionnier-Werkzeug eingeführt werden? — Die Infanterie der Französischen Territorial-Armee.

Revue militaire suisse (Nr. 3): Verwendung und Hantirung des Vetterli-Gewehrs.

Zeitschrift für die Schweizerische Artillerie (Nr. 11 und 12 pro 1875, Nr. 1 pro 1876): Die Entwickelung der Feld-Artillerie von 1815 bis 1873. — Die Krupp'sche $35^1/_2$-Centimeter-Kanone.

Kongl. Krigsventenskaps-Akademiens (December-Heft 1875): Bericht über die Schieszversuche mit dem Infanteriegewehr.

Memorial de Ingenieros y revista cientifico militar (Nr. 37): Der Krieg im Norden Spaniens. — Anwendung der Granaten als Minenzünder.

Verantwortlich redigirt von Major v. Marées, Berlin, Bülow-Strasze 5.
Verlag von F. Schneider & Co. (Goldschmidt & Wilhelmi), Berlin, Unt. d. Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Anlage 5.

Ordre de bataille der Preuszischen Armee in der Schlacht bei Kunersdorf.

Avantgarde.

Generalmajor Jung Schenkendorf 4 Bataillone.
Generalmajor von Lindstedt 4 Bataillone.

Se. Majestät der König.

Erstes Treffen.

Generallieut.	Generalmaj.	Bat.	Esc.
Seidlitz	Schmettow, Cür.		10
Hülsen	Thiele	4	
	Knobloch	6	
Wedell	Jung Stutterheim	6	
	Diericke	6	
Pr. v. Württemberg	Schlaberndorf, Cür.		5
	Horn, Cür.		10
	Summa:	22	25

Zweites Treffen.

Generallieut.	Generalmaj.	Bat.	Esc.
Schorlemmer	Puttkammer,†		
	Hus		10
	Platen, Drag.		10
Itzenplitz†	Grabow	5	
Kanitz	Itzenplitz	6	
	Rebentisch	4	
Platen	Spaen, Cür.		20
	Summa:	15	40

Reserve.

		Bat.	Esc.
von Fink	Meinicke		18
	Klitzing†	8	
	Aschersleben		17
	Summa:	8	35

An der Brücke.

	Bat.	Esc.
Flemming	7	
Malachowsky, Hus.		5
Summa:	7	5

Während der Schlacht in Frankfurt a. O. Oberst von Wunsch mit 3 Bat. (in Lebus).

Die Namen mit gesperrter Schrift bezeichnen die verwundeten, † die gefallenen Generale.

Anlage 6.

Ordre de bataille der Preuszischen Armee in der Schlacht bei Liegnitz.

Se. Majestät der König.

Erstes Treffen.

Markgraf Karl.

Generallieut.	Generalmaj.	Bat.	Esc.
v. Zieten	Bandemer		10
	Schwerin		10
v. Wedell	Stutterheim	5	
	Zeunert	6	
v. Wiedt	Saldern	4	
	Schenkendorf	5	
Pr. v. Holstein	Aschersleben		15
	Summa:	20	45

Zweites Treffen.

Generallieut.	Generalmaj.	Bat.	Esc.
v. Bülow	Czettritz		5
	Normann		5
	Tettenborn	6	
	Anhalt	6	
	Krokau		5
	Summa:	12	15

Reserve.

		Bat.	Esc.
Generallieut. Gr. v. Finkenstein	Möhring-Husaren		10
	Rgtr. Holstein u.		10
	Finkenstein		10
	Obr. v. Butzke	4	
	Zieten-Husaren		10
	Summa:	4	30


32101 063967713